BESCHREIBUNG DER INSEL CEYLON UND IHRER BEWOHNER: NEBST EINER NACHRICHT VON EINER...

Robert Percival

Digitized by Google

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google

A 1373.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Eilfter Band.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1804.

Digitized by Google

Digitized by Google

Robert Percival's

Esq. Offiziers unter dem 19ten Regiment der englischen Infanterie

Beschreibung

der

Insel Ceylon

und

ihrer Bewohner.

Nebst

einer Nachricht von einer Gesandtschafts = Reise an den Hof von Kandi.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mit

einer historisch = literarischen Einleitung

herausgegeben

von

Theoph. Friedr. Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar

im Verlage des Landes = Industrie = Comptoirs,

1804.

L-660-2

Digitized by Google

Digitized by Google

DS 489
P44

Vorrede.

Unter den Land- und Reisebeschreibungen, welche in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die Länder- und Völkerkunde vorzüglich bereichert haben, zeichnet sich das Werk von Percival sehr vortheilhaft aus, das im Original unter folgendem Titel erschienen ist:

An Account of the island of Ceylon, containing its History, Geography, Natural History, with the manners and Customs of its various Inhabitants; to which is added the journal of an embassy to the court of Candy. Illustrated by a map and charts, by *Robert* Percival, Esq. of his Majesty's nineteenth regiment of foot. London, printed by and for C. and R. *Baldwin*, of New - bridge - Street, Blackefriars. 1803. 4to 420 Seiten.

Es ist um so merkwürdiger und dem Geographen willkommener, da es ziemlich ausführliche

M310432

Digitized by Google

Nachrichten von einem Lande, nämlich der Insel Ceylon oder Selan enthält, von welcher Insel wir bisher nur sehr unvollständige und unbefriedigende Berichte hatten, da die beiden vormaligen Besitzer der Küsten dieser Insel, die Portugiesen und Holländer, aus ängstlicher Politik die nähere Kenntniß dieses interessanten Landes auf das möglichste zu verheimlichen suchten.

Wir haben daher bis auf jetzige Zeiten auch nur sehr dürftige und zum Theil unzuverlässige Schilderungen von dieser so wichtigen Insel erhalten.

Es ließ sich darum hoffen, daß die Engländer, die schon so Vieles für die Erweiterung der Erdkunde gethan haben, auch zur näheren Kenntniß dieses wichtigen Fleckchens unserer Erdkugel das Ihrige mit allem Fleiße beitragen würden, seit sie an der Stelle der Holländer durch den Friedensschluß von Amiens Besitzer aller Küsten von Ceylon und somit gewissermaßen Herren der ganzen Insel geworden sind.

Robert Percival hat diese Hoffnung durch angezeigtes Werk vorläufig erfüllt, und uns eine

Digitized by Google

sehr schätzbare, allgemeine Beschreibung von Ceylon geliefert; doch ist nicht zu läugnen, daß er dem Länder = Natur = und Menschenforscher noch eine große Nachlese übrig gelassen hat; denn er hat während seines dreijährigen Aufenthalts auf dieser Insel nicht nur nicht Alles sehen und untersuchen können, was zu einer vollständigen Beschreibung derselben gehört, ob er gleich dieselbe ziemlich genau hat kennen gelernt, sondern er besaß auch, wie er selbst eingesteht, nicht alle hiezu erforderlichen gelehrten Kenntnisse.

Da jedoch sein Werk die neueste, ausführlichste und, wie alle Umstände beweisen, glaubwürdigste Beschreibung von Ceylon enthält, die ganz auf eigene Erfahrung gegründet ist, und deren Verfasser sich als einen treuen Beobachter und Erzähler darstellt, so ist dasselbe vor der Hand für die Erdkunde von großem Werthe und für jeden Geographiefreund äußerst interessant, wenn wir uns auch schon jetzt mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, noch ausführlichere und vollständigere Nachrichten von erfahrenen brittischen Erd= und Naturforschern zu erhalten.

Percivals Werk verdiente daher auch den Teutschen Geographen und Geographiefreunden in einer zweckmäßig bearbeiteten Uebersetzuug mitgetheilt zu werden und die Stelle einzunehmen, die ihm sein eigener Werth unter den neuesten Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde anweist.

Die gegenwärtige Uebersetzung ist von dem in diesem Fache schon längst rühmlichst bekannten Herrn Legations-Rath Weyland allhier sorgfältigst bearbeitet worden, und der Herausgeber hat nichts hinzugethan, als die historisch-literarische Einleitung, welche zugleich Vergleichungen mit den älteren Nachrichten von dieser Insel enthält, und eine kleine Zugabe; wodurch der Leser in diesem mäßigen Bande eine planmäßige Uebersicht der älteren und neueren Kunde von Ceylon erhält.

Zum besseren Verständniß ist die reducirte Charte von Ceylon, welche Arrowsmith dem Originale beigefügt hat, auch dieser Uebersetzung beigelegt wordeu.

Weimar im Januar 1804.

T. F. Ehrmann.

Inhalt
des eilften Bandes.

I. Percival's Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner. Aus dem Engl. Mit einer Charte.

II. Paultre's kurze Beschreibung von Syrien. Aus dem Franz. Mit einer Charte.

III. Elmore's kurze Nachrichten von Ostindien. Aus dem Engl.

Digitized by Google

Einleitung.

Die Insel Ceylon, richtiger Seilan oder Selan, bei den Arabischen Schriftstellern Selan-div oder Seren-dib *), welche an der Südost-Spitze von Vorder-Indien oder der Halbinsel diesseits des Ganges liegt, und von dem festen Lande nur durch eine untiefe Meerenge geschieden ist, gehört ganz sicher unter die merkwürdigsten Inseln unserer Erde. Sie vereiniget mehrere Gegenstände in sich, welche schon frühe die Aufmerksamkeit der Seefahrer, Handelsleute und Geographen auf sie hinziehen mußten.

Die Alten kannten diese Insel unter dem Namen Taprobana und schätzten ihre trefflichen Produkte; doch

*) Unter diesem Namen kömmt sie auch in den Arabischen Mährchen: Tausend und eine Nacht vor. Cosmas nennt schon diese Insel Silediva.

war ihnen diese Insel noch nicht genau bekannt, wie wir aus den Historikern und Geographen des Alterthums ersehen *). Die Araber kannten diese reiche Insel schon besser und ihre Geographen schildern sie als ein Land, das Gewürze, Sandel- und Brasilienholz, auch Perlen lieferte, und überhaupt sehr reich und bevölkert war **).

In späteren Zeiten ist Ceylon ***) den Europäischen Völkern näher bekannt geworden. Der berühmte Reisende Marko Polo besuchte diese Insel und theilte in seinem Tagebuche einige Nachrichten darüber mit. †) Erst aber durch die Portugiesen, welche im Jahre 1506 hieher kamen, lernten die Europäer diese merkwürdige Insel näher kennen. In dem gedachten Jahre kam der Portugiesische Admiral Almeida dahin und suchte die Mohren von derselben zu verjagen, welche Zimmt nach Aden und Ormus ausführten, auch Ceylon zum Erfrischungsplatze ihrer Schiffe benutzten, die von Malakka

*) M. s. Gosselin's Géographie des Grecs expliquée. Mannerts Geographie der Griechen und Römer, u. a. m.

**) M. s. Sprengel's Gesch. der geograph. Entdek. S. 176.

***) Der Name Ceylon rührt bloß von der verdorbenen Schreibart des Wortes Seilan oder Selan her, und muß so wie letzteres ausgesprochen werden.

†) Sprengel, am angef. Orte, S. 320.

und den Molucken Gewürze für den Arabischen und Persischen Meerbusen holten. Die Einwohner erlernten von den Portugiesen den Gebrauch der Feuergewehre und Kanonen und andere Waffen zu verfertigen. Doch erst 1517 ließen sie sich auf Ceylon nieder, damals ward ihre Festung Kolombo erbauet und die benachbarten Könige mußten ihnen einen jährlichen Tribut an Zimmt, Ringen mit Diamanten und Rubinen geziert, und Elefanten erlegen. Ceylon war damals in neun Reiche vertheilt. In der Mitte der Insel lag das Reich Kandi und von den heutigen Städten waren schon Jafnapatam, Gale, Trincomale und Batecale vorhanden *).

Diese über 1700 Quadrat-Meilen große und wegen ihres Zimmts, ihrer Elefanten, Edelsteine und Perlen und anderen kostbaren Produkte schon in früheren Zeiten berühmte Insel ist uns aber weder durch die Portugiesen noch durch die Holländer, welche ersteren in dem Besitze der Küsten und des Handels derselben nachfolgten, **) so genau bekannt geworden, als es für die Erdkunde zu wünschen gewesen wäre; denn Trotz dem, daß Europäer wichtige Besitzungen auf derselben hatten, ihre

*) Barros, I. S. 203. (Sprengel, am angef. Orte, S. 403.)

**) M. s. hier unten Percival's erstes Kapitel.

Reichthümer zu ihrem Vortheile benutzten und gewissermaaßen die Herren des Landes waren, so blieb uns dieselbe doch immer noch ein sehr wenig bekanntes Land und die Zahl der Schriften, Nachrichten und Reisebeschreibungen, die wir über dasselbe besitzen, ist bis jetzt im Verhältniß mit der Wichtigkeit dieser Insel noch sehr gering.

Wir wollen hier zuerst die Titel der hieher gehörigen im Druck erschienenen Schriften in chronologischer Ordnung anführen und dann die wichtigsten derselben noch etwas näher beleuchten.

Cardim (A. F.) et Barretto (Franc.) Relation des missions des Iesuites au Iapon, au Malabar, en l' isle de Ceylan et en d' autres lieux, compris sous le nom des provinces du Iapon et du Malabar de la Compagnie de Iesus. Traduite du Portugais et de l'Italien par Iacquin Machault, à Paris 1646. 8.

Ein heut zu Tage ganz unbekanntes und selten gewordenes Werk.

Knox (Rob.) historical relation of the island Ceylon etc. London 1681. 4.

Auch ins Teutsche übersetzt unter dem Titel:

Ceylonische Reisebeschreibung, nebst Bericht von seiner zwanzigjährigen Gefangenschaft. Leipzig, 1681. 4. m. K.

Bisher das Hauptwerk über Ceylon, von welchem wir weiter unten noch ein Mehreres sprechen werden.

Saar's (Joh. Jakob) Ostindianische fünfzehnjährige = Kriegsdienste und Beschreibung, was sich in solcher Zeit von 1644 bis 1659 begeben am allermeisten auf der Insel Ceylon. Nürnberg, 1662. 8. m. K. Nürnberg, 1672. Fol. m. K.

Unzuverlässiges Handwerksburschen = Geschwätze, das der Herausgeber mit Zusätzen aus anderen Reisebeschreibungen zugestutzt hat.

Baldaeus (Phil.) Beschryving der Oostindischen Landschapen Malabar, Coromandel, Ceylon etc. l' Amst. 1671 Fol. m. Pl. —

Auch ins Teutsche übersetzt unter dem Titel:

Beschreibung der Küste von Malabar und Coromandel, als auch der Insel Ceylon aus dem Niederländischen. Amsterdam. 1627. Fol. m. K.

Enthält wenig erhebliches über Ceylon.

Ribeyro, (Iean) hiſtoire de l'isle de Ceylon, écrite en 1685 et traduite du Portugais par (M. le) Grand, à Trevoux 1701. 12. á Amſt. 1701. gr. 12. à Trevoux 1707. 12. à Amſt. 1719. 12. a. f.

Ein in Teutſchland wenig bekannt und heut zu Tage ſelten gewordenes Werk.

Mémoire pour ſervir a l'hiſtoire des Indes orientales, contenant la deſcription des isles du Cap verd, de St. Helene, du Cap de bonne eſperance, de l'isle de Ceylon ect. par un membre de la Compagnie françoiſe des Indes — 1702. 12. a. f.

Iſt in der heutigen geographiſchen Literatur nur noch dem Titel nach bekannt.

Valentyn (Franc.) Beſchryving van Oud-en Nieuw-Ooſtindien. Amſt. en Doort. 1724 — 1726 gr. Fol. VIII Deelen. m. K. Pl.

Ein ſehr ſchätzbares Werk, welches anfängt ſehr ſelten zu werden. Ueber Ceylon enthält es zwar gute, aber jetzt entbehrliche Berichte.

Salmon's gegenwärtiger Staat von der Inſel Ceylon, mit D. Gochs Anmerkungen. Hamburg, 1731. 8.

Eine

Eine bekannte Kompilation, die aber für die heutigen Zeiten meistens ihren Werth verloren hat.

Istoria naturale e politica del regno del gran Mogol, dell' Indie, di Pegu, Arracan e Ceylan, in Venezia, 1738. 8. a. f.

Ein Werk das den Teutschen Geographen nur dem Titel nach bekannt geworden ist.

Ives (Edward) voyage from England to India, in the Year 1754 — — Intersperſed with ſome intereſting paſſages, relating to the manners, cuſtoms etc. of ſeveral nations in Indoſtan. Alſo a journey from Perſia to England, by an unuſual route etc. London 1773 gr. 4. w. C. and Maps. —

Eine teutsche Ueberſetzung davon hat Dohm im Jahre 1774 zu Leipzig in 2. B. herausgegeben.

Im ersten Theile handelt ein Kapitel von der Insel Ceylon, wo selbst aber sich der Verfasser nur kurze Zeit aufhielt.

Wolf's (Joh. Christ.) vormaligen ersten Geheimschreibers in Staats- und Justizsachen zu Jaffanapatnam auf Zeilan, jetzigen Bürgers zu Röbel in Mekkenburg, Reise nach Zeilan. Nebst einem Berichte von der Holländischen

Regierung zu Jaffanapatnam 1. Thl. Berlin und Stettin, b. Fr. Nicolai 1782. 2ter Thl. 1784.

Von diesem schätzbaren Beitrage zur Kenntniß von Ceylon werden wir noch hier unten etwas sprechen.

Geriken's Seereise von London nach Ceylon und Cudelur. Halle, 1773. 8. m. K.

Ist nicht von Bedeutung.

Sonnerat (P.) Voyage aux Indes orientales et à la Chine, fait par ordre du Roi, depuis 1774 jusqu' en 1781. à Paris, 1782. 4. II Vol. avec Fig.

Von diesem für die Erd = und Naturkunde schätzbaren Werke wird jetzt eine neue vermehrte Auflage veranstaltet. Die Nachrichten von Ceylon sind jedoch nicht von großem Belange.

Eschelskroon's Beschreibung von der Insel Ceylon in Schirachs politischem Journale 1782, enthält zwar sehr gute Notizen, ist aber nur allzu kurz abgefaßt.

Boyd's (Hugh) Gesandtschaftsreise nach Ceylon. Mit historisch = statistischen Nachrichten von dieser Insel und dem Leben des Verfassers. Herausgegeben von Lawrence Dundas Campbell. Aus dem Englischen. Hamburg 1802.

Von diesem interessanten Werkchen wird unten noch weiter gesprochen.

Außer den hier angeführten Schriften finden wir zwar noch in manchen Reisebeschreibungen und anderen Werken allerlei Notizen zur Kunde von Ceylon, die aber theils zu kurz, theils nicht zuverlässig genug sind, da die Verf. diese Insel nur im Vorbeigehen berührt haben. Einige nicht unbrauchbare Schilderungen derselben trifft man auch in den Schriften über die Besitzungen der Holländer in Indien, besonders in der von Janiçon; auch im ersten Bande von Raynal's bekanntem Werke u. s. w. Wir können uns aber bei der Aufzählung solcher zerstreueten Nachrichten hier nicht verweilen, da sie nicht als eigentliche Quellen zu betrachten sind. Noch muß aber hier angemerkt werden, daß Linné im Jahr 1747 eine von Kennern geschätzte Flora Ceylanica zu Stockholm herausgegeben hat.

Die wichtigsten Original-Schriften über Ceylon sind, außer unserm Percival, die von Knox, Wolf, Eschelskroon und Boyd, von welchen so wie von ihren Verfassern wir hier noch Einiges anmerken wollen.

Robert Knox war der Sohn eines brittischen

Schiffs-Kapitäns im Dienste der Englisch-Ostindischen Handels-Gesellschaft. Im Jahr 1657, in seinem neunzehnten Jahre, machte er mit seinem Vater am Bord der Londoner Anna eine Reise nach Ostindien. Im darauf folgenden Jahre wollten sie nach Europa zurückkehren, aber ein Sturm trieb sie auf die Küste von Ceylon, wo sie von den Ceylonern auf Befehl ihres Königs gefangen genommen wurden. In dieser Gefangenschaft starb R. Knox der Vater, und der Sohn mußte darin ausharren und hatte mancherlei abwechselnde Schicksale. Erst nach Verfluß von zwanzig vollen Jahren, die er auf der Insel Ceylon unter mancherlei Umständen zugebracht hatte, gelang es ihm, sich durch die Flucht in die Holländischen Besitzungen zu retten, von wo er glücklich in sein Vaterland zurückkam.

Seine nachher dem Publikum mitgetheilte und in mehrere Sprachen übersetzte Reisegeschichte und Beschreibung von Ceylon, wurde bisher als ein klassisches Werk geachtet und war wirklich das beste, was wir bis auf unsere Zeiten über diese Insel besaßen; alle nachfolgenden Reisebeschreibungen lieferten nur einzelne Nachträge dazu; denn kein Reisebeschreiber hatte das Land so lange und so genau kennen gelernt, wie Knox, obgleich wider seinen Willen. Jedoch sieht man dem Werke auch das Zeitalter, in welchem es geschrieben wur-

de und die unerfahrne Jugend des Verfassers an, der so unvorbereitet ein Land besuchte, wo er zwanzig ganze Jahre zubrachte. Dies noch immer schätzbare Werk ist zwar durch Percival's Beschreibung ziemlich entbehrlich gemacht; doch verdient es mit diesem letztern verglichen und in zweifelhaften Fällen zu Rathe gezogen zu werden.

Wolf, von dessen Reisebeschreibung wir schon oben gesprochen haben, und die wegen der mancherlei Schicksale des Verfassers eine angenehme Lectüre gewährt, war um das Jahr 1750 (er giebt es nicht bestimmt an) nach Ceylon gekommen und hatte sechszehn Jahre lang die Stelle eines Geheimschreibers in der Holländischen Regierungs-Kanzlei zu Jaffnapatnam zugebracht. Auch er ist sehr jung und unerfahren auf diese Insel gekommen, deren Inneres er nicht selbst gesehen hat; daher konnte er auch nur Beiträge zu einer Beschreibung von Ceylon liefern — doch immer sehr schätzbare Beiträge, da seine Glaubwürdigkeit über alle Zweifel erhaben ist und er auch Gelegenheit genug hatte, gute Nachrichten einzuziehen.

Eschelskroon's kurze Berichte sind in Betreff von Ceylon nur fragmentarisch und unbefriedigend.

Sehr interessant ist Boyd's (der sich auch als Gelehrter ausgezeichnet hat) Gesandtschafts-Reise nach Kandi. Aber leider giebt sie für die Kunde von

Ceylon sehr wenig Ausbeute, kaum einige allgemeine Nachrichten und einige topographische Notizen. Boyd's Reise und Aufenthalt im Jahre 1782 dauerte nur vier Monate und sein Zweck war nicht, Beobachtungen zu sammeln, sondern den König von Kandi für die Britten und gegen die Holländer zu gewinnen. — Die von dem Herausgeber vorangeschickte Beschreibung von Ceylon ist eine wohlgerathene Kompilation, von welcher wir aber hier weiter nichts zu sagen haben *) —

Diese Uebersicht der bisher erschienenen Schriften über Ceylon beweist hinreichend, wie willkommen jedem Geographiefreunde die Erscheinung von Percival's Werke seyn mußte, welches zwar seinen Gegenstand lange nicht erschöpft; aber doch eine neue, von einem sachkundigen Manne, von einem Augenzeugen abgefaßte, sorgfältig ausgearbeitete und für die Bedürfnisse des Augenblicks wenigstens befriedigende Schilderung einer der wichtigsten Inseln der Welt liefert! — **)

T. F. Ehrmann.

*) M. s. die Recension im XI. Bde der Allg. geograph. Ephemeriden, S. 577. u. f.

**) Wir müssen hier noch anmerken, daß sich der Zustand der Engländer auf Ceylon in diesen Tagen sehr verschlimmert hat; ihr Anfangs glücklicher Krieg gegen den König von Kandi hat sich sehr traurig geendigt, und kaum bleiben ihnen jetzt noch einige feste Plätze auf der Küste übrig. Die Zeit muß das Weitere lehren.

Robert Percival's

Beschreibung der Insel Ceylon.

Digitized by Google

Beschreibung

der

Insel Ceylon,

von

Robert Percival.

Erstes Kapitel.

Einleitung — Geschichte der Insel vor der Besitznehmung der Engländer — Eroberung derselben durch die Portugiesen, Holländer und Engländer.

Als ich im Jahr 1797 mit den königlichen Truppen nach Ceylon kam, von welcher Insel ich so viele widersprechende und romanhafte Nachrichten gehört hatte, so war ich äußerst begierig, genaue Erkundigungen über die wahre Beschaffenheit derselben einzuziehen, und es machte mir während meines ganzen Aufenthaltes daselbst eine sehr angenehme Beschäftigung, alles, was mir merkwürdiges vorkam, zu meiner eigenen Belehrung aufzuschreiben. In

der Folge fand ich jedoch, daß meine gesammelten Nachrichten auch zu wichtigeren Zwecken dienen könnten. Alle bis jetzt erschienene Beschreibungen von dieser Insel sind äußerst unvollständig, denn die eifersüchtigen Holländer sorgten nicht nur dafür, daß Fremde keine Untersuchungen darin anstellen durften, sondern sie gaben es auch nicht zu, daß Jemand unter ihnen selbst die Bemerkungen, die er etwa während seines Aufenthaltes auf der Insel gemacht hatte, der Welt mittheilte. Ueberhaupt war nur sehr Wenigen von dieser Nation etwas daran gelegen, die Geschichte des Landes und seiner Einwohner genau kennen zu lernen; die Sucht Reichthümer zu sammeln, war ihre herrschende Leidenschaft, und wenn nur der Handel, den sie in den an der Seeküste gelegenen Städten trieben, glücklich von statten gieng, so bekümmerten sie sich sehr wenig um das Innere der Insel. Viele Holländer, selbst von den Besseren unter ihnen, haben sich eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch in Ceylon aufgehalten, ohne sich jemals weiter als einige wenige Stunden von der Küste zu entfernen. Auch die Befehlshaber und oberen Beamten, die dahin geschickt wurden, waren selten Männer von aufgeklärtem Geiste, und wenn sie nur ihr eigenes Interesse gehörig befördern konnten, so fiel es ihnen nicht ein, auf Plane, die zum Vortheile der Nation abzweckten, bedacht zu seyn.

Aus diesem Grunde mußten nothwendig die Kenntnisse, welche die Europäer von dieser Insel hatten, äußerst mangelhaft bleiben; auch fand ich sehr bald Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß durch die engherzige Politik der

Holländischen Regierung und die selbstsüchtige Denkungsart ihrer Beamten eine Menge von Gegenständen, wodurch die Kolonie wesentlich an innerem Werthe hätte gewinnen können, ganz übersehen und vernachlässiget worden waren. Da aber diese Kolonie nunmehr meinem Vaterlande zugehört, so glaube ich hoffen zu dürfen, durch eine genaue und sorgfältige Untersuchung derselben etwas zur Erhöhung ihres Werthes beitragen zu können. Die Insel ist sowohl in politischer als merkantilischer Rücksicht von außerordentlicher Wichtigkeit, und ich war daher im voraus überzeugt, daß man sie beim künftigen Frieden nicht wieder herausgeben würde; sie enthält nämlich unter allen Häven auf der Koromandelschen und Malabarischen Küste, den von Bombay ausgenommen, den einzigen worin die Schiffe in allen Jahreszeiten mit der größten Sicherheit vor Anker liegen können, und außerdem bringt sie bekanntermaßen mehrere Produkte hervor, die äußerst bedeutende Handelsartikel sind Ich glaube daher durch die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Insel und durch eine kurze Anzeige, wie sie gegen feindliche Angriffe geschützt und die Kultur derselben verbessert werden kann, mich um mein Vaterland einigermaßen verdient zu machen.

Ich hatte das Glück, daß sich mir bei meinen Untersuchungen alle, nach der gegenwärtigen Beschaffenheit der Insel, nur immer möglichen Gelegenheiten darboten, um dieselbe aufs genaueste kennen zu lernen. Während meines dreijährigen Aufenthaltes auf derselben bereiste ich nach und nach alle Theile der Seeküste, und lernte sowohl ihre

geographische Beschaffenheit, als auch ihre Naturprodukte, den jetzigen Zustand ihrer Kultur und Sitten, Gebräuche und Geistesanlagen ihrer Einwohner aufs genaueste kennen. Als ferner eine Gesandtschaft an den eingebornen König der Insel abgeschickt wurde, so befand ich mich unter denen zu ihrer Begleitung ernannten Offizieren, und hierdurch bekam ich eine vortreffliche Gelegenheit, auch das Innere des Landes zu beobachten, wohin die Eifersucht der Eingebornen bisher selten einem Europäer zu kommen erlaubt hat. Aus meinen durch die verschiedenen Gegenden der Insel gemachten Reisen konnte ich um so wesentlicheren Nutzen ziehen, weil ich mich dabei der Unterstützung des Hrn. Dormieur, eines in Englischen Diensten stehenden Holländers, der über zwanzig Jahre in Ceylon gewohnt und während dieser Zeit eine vollkommene Kenntniß von den Sitten und der Sprache der verschiedenen Einwohner der Insel erworben hat, zu erfreuen hatte. Durch seinen Beistand überwand ich eine M[illegible]ge von Schwierigkeiten, die sich meinen Nachforschungen entgegen stellten, und es sind mir auch außerdem noch von mehreren Freunden schätzbare Beiträge zur vollständigen Kenntniß der Insel mitgetheilt worden. Ich habe jedoch in mein ganzes Werk keine einzige Thatsache aufgenommen, von der ich nicht entweder selbst Augenzeuge gewesen bin, oder die ich wenigstens aus einer so guten Quelle geschöpft habe, daß nicht der geringste Zweifel an der Richtigkeit derselben statt haben kann. Die Sitten und Gebräuche der Einwohner habe ich nach dem Eindrucke, den sie zu der Zeit, als ich sie beobachtete, auf mich machten, zu beschreiben gesucht; das nämliche ist auch

der Fall bei meinen Nachrichten von den Naturprodukten der Insel, und daher sind meine Beobachtungen mehr für die Leser im Allgemeinen, als für den eigentlichen Gelehrten geeignet. Wenn ich jedoch den Zweck erreiche, daß meine Beschreibung dem Leser Unterhaltung und Belehrung gewähret, so wird er hoffentlich meinem Stande etwas zu gute halten und den Mangel von systematischen Kenntnissen entschuldigen.

Ehe ich jedoch zu dem eigentlichen Gegenstand dieses Werkes, der Beschreibung von dem gegenwärtigen Zustande der Insel Ceylon, übergehe, so wird es nicht uninteressant seyn, zuvor einen Blick auf ihre Geschichte zu werfen und auf die mancherlei Veränderungen, die sich mit derselben, seitdem Europäer in ihren Besitz gekommen sind, zugetragen haben. Diese kurze Uebersicht wird auch Licht über ihren jetzigen Zustand verbreiten, und man kann sogar durch die mannichfaltigen Fehler, welche sich die vorigen Besitzer dieser Kolonie haben zu Schulden kommen lassen, die Art und Weise kennen lernen, wie der Flor derselben in Zukunft am sichersten befördert werden kann.

Vor der Ankunft der Portugiesen ist nur sehr wenig von der Geschichte von Ceylon bekannt. Man behauptet jedoch, daß die Insel schon in den ältesten Zeiten wegen ihrer Gewürze berühmt gewesen sey, und Salomo soll sogar die kostbaren Steine und Spezereien zum Schmuck und zum Gebrauch seines Tempels von daher geholt haben. Dies sind jedoch Traditionen, für

welche keine Beweise vorhanden sind, und eben so wenig wird durch die mancherlei seltsamen Erzählungen, die unter den Eingebornen im Gange sind, Licht über die alte Geschichte der Insel verbreitet. Erst mit der Ankunft der Portugiesen unter Almeyda im Jahr 1505 nehmen die authentischen Nachrichten von derselben ihren Anfang. Dieser berühmte Seemann war zufällig durch ungünstige Witterung in einen Haven von Ceylon verschlagen und von den Einwohnern daselbst gastfreundlich aufgenommen worden. Die glückliche Lage der Insel und ihre kostbaren Produkte bewogen ihn, eine nähere Verbindung mit den Eingebohrnen anzuknüpfen, und da diese sich bisher beständig gegen die Angriffe der Araber zu vertheidigen gehabt hatten, so waren sie sogleich bereit, sich mit einem Volke, dessen furchtbare Waffen und kühner Unternehmungsgeist ihnen so ganz geschickt schienen, Schrecken unter ihre Feinde zu verbreiten, in ein Bündniß einzulassen. Sobald daher Almeyda eine Audienz bei dem Könige von Ceylon erhielt, so beredete er ihn ohne große Mühe, daß er an die Portugiesen unter der Bedingung seine Küsten gegen alle Angriffe von auswärtigen Feinden zu vertheidigen, einen jährlichen Tribut zu bezahlen versprach.

Die Lage, worin Almeyda die Insel antraf, war von ihrem gegenwärtigen Zustande nicht wesentlich verschieden, und die kleinen Veränderungen, die jetzt darin statt haben, sind nach und nach von den Europäern, die sich darin niedergelassen, bewirkt worden. Die Einwohner bestanden schon damals aus zwei von einander

verschiedenen Völkern. Die wilden Bedas bewohnten damals wie jetzt die ungeheueren Wäldungen in den nördlichen Gegenden; die ganze übrige Insel gehörte den Cingalesen zu. Die Städte an der Seeküste waren dem letzteren Volke noch nicht wie jetzt durch fremde Eroberer entrissen, und der König hatte noch seinen Hof zu Kolumbo, der jetzigen Hauptstadt der Europäer in Ceylon. Zimmt war auch damals das vorzüglichste Produkt und die eigentliche Stapelwaare der Insel, wie man aus dem Tribut ersehen kann, den der König an die Portugiesen entrichtete, und der in 250000 Centner Zimmt bestand.

Auf diese wenigen Nachrichten schränken sich die Erzählungen der ersten Portugiesen, die nach Ceylon kamen, ein. Die Gemüther dieser Abentheurer waren viel zu sehr mit dem Verlangen sich zu bereichern und den Ruhm ihrer Nation zu erhöhen, angefüllt, als daß sie sich um die Sitten der Eingebornen oder die Naturgeschichte des Landes hätten bekümmern können. Der reiche Gewinn, den der Zimmt von Ceylon für den Handel darbot, scheint der vorzüglichste Gegenstand gewesen zu seyn, der die Aufmerksamkeit von Almeyda auf sich zog, und daher suchte er sich sobald als möglich die Vortheile, die daraus entspringen konnten, durch Portugiesische Niederlassungen auf der Insel zu versichern. Durch dieses Benehmen machte er jedoch, wie man sich leicht denken kann, die Eifersucht der inländischen Fürsten rege, und brachte sie gegen sich auf. Allein nach einem langen und blutigen Kampfe erreichten die Portu-

giesen dennoch ihre Absicht, und unter der Anführung Albuquerque's, des Nachfolgers von Almeyda, kam die ganze Seeküste unter ihre Botmäßigkeit, und die Eingebornen wurden in die Gebirge im Innern, in deren Besitz sie sich noch gegenwärtig befinden, zurückgedrückt.

Albuquerque war ein vortrefflicher Feldherr und ein vollendeter Staatsmann; allein er besaß in einem hohen Grade den unersättlichen Durst nach militärischem Ruhme, wodurch in jenem Jahrhunderte seine Landsleute sich ausgezeichnet hatten, und durch den Glanz großer weit ausgedehnter Eroberungen geblendet, übersah er die dauerhaften Vortheile, die aus den verschiedenen Ländern, welche er besiegte, für sein Vaterland gewonnen werden konnten. Ceylon schien ganz besonders von der Natur bestimmt zu seyn, die Besitzungen der Portugiesen in dem östlichen Theile der Welt zu sichern, und ihren Einfluß daselbst immer größer und wirksamer zu machen. In den vortrefflichen Häven dieser Insel konnten ihre Schiffe in allen Jahreszeiten die vollkommenste Sicherheit finden, da es hingegen an allen anderen Küsten in diesen Weltgegenden sonst keinen einzigen Haven gab, der den Schiffen von irgend einer Europäischen Macht zu allen Zeiten Schutz gewähret hätte; ferner war die Insel von Natur so gut befestiget, daß sie von einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl von Truppen vertheidiget werden konnte, und da sie noch überdies vollkommen im Mittelpunkte von Indien lag, so konnten ohne Schwierigkeiten und mit der größten Geschwindigkeit Truppen von derselben in alle Theile dieser

Weltgegend abgeschickt werden. Albuquerque war jedoch zu sehr mit dem Plane, seine Eroberungen auf den Küsten von Indien immer weiter auszubreiten, beschäftiget, als daß er auf diese Vortheile die geringste Aufmerksamkeit hätte wenden können, und anstatt daher Ceylon zum schützenden Mittelpunkt aller ihrer Besitzungen in Indien zu machen, fuhren die Portugiesen immer fort, es bloß allein wegen seiner eigenen Naturprodukte zu besuchen.

Nach der Art, wie die Portugiesen sich in Ceylon benahmen, hätte man glauben sollen, daß es ihre Absicht gewesen wäre, die Vorzüge, welche die Natur der Insel zugetheilt hatte, so viel als in ihrer Gewalt stand, zu zerstören. Anstatt ein freundschaftliches Verkehr mit den Einwohnern zu unterhalten und sie dadurch allmählig dahin zu bringen, daß sie selbst die Fruchtbarkeit der Insel immer mehr hätten befördern helfen, wurden vielmehr alle Arten von Grausamkeiten gegen sie verübt, und sie ohne Unterlaß auf das schimpflichste beleidigt. Mit räuberischem Geitze wurde ihnen nicht nur alles entrissen, was sie im Vermögen besaßen, sondern auch ihre Sitten und Gebräuche wurden mit Füßen getreten, und ihre religiösen Meinungen theils verhöhnt, theils mit der ausgelassensten Grausamkeit verfolgt. Die Frömmelei der Portugiesen und ihr religiöser Aberglaube trugen einen vollkommenen Sieg über ihr wahres Interesse davon, und ihr Benehmen in Rücksicht der Religion ist zuverlässig der vorzüglichste Grund von dem allgemeinen Haße, von dem die Eingebornen der Insel gegen sie beseelt waren, und von der freudi-

gen Bereitwilligkeit, womit sie in der Folge ihre Nebenbuhler aufnahmen und unterstützten.

Es ist dem Geiste des Christenthums durchaus zuwider, die Menschen mit Gewalt dazu bekehren zu wollen, und diese Verfahrungsart ist auch jedesmal fehlgeschlagen. Die Cingalesen bekamen einen Abscheu vor den fremden Göttern, die ein Vergnügen an Menschenblut zu haben scheinen; sie überließen lieber die Seeküsten ihren Feinden, und flüchteten sich mit ihren grotesken Götzenbildern in die Gebirge im Innern. Demohngeachtet war die Portugiesische Regierung schwach genug, der Versicherung ihrer Priester, daß die Ausbreitung der Christlichen Religion vermittelst der Inquisition die einzige sichere Art sey, wie sie ihre Herrschaft über die Insel behaupten könnten, immerfort Glauben beizumessen. Man verfolgte daher mit tyrannischer Grausamkeit die Cingalesen in ihre Wälder und Vesten; und die letzteren machten dagegen auch häufige Einfälle in die Länder an den Seeküsten und zerstörten oft die reichsten Pflanzungen der Portugiesen. Diese gegenseitigen Feindseligkeiten dauerten fast ein ganzes Jahrhundert hindurch fort; es wurden Ströme von Menschenblut vergossen, und für keine der beiden Parteien entsprang der geringste Vortheil daraus. Die besondere Regierungsverfassung, welche damals bei den Eingebornen statt hatte, verschaffte jedoch den Portugiesen die Mittel ihr Gebiet beträchtlich zu vergrößern. Die inneren Gegenden der Insel waren nämlich unter eine Menge von kleinen Fürsten vertheilt, die sämtlich in ihren kleinen Staaten oder vielmehr in ihren einzelnen Thälern unum-

schränkte Gebieter waren. Die Politik der Portugiesen bestand daher darin, daß sie beständig Feindseligkeiten unter diesen Fürsten anzuzetteln und sie abzuhalten suchten, gemeinschaftliche Sache mit einander zur Befreiung ihres Landes zu machen. Wenn dann einmal die Feindseligkeiten zum Ausbruche kamen, so wendeten sich die Insulaner um Beistand an ihre Europäischen Nachbarn, und diese waren immer bereit, ihn dem ersten von beiden Theilen, der sie darum ansprach, zu verwilligen. Derjenige Fürst aber, der von ihnen unterstützt wurde, trug natürlicher Weise immer den Sieg davon, und die Portugiesen ließen sich dann für ihre Großmuth durch Abtretung des dem besiegten Fürsten entrissenen Gebietes belohnen. Durch dieses listige Benehmen brachten sie es nach und nach dahin, daß sich ihre Besitzungen tief in das Innere der Insel hinein erstreckten; allein überall wo sie hinkamen, verübten sie aus Geitz und Frömmelei solche schröckliche Gräuelthaten, daß von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag der Name eines Europäers in den Ohren der Cingalesen ein verhaßtes Wort geblieben ist.

Während auf diese Art die Eingebornen von Ceylon täglich in dem vergeblichen Kampfe gegen die reguläre Kriegskunst und die künstlich angelegten Plane der Portugiesen den kürzern zogen, so bot sich ihnen auf einmal eine mächtige Hülfe an, die ihrem Elend ein schleuniges Ende zu machen versprach. Die Holländer nämlich hatten nicht so bald das Spanische Joch abgeschüttelt, als ihr unternehmender Handelsgeist sie an-

trieb, alle Küsten der bekannten Welt auszuspähen, um Reichthümer zu sammeln. Die unerschöpflichen Schätze der Morgenländer zogen bald kühne Kaufleute von dieser Nation herbei; allein überall wo sie hinkamen, fanden sie die Portugiesen schon im Besitz, und die Eifersucht, womit diese früheren Kolonisten jeden Nebenbuhler ankommen sahen, überzeugte sie bald, daß sie auf keine andere Art als mit Gewalt der Waffen ihre Handlungsplane auszuführen hoffen könnten. Die Holländer und Portugiesen waren von einem ganz verschiedenen Geiste beseelt, und giengen auch bei Erweiterung ihrer auswärtigen Besitzungen auf eine ganz verschiedene Art zu Werke. Bei den ersteren findet man nichts von der romanhaften Tapferkeit, den plötzlichen Angriffen und glänzenden Siegen, wodurch sich die ersten Eroberungen der Portugiesen in Indien so rühmlich auszeichnen. Dagegen besaßen sie aber die Beharrlichkeit in Befolgung ihrer Plane, welche die Seele von allen Handelsunternehmungen ist, und wir sehen sie daher, obgleich häufig zurückgeschlagen, den Portugiesen nach und nach eine Besitzung nach der andern entreißen, bis sie im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich schon der wichtigsten Inseln und Niederlassungen, die sich ostwärts von der Straße von Malakka hin erstrecken, bemächtiget hatten.

Die Lage und die reichen Produkte von Ceylon setzten die Holländer in die höchste Versuchung; allein die Größe und die natürliche Festigkeit der Insel schröckten sie eine Zeitlang ab, ein so wichtiges Unternehmen

zu wagen. Endlich faßte der Holländische Admiral Spilberg im Jahr 1603 den Muth, sich den Küsten von Ceylon zu nähern, und wurde sogleich von den Eingebornen wegen ihres Hasses gegen die Portugiesen sehr gütig aufgenommen. Während der unaufhörlichen Kriege, worein sie bisher unter einander verwickelt gewesen waren, hatte der König von Kandi sich ein solches Uebergewicht über die anderen Fürsten des Landes zu verschaffen gewußt, daß er bei der Ankunft der Holländer für den Kaiser von Ceylon gehalten wurde. Bei diesem Fürsten bekam Spilberg eine Audienz und setzte sich bald bei ihm durch die Versicherung, daß er und seine Landsleute die erklärtesten Feinde der Portugiesen seyen, in die größte Gunst. Es sey, setzte er hinzu, ihr fester Entschluß, diese grausamen Eroberer aus allen Besitzungen, deren sie sich auf eine so ungerechte Weise bemächtiget hätten, zu vertreiben, und zum Schluß bot er förmlich den Ceyloneſen, wenn sie die Portugiesen aus ihrer Insel verjagen wollten, den kräftigsten Beistand seiner Landsleute an. Der König von Kandi nahm, wie man sich denken kann, diesen Antrag mit der größten Freude an; „sage deinen Landsleuten, gab er dem Admiral zur Antwort, daß wenn sie ein Fort auf dieser Insel erbauen wollen, ich selbst, meine Frau und meine Kinder die ersten seyn werden, die ihnen die erforderlichen Materialien dazu liefern.“ Die Holländer standen auch nicht lange an, die Vortheile, die aus diesem Bündnisse für sie entspringen konnten, zu benutzen, und endlich schickten sie im Jahr 1632 eine starke Flotte ab, um gemeinschaftlich mit dem Fürsten des Landes die Portu-

giesen zu bekriegen. Es erfolgte nunmehr ein furchtbar blutiger Kampf; die Portugiesen schienen aufs neue von ihrem ehemaligen Geiste beseelt und entschlossen zu seyn, den Besitz eines Landes, das von ihren weit kriegerischeren Vorfahren mit so leichter Mühe erobert worden war, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die Holländer waren ihnen jedoch durch ihre reichen Hülfsquellen und ihre Politik weit überlegen; besonders schickten diese beharrlichen und klugen Republikaner ihren Befehlshabern immer neue Verstärkungen zu, während die Portugiesische Regierung in Europa bloß auf den Ruhm ehemaliger Heldenthaten rechnete, ihre kostbaren Kolonien ihren eigenen Kräften überließ, und ihnen nicht den geringsten Beistand zuschickte. Die Folgen davon waren unvermeidlich. In Ceylon hatten die Portugiesen keine inneren Hülfsquellen, auf die sie rechnen konnten; ihr Handel wurde durch die Flotten der Holländer gänzlich abgeschnitten; ihre zahllosen Grausamkeiten hatten die Eingebornen in einem solchen Grade gegen sie aufgebracht und erbittert, daß sie unmöglich hoffen konnten, sie jemals wieder mit sich auszusöhnen, und dieser Haß nebst den schönen Versprechungen der Holländer und der Hoffnung einer baldigen Befreiung, hatten die Ceyloneſen aufs neue mit einem solchen Muthe beseelt, daß sie nunmehr ihre vorigen Tyrannen in ihren eigenen Besitzungen angriffen, und alle die Pflanzungen verheerten, auf welche die Portugiesen als ihre einzige Hülfsquellen rechnen konnten.

Demohngeachtet wurde Ceylon keine leichte und

schnelle Eroberung für die Holländer. Jeder Paß, jeder feste Platz mußte ihnen einzeln streitig gemacht werden, und als endlich die Portugiesen schon von allen übrigen Punkten längs der Küsten vertrieben waren, so schienen sie noch fest entschlossen zu seyn, eher umzukommen, als Columbo, den Sitz ihrer Regierung, in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Die Holländer schlossen daher die Stadt ein, und schnitten ihnen alle Zufuhr von Lebensmitteln sowohl zu Wasser als zu Land ab. Der Muth der Portugiesen schien jedoch mit ihren Drangsalen immer zu steigen, eine Zeit lang machten sie alle Anschläge der Feinde zunichte, und verwarfen mit Verachtung alle Vorschläge zur Uebergabe. Endlich aber wurden sie von anderen Feinden angegriffen, gegen die alle ihre Tapferkeit nichts vermochte. Die Stadt war für eine Belagerung schlecht mit Lebensmitteln versehen, und da auf keine Art die geringste Zufuhr möglich war, so fiengen Hunger und Krankheiten an, die tapferen Männer, die dem Tod in jeder anderen Gestalt getrotzt hatten, zu besiegen. Nach einer siebenmonatlichen Belagerung, und nachdem sie das unsäglichste Elend muthig ertragen hatten, übergaben endlich die Portugiesen im Jahr 1656 Columbo an die Holländer, und hiermit endigte sich ihre Herrschaft in Ceylon, gerade anderthalbhundert Jahre, nachdem zuerst ihre Landsleute auf der Insel gelandet hatten.

Die Verbesserungen, welche während dieser Zeit von den Portugiesen in der Kultur von Ceylon bewirkt worden, waren keinesweges beträchtlich. Als sie zuerst Be-

sitz von der Insel nahmen, waren sie mehr Krieger als Kaufleute; dieser Geist erhielt sich unter ihnen durch ihre beständigen Fehden mit den Eingebornen, und ihr Hauptaugenmerk war blos auf Befestigung einiger wenigen Plätze an den Küsten und auf Anlegung etlicher militärischer Posten, um die Eingebornen in Furcht zu halten, gerichtet gewesen. Niemals scheinen sie aber die großen Vortheile eingesehen zu haben, die ihnen sowohl in militärischer Rücksicht als für ihren Handel aus dieser Insel entspringen konnten. Ihre Herrschaft erstreckte sich ringsum dieselbe herum, und es gab in ganz Indien nirgends einen bequemeren Ort zur Anlegung von Handels- und Kriegsmagazinen. Diese Vorzüge der Insel blieben jedoch dem Hofe zu Lissabon gänzlich unbekannt, und die Befehlshaber die nach Ceylon abgeschickt wurden, waren mehr darauf bedacht, ihren Stolz durch Eroberungen und ihren Geitz durch Erpressungen zu befriedigen, als sich mit irgend einem Plane, woraus sowohl dem Mutterlande, als der Kolonie dauernde Vortheile hätten entspringen können, abzugeben. Die Portugiesen verloren daher durch ihre eigne Schuld diese kostbare Insel, ehe sie noch den Nutzen, den sie daraus ziehen konnten, auch nur kennen gelernt hatten.

Die Freude der Ceyloneſen über ihre Befreiung von dem Joche dieſer tyranniſchen Eroberer, und ihre Dankbarkeit gegen ihre Befreier waren im Anfange gränzenlos. Der König von Kandi bezahlte nicht nur willig die Koſten ihrer Kriegsrüſtungen mit Zimmt, ſondern überließ auch ſeinen neuen Bundesgenoſſen die

vorzüglichsten Besitzungen, aus denen er mit ihrem Beistande die Portugiesen vertrieben hatte. Unter diesen befand sich auch der Haven Trincomale und die Festung Columbo. Der erstere, der auf der nordöstlichen Seite der Insel liegt, ist eben der Haven, welcher Ceylon zu dem allervorzüglichsten Posten in dem ganzen Indischen Ocean macht. Columbo war ursprünglich von den Portugiesen auf der Süd-West-Küste der Insel, in dem Mittelpunkte derjenigen Strecke Landes, die durch Hervorbringung des Zimmts so hoch berühmt ist, und in der Absicht hier, als an dem allerbequemsten Orte, dieses vorzüglichste Produkt der Insel in Magazine zu sammeln, erbauet worden. Außerdem trat auch der König von Kandi den Holländern die Städte Nigumbo und Point de Galle in der nämlichen Gegend mit einer großen dabei liegenden Strecke des reichsten Landes ab.

Die Holländer schienen dem Monarchen äußerst dankbar für diese Abtretungen zu seyn; sie legten sich bloß den bescheidenen Titel von Hütern seiner Küsten bei, und befestigten im Anfange die verschiedenen ihnen eingeräumten Orte bloß, wie sie sagten, seiner eigenen Sicherheit wegen; die Kandier waren auch von den guten Gesinnungen ihrer neuen Bundesgenossen so fest überzeugt, daß sie ihnen selbst zur Vollendung ihrer Arbeiten auf alle mögliche Art behülflich waren. Diese günstige Stimmung benutzten die Holländer, um ihren Hauptort Columbo noch mehr zu befestigen; sie machten die Stadt um ein beträchtliches

größer, und versahen sie so viel als nur immer möglich war, mit Festungswerken. Auch den Haven von Trincomale auf der anderen Seite der Insel suchten sie gegen alle Angriffe sowohl von äußeren als von inneren Feinden sicher zu stellen. Unterdessen nahm ihre Anzahl von Tag zu Tag durch die Ankunft neuer Abentheurer aus Europa immer mehr zu. Die ihnen überlassenen Gegenden waren von Natur die fruchtbarsten auf der ganzen Insel, und sie säumten nicht, sie durch Verbesserung der Kultur so einträglich als möglich zu machen. Durch dieses kluge Benehmen und die beharrliche Industrie der Holländer kam die Kolonie bald in einen so blühenden Zustand, daß sie im Stande war, sich auf ihre eigenen inneren Hülfsquellen verlassen zu können.

Während sich die Holländer auf diese Art immer mehr zu verstärken suchten, unterhielten sie beständig das freundschaftlichste Verkehr mit den Eingebornen, und hierdurch wurde es ihnen nicht nur möglich, ihre Plane ohne Unterbrechung fortzusetzen, sondern sie zogen auch daraus außerordentliche Vortheile für ihren Handel. Die Ceyloneſen sahen ihnen immer ohne die geringste Eifersucht zu, und bemühten sich vielmehr den Hütern ihrer Küsten durch alle möglichen Dienstleistungen ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Die Holländer kauften ihnen mit dem größten Gewinn alle Naturprodukte der Insel ab, und wenn sie die nämliche Klugheit und Mäßigkeit immerfort beobachtet hätten, so würde ihnen höchst wahrscheinlich Ceylon nach einiger Zeit durch dieses Verkehr mit den Eingebornen ganz eben so nützlich

und einträglich geworden seyn, als wenn die ganze Insel Holländischen Pflanzern eigenthümlich zugehöret hätte.

Allein die herrschende Leidenschaft der Holländer, ihr Geitz, fieng bald an, sich selbst Schaden zuzufügen, durch die räuberische Habsucht, die sie bei allen Gelegenheiten an den Tag legten, verloren sie alle Zuneigung der Eingebornen, und machten sich in kurzer Zeit ganz bei ihnen verhaßt. Sie schoben nicht nur ihre Posten immer weiter in das Innere des Landes hinein, und nahmen jeden Fleck, der ihnen zur Kultur besonders geschickt zu seyn schien, ohne weitere Rücksicht weg, sondern sie erhöhten auch immer mehr ihre Forderungen für den Schutz, den sie dem Könige leisteten, und dieser fand bald, daß aller Zimmt, der in seinem Staate wuchs, nicht mehr hinreichte, um die Hüter seiner Küsten zu befriedigen. Aufgebracht durch ihre unaufhörlichen Erpressungen, fiel er endlich unversehens in ihre Besitzungen ein, und richtete die schröcklichsten Verheerungen darin an. Auf diesen Bruch zwischen den Kandiern und den Holländern folgte eine lange Reihe von Feindseligkeiten, wobei schröcklich viel Blut vergossen, und von keinem Theile daurende Vortheile errungen wurden. Die Holländer verloren jedoch am meisten bei dem Streite, denn ob sie gleich die Eingebornen häufig zurückschlugen, in ihr Land einfielen und ihre Dörfer plünderten und verheerten, so giengen ihnen doch durch die Mühseligkeite, die auf dem Marsche durch ein mit Waldung bedecktes und überall durch enge Pässe

geschütztes Land auszustehen hatten, eine solche Menge von Menschen zu Grunde, daß alle ihre Siege, die sie erfochten, viel zu theuer dadurch erkauft waren; auch sahen sie sich am Ende jedesmal genöthiget, ihre Eroberungen mit großem Verluste wieder aufzugeben. Auf der anderen Seite wurde ihnen durch die Einfälle der Eingebornen in ihre kultivirten Besitzungen an der Küste, obgleich dieselben nie lange dauerten, und der Feind gewöhnlich bald wieder zurückgeschlagen wurde, der größte Schaden zugefügt, denn sehr häufig wurde die Arbeit und Mühe von mehreren Jahren dadurch zernichtet. Diese Gründe bewogen verschiedene Holländische Befehlshaber, daß sie den Versuch machten, ob sie nicht eher durch Aussöhnung mit den Eingebornen, als durch vergeblichen Kampf mit ihnen die Ruhe wieder herstellen könnten. Sie schickten zu diesem Ende Gesandte mit einer Menge reicher Geschenke und mit dem ausdrücklichen Befehl an sie ab, dem König von Kandi alle die Aufmerksamkeiten und Beweise von Ehrfurcht zu bezeigen, die bei ungebildeten Menschen von so großer Wirkung zu seyn pflegen. Ihre Briefe an ihn waren in kostbare, mit Gold und Silber gestickte Seidenzeuche eingeschlagen, und ihr Gesandter mußte sie den ganzen Weg über auf dem Kopfe tragen, was in diesem Lande für den höchsten Beweis von Ehrfurcht gehalten wird. In den Briefen selbst ertheilten sie dem Könige alle die hochtönenden Titel, die gewöhnlich den Morgenländischen Fürsten beigelegt werden; in der Ueberschrift nannten sie sich seine unterthänigen und getreuen Unterthanen, und wiederholten die ehemaligen Versicherungen, daß sie bei Erbauung

ihrer Festungen keine andere Absicht gehabt hätten, als die Lande Sr. Majestät gegen alle feindliche Einfälle zu sichern. Diese friedfertigen Schritte, die zu wiederholtenmalen gethan wurden, verfehlten auch niemals ihren Zweck, und das gute Vernehmen wurde jedesmal wieder hergestellt; allein zum Unglück dachten wenige Holländische Befehlshaber aufgeklärt, oder waren uninteressirt genug, um diesen friedfertigen Maasregeln fortdauernd getreu zu bleiben. Da sie gewöhnlich Männer ohne alle Erziehung waren, die nichts weiter verstanden, als den Handel, so fiel es ihnen nie ein, ihre Blicke auf künftige, noch weit entfernte Vortheile zu richten, und wenn sie nur in kurzer Zeit durch Erpressungen von den Eingebornen ein großes Vermögen zusammenscharren konnten, so galt es ihnen gleichviel, ob ihr Betragen in Zukunft für das Beste ihres Vaterlandes nachtheilig werden könnte oder nicht. Neue Unterdrückungen von Seiten der Holländer waren daher immer das Siegel zur Erneuerung der Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Eingebornen. Durch die lange Reihe von Kriegen gewannen aber die Ceyloneſen nicht nur an Tapferkeit, sondern sie erwarben sich auch einige Fertigkeit in der Kriegskunst. Die Holländer wurden, selbst in geschlossenen Gefechten, häufig zurückgeschlagen; mehrere ihrer festen Plätze wurden weggenommen, und so oft sie den Versuch machten, in das Innere der Insel einzudringen, so verloren sie in den Waldungen und engen Pässen oder durch den Hinterhalt, womit ihre thätigen nnd wachsamen Feinde sie von allen Seiten umringten, gemeiniglich eine Menge von Menschen. Häufig wurden jedoch alle diese Schwierig-

keiten durch die Ueberlegenheit der Europäischen Kriegskunst und durch die ausdauernde Beharrlichkeit der Holländer besiegt. Der König von Kandi sahe seine Wälder, die er für unübersteigliche Gränzen gehalten hatte, mehrere Male durchbrochen; die Holländischen Soldaten drangen in die Thäler ein, wo nirgends mehr Festungswerke zu finden waren, weil die Eingebornen es sich nicht hatten einfallen lassen, daß jemals ein Feind so weit würde vorrücken können. Der König wurde zweimal aus der Hauptstadt vertrieben, und mußte sich in die Gebürge von Digliggy, die höchsten und unzugänglichsten im ganzen Königreiche flüchten. Hier war er jedoch gegen die weitere Verfolgung der Feinde vollkommen sicher, und that nun nichts weiter, als daß er ihnen alle Transporte von Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, die ihnen von der Küste her zugeschickt wurden, abschnitt und wegnahm, so daß sie sich bald von selbst wieder aus seinem Gebiete zurückziehen mußten. Dies war nach allen ihren Siegen und nach einem Verluste von vielen Menschen jedesmal der Fall.

Personen, die das Innere von Ceylon nicht kennen, wundern sich oft sehr, daß eine Strecke Landes in dem Herzen einer Insel, die von außen nicht den geringsten Beistand erhalten kann, und die ringsum von Europäischen Kolonien umgeben ist, so lange in den Händen eines weder starken noch kriegerischen Volkes, trotz aller wiederholten Bemühung sie ihm zu entreißen, habe bleiben können. Ich gestehe, daß dieses auch mir selbst ganz außerordentlich und unglaublich vorgekommen ist, bis

ich Gelegenheit hatte, die Ursache davon an Ort und Stelle kennen zu lernen. Sobald ich aber das Land selbst sahe, so mußte ich mich eher darüber wundern, daß jemals ein Feind in dasselbe hat eindringen können, als daß er nicht im Stande gewesen ist, sich im Besitz desselben zu erhalten. Das ganze Land ist hoch und bergigt; die Wege, die in dasselbe führen, sind steil, schmal und fast durchaus nur für Fußgänger zugänglich. Ueberall muß man sich durch Waldungen und dicke Gebüsche, durch welche nur schmale den Eingebornen allein bekannte Fußpfade führen, hindurch winden. Außer der Schwierigkeit, sich einen Weg durch diese Waldungen zu bahnen, haben auch die Einwohner die schönste Gelegenheit den Feind aufzureiben, ohne von ihm gesehen zu werden, oder sich der geringsten Gefahr auszusetzen, und dies ist die Art, wie die Ceyloneſen gewöhnlich zu fechten pflegten. Sie wußten recht gut, daß sie nicht im Stande waren, es im offenen Felde mit der Kriegskunst und der Tapferkeit der Europäer aufzunehmen; ihre ganze Geschicklichkeit bestand daher blos darin, daß sie eine schickliche Stellung in den verwachsensten Gebüschen wählten, den Feind von hieraus plötzlich überfielen, und sich dann schnell wieder in eine andere Gegend zurückzogen, ohne dem Feinde Zeit zu lassen, den Weg, den sie einschlugen, zu beobachten. Durch diese Art Krieg zu führen hatten die Holländer nach ihren Siegen ganz eben so viel auszustehen als vorher; auch wurde dadurch ihre Kommunikation mit der Küste, die schon durch die Beschaffenheit des Landes in jeder Rücksicht äußerst schwierig war, gänzlich unmöglich

gemacht, denn jeder Transport von Zufuhr hätte eine besondere Armee zu seiner Bedeckung erfordert.

Außer diesen, aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes und der Art, wie die Eingebornen zu fechten pflegen, entspringenden Schwierigkeiten, hatten aber auch die Holländischen Truppen von dem Klima, das in diesen inneren Gegenden für die Europäer im höchsten Grade ungesund ist, schröcklich viel auszustehen. Durch die unermeßlichen Waldungen, die das ganze Land bedecken, wird die Atmosphäre natürlicher Weise feucht und dumpfig und der starke Thau, der auf die unaussprechliche, durch kein Seelüftchen abgekühlte Hitze des Tages folgt, wirft auch diejenigen Europäer zu Boden, die sich schon lange Jahre in den Küstengegenden aufgehalten haben. Um den nachtheiligen Wirkungen des Klima's vorzubeugen, hätten die Holländer durchaus ein Korps von Eingebornen errichten müssen, wie es in Indien mit den Seapoys der Fall ist; allein diese Maasregel hatten sie durch ihr eigenes schlechtes Betragen unmöglich gemacht. Die Ceyloneſen im Innern der Insel haben, wie überhaupt alle Bewohner von gebirgigen Gegenden, eine unbegränzte Vorliebe für ihr Vaterland, und einen verhältnißmäßigen Abscheu gegen jede fremde Herrschaft. Diese ursprünglich aus der Natur des Landes entspringende Anhänglichkeit macht jedes andere Band überflüssig, und ob sie gleich nicht den geringsten Begriff von politischer Freiheit haben, so sind sie doch, da ihre Fürsten äußerst selten ihre Gebräuche verletzen und die Freiheit ihrer Personen antasten, von einem enthusiastischen Stolze

auf ihre seit undenklichen Zeiten behauptete Unabhängigkeit beseelt, haben für ihre eingebornen Könige die unverletzlichste Anhänglichkeit, und würden eher sterben, als von ihrer Unterthanen-Pflicht abweichen, oder gar die Waffen gegen sie ergreifen. Die fremden Nationen, die nach einander in ihre Insel eingefallen sind, haben auch mächtig dazu beigetragen, sie in dieser Denkungsart zu bestärken, und durch die zahllosen Grausamkeiten der Portugiesen und Holländer sind sie in einem solchen Grade gegen alle Europäer erbittert worden, daß es sehr viele Mühe kosten wird, sie nur in sofern wieder zu besänftigen, daß man einiges Vertrauen in sie setzen kann.

Alle diese Ursachen zusammen genommen haben die wiederholten Versuche der Holländer sich in dem Innern der Insel niederzulassen, scheitern gemacht, und weil sie die Schwierigkeiten, die ihnen im Wege lagen, nicht besiegen konnten, so stellten sie sich, als wenn sie die Vortheile, die davon zu hoffen wären, geringschätzten und verachteten. Nach ihnen war das ganze Innere der Insel ein höchst unbedeutender Gegenstand, ein armes, unfruchtbares Land, das durch seinen schlechten Boden so wie durch sein ungesundes Klima durchaus von keinem Nutzen sey. Diese Beschreibung ist mir bei meiner Ankunft auf der Insel allgemein von den Holländischen Pflanzern gemacht worden, allein seitdem habe ich Gelegenheit gehabt, mich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, daß sie entweder das Land sehr schlecht kannten, oder daß es sie verdroß, jetzt eine andere Europäische

Nation die Vortheile, einärndten zu sehen, die ihre eigene kurzsichtige Politik sie hatte vernachläßigen machen.

So sehr aber die Holländer von der Unmöglichkeit, sich in dem Besitze der inneren Gegenden der Insel behaupten zu können, überzeugt waren, so hatten sie doch durch ihr schlechtes Betragen einen solchen Saamen der Eifersucht zwischen sich und den Kandiern ausgestreut, daß sie sich demohngeachtet häufig genöthiget sahen, die Waffen zu ergreifen. Der letzte große Krieg, den sie mit den Eingebornen führten, hatte ohngefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts statt. Im Jahr 1764 drangen sie in das Herz der Königlichen Länder ein, und bemächtigten sich der Hauptstadt Kandi. Dieser glückliche Erfolg nahm jedoch das nämliche Ende, wie es bei früheren ähnlichen Fällen immer der Fall gewesen war. Nachdem sie nämlich von der Wirkung des Klima's und der rastlosen Thätigkeit der Eingebornen, die ihnen beständig alle Zufuhr und jede Kommunikation mit der Seeküste abschnitten, schröcklich viel ausgestanden hatten, so sahen sie sich zuletzt genöthiget, die Hauptstadt wieder zu räumen. Dies war jedoch nicht das Ende ihres Ungemachs; auf ihrem Rückzuge wurden vierhundert von ihren besten Soldaten zu Gefangenen gemacht, und zu Kuddavilli und Sittiyacca, nur zwei Märsche von ihrem eigenen Hauptorte Columbo, hingerichtet. Ohngeachtet dieses unglücklichen Ausganges hatten aber die Holländer doch noch eine Menge von Mitteln in Händen, den König von Kandi in die Enge zu treiben, und ihm Schaden zuzufügen; besonders stand es in ihrer Macht

ihm alles Salz zu entziehen, und wirklich brachten sie es auch hierdurch dahin, daß er ihnen zuletzt alle ihre Forderungen ohne Ausnahme bewilligte. Im Jahr 1766 sah er sich zu einem Traktat mit ihnen genöthiget, durch welchen sein Land beträchtlich verkleinert wurde, und er in dem Theile, der ihm noch übrig blieb, nicht viel besser als ein Staatsgefangener leben mußte. Die ganze Gegend der Seeküste, die den Holländern vorher noch nicht zugehöret hatte, wurde nunmehr an sie abgetreten, und außerdem noch mehrere beträchtliche Strecken Landes, die ihnen vortheilhaft gelegen waren. Besonders aber bestanden sie darauf, daß der König mit keiner anderen Macht, es sey welche es wolle, das geringste Verkehr haben, und alle Fremden oder Unterthanen anderer Fürsten, die etwa in sein Land kommen könnten, an sie ausliefern sollte. Aller Zimmt, der an den Küsten wuchs, sollte ausschließlich das Eigenthum der Holländer seyn, und den Eingebornen wurde als ein besonderes Privilegium nachgelassen, daß sie ihn ruhig und friedlich abschneiden und in bestimmte Holländische Faktoreien auf der Insel führen durften. Der Zimmt, der in den Wäldern wuchs, wurde den Eingebornen zwar zum Eigenthum überlassen, sie waren aber verpflichtet, ihn abzuschälen und ihn um einen Reichsthaler für das Pfund, was ungefähr achtzehn Groschen sächsisch Geld ausmacht, an die Holländer zu verkaufen. Außer dem Zimmt, der den Hauptartikel ausmachte, waren aber auch die übrigen Produkte der Insel nicht darin vergessen. Der König von Kandi mußte sich anheischig machen, daß seine Unterthanen den Pfeffer, Kardemomen, Kaffee und die Baumwolle,

die in dem Innern wachsen, einsammeln und um einen bestimmten sehr geringen Preiß an die Holländer verkaufen sollten. Ferner gehörte noch eine gewisse Anzahl Elephantenzähne, Arekanüsse und Betelblätter, nebst einer gewissen Quantität von den kostbaren Steinen, die in dem Lande gefunden werden, zu dem den Einwohnern aufgelegten Tribut. Die Anzahl der abzuliefernden Elephanten wurde jährlich auf fünfzig festgesetzt; diese schickten die Holländer auf die gegenüber liegende Küste des festen Landes, und verkauften sie dort um außerordentlich hohe Preiße an die inländischen Fürsten, denn die Elephanten von Ceylon werden für vorzüglicher gehalten als alle andere. Auch die Perlenfischereien auf den westlichen Küsten, an denen sich die Perlenbänke befinden, fielen durch diesen Traktat den Holländern zu. In den nördlichen Städten auf der Insel, besonders zu Jaffnapatam hatten mehrere Privatleute von der Malabarischen Küste und aus anderen Gegenden des Kontinents Baumwollen-Manufakturen errichtet, und auch diese kamen nunmehr unter die Herrschaft der Holländer.

Zum Ersatze für alle diese so äußerst beträchtlichen Abtretungen erkannten die Holländer den König von Kandi als Kaiser von Ceylon an, mit einer langen Reihe von anderen hochtönenden Titeln, die, weil man ihnen den Spott ansahe, nothwendig die Erbitterung in seinem Innern nur noch vermehren mußten; unter diesen prächtigen Benennungen machten sie sich, als seine getreuen Unterthanen verbindlich, ihm einen Tribut zu bezahlen und jährlich Gesandte an seinen Hof zu schicken. Die wichtigste

Bedingung die ihm zugestanden wurde, und um derentwillen er auch eigentlich in die harten Punkte des Traktates einwilligte, war die Verpflichtung, welche die Holländer übernahmen, seinem Volke so viel Salz als es zu seiner Konsumtion brauchen würde, umsonst zu liefern. Der Tribut, der ihm versprochen wurde, sollte in einem gewissen Antheil von den Produkten der abgetretenen Strecken Landes an den Seeküsten, oder deren Werthe bestehen; allein dieser Artikel wurde sehr bald übertreten, und überhaupt wurde fast keine einzige Bedingung des Traktates vollkommen und ehrlich erfüllt.

Durch diesen Traktat erhielten die Holländer, wie man offenbar sieht, das Monopol mit allen kostbaren Produkten der Insel, und dem Könige und seinen Unterthanen blieb fast nichts übrig, als diesen Fremdlingen ihre neuen Akquisitionen gelassen und friedlich benutzen zu helfen. Aus diesem Grunde war es aber auch nicht zu erwarten, daß Vortheile, die auf eine solche Art erworben waren, von Dauer seyn würden; die harten und entehrenden Bedingungen mußten natürlicher Weise den Kandiern sehr empfindlich fallen, und sie äußerst erbittern. Ihr alter eingewurzelter Haß gegen ihre Unterdrücker erhielt dadurch neue Nahrung; sie ergriffen begierig jede Gelegenheit, die Bedingungen des Traktates zu übertreten, und die Holländer sahen bald ein, daß sie sich in der Hoffnung ihren Geiz zu befriedigen sehr getäuscht, und den Gewinn, den sie vorher aus dem Innern der Insel gezogen, eher vermindert als vermehret hatten. Auch sogar ihre Ruhe wurde nicht einmal durch diesen Traktat gesichert, denn die Kan-

dier versuchten es häufig, sich mit Gewalt der Waffen bessere Bedingungen zu verschaffen, und obgleich die Holländer sie jedesmal siegreich zurückschlugen, so gieng es doch nie ohne das schröcklichste Blutvergießen auf beiden Seiten ab. Vor ungefähr 20 Jahren drangen die Holländer von ihrer Seite abermals in das Gebiet des Königes ein, allein die Einwohner griffen sie mit einem solchen Muthe an, daß der jetzige General von Meuron, damaliger Oberster in Holländischen Diensten, bei Sittivacca mit einem beträchtlichen Korps beinahe wäre abgeschnitten und gefangen genommen worden, und daß er der Gefahr nur durch den Zufall entgieng, daß er, um nach Kolumbo zurückzukehren, einen anderen Weg einschlug, als die Kandier sich gedacht hatten.

Endlich wurden beide Theile des beständigen fruchtlosen Kampfes müde, und die Feindseligkeiten, mit ihnen aber auch jedes andere Verkehr, hörten wie durch eine gemeinschaftliche Verabredung auf. Die Holländer suchten es hauptsächlich zu verhindern, daß sich die Eingebornen mit keiner anderen fremden Nation in Verbindungen einließen, und der König von Kandi war entschlossen, jedes Verkehr zwischen seinen Unterthanen und einer Nation, die er jede Gelegenheit hatte benutzen sehen, um ihm zur Befriedigung ihres Geizes seine Rechte zu schmälern, gänzlich abzuschneiden. Einige wenige Artikel von unbedeutendem Werthe, z. B. Betel, Areka- und Kokosnüsse wurden noch gelegentlich von den Eingebornen in die Holländischen Provinzen eingeschwärzt; allein dieser

Schleichhandel wurde, wenn er herauskam, von dem Könige immer aufs ſtrengſte beſtraft.

So ſtanden die Sachen zwiſchen den Holländern und den Ceyloneſen zu Anfange des letzten Krieges. Es war nun ungefähr 140 Jahre, daß die Portugieſen ganz aus der Inſel waren vertieben worden, und ſeitdem war keine andere Europäiſche Nation im Stande geweſen, feſten Fuß auf derſelben zu faſſen. Da jedoch alle Mächte von Europa in dieſer Periode dem Handel nach Oſtindien die größte Aufmerkſamkeit gewidmet hatten, und ſo mancher Streit darüber unter ihnen entſtanden war, ſo iſt nicht zu vermuthen, daß eine ſo wichtige Beſitzung wie Ceylon ihrer Kenntniß gänzlich hätte können entgangen ſeyn. Es war aber, wenige Stellen ausgenommen, ſo außerordentlich ſchwer, ſich der Inſel zu nähern, und die Holländer waren überdies in dieſem Welttheile ſo mächtig, die meiſten anderen Nationen aber ſo ſchwach, daß nur ſehr wenige Verſuche, ihnen die Inſel zu entreißen, gemacht wurden. Bald nach der Vertreibung der Portugieſen machten die Franzoſen Miene, den Holländern den Beſitz von Ceylon ſtreitig zu machen. Sie erſchienen mit einer großen Flotte vor der Inſel, ließen ſich in Unterhandlungen mit dem Landesfürſten ein, und gaben ihm ihren Entſchluß, die Holländer zu verjagen, zu erkennen. Allein alle dieſe drohenden Schritte endigten ſich mit nichts; die ohne Verſtand entworfene Unternehmung wurde ohne Muth ausgeführt, und die Franzoſen ließen ſich durch eingebildete Schwierigkeiten auch ſogar von dem

ersten Versuche abschröcken, festen Fuß auf der Insel zu fassen.

Ein ähnlicher Versuch von Seiten der Engländer schien gegen Ende des Amerikanischen Krieges der Holländischen Macht in Ceylon weit gefährlicher zu werden. Die Engländer hatten damals schon durch ihre nachdrücklichen Unternehmungen ein großes Uebergewicht in Indien gewonnen, und waren eben zu jener Zeit damit beschäftiget, ihre Eroberungen auf der Küste von Koromandel weiter auszubreiten. Die Holländischen Häven auf Ceylon legten aber ihren Unternehmungen das wichtigste Hinderniß in den Weg, denn in ihnen fanden ihre Feinde in allen Jahreszeiten den sichersten Zufluchtsort für ihre Schiffe, und konnten von hier aus mit leichter Mühe und in der größten Geschwindigkeit in alle Theile des festen Landes Truppen und Kriegsvorräthe schicken. Es wurde daher im Anfange des Jahres 1782 eine Flotte unter dem Kommando von Sir Eduard Hughes, die ein Korps Landtruppen am Bord hatte, abgeschickt, um zu versuchen, ob sie sich der Insel bemächtigen könnte. Sie segelte am 2ten Januar von Negapatnam, einer Holländischen Niederlassung auf der Koromandelschen Küste, die vorher war erobert worden, ab, und kam am 4ten in der Bai von Trinkomale an. Am anderen Morgen stiegen die Truppen ohne Widerstand zu finden, an das Land, und in der folgenden Nacht, während der Gouverneur der Stadt noch mit Entwerfung der Kapitulationspunkte beschäftiget war, drang eine Kompagnie Englischer Seesoldaten plötzlich durch eines der Thore hinein, und bemäch-

tigte sich der Stadt ohne Schwerdstreich. Noch hielt sich aber das bedeutende Fort Ostenburg, das in der Nähe auf der Spitze eines Berges liegt, und den ganzen Haven bestreicht. Allein wenige Tage nachher wurde es ebenfalls durch Sturm erobert; die aus vierhundert Europäern bestehende Garnison warf nach einem schwachen Widerstande die Waffen weg, und wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Ein so glücklicher Anfang der Unternehmung ließ die baldige gänzliche Unterwerfung hoffen, und der damalige Gouverneur von Madras, Lord Makartney, beschloß auch, ohne Zeitverlust sich dieser wichtigen Akquisition zu versichern; allein diese schönen Hoffnungen verschwanden sehr bald, und die Erfahrung, daß verzögernde Maaßregeln bei militärischen Operationen durchaus nicht an ihrem Platze sind, wurde aufs neue bestätigt. Bald nach der Einnahme von Trinkomale hatte es der Englische Admiral für nöthig gehalten, auf die Rhede von Madras zurückzusegeln, um seine Schiffe ausbessern zu lassen. Während man damit beschäftiget war, lief die Nachricht ein, daß der französische Admiral Suffrein die Absicht habe, die eroberte Stadt wieder wegzunehmen, und es wurden daher zugleich zweihundert Mann regulärer Truppen unter der Bedeckung von zwei Kriegsschiffen abgeschickt, um vorerst die Garnison so lange zu verstärken, bis die übrige Flotte im Stande seyn würde nachzufolgen. Diese Schiffe setzten die Truppen ans Land, und kehrten dann wieder nach Madras zurück; sie brachten jedoch die Nachricht mit, daß sie die französische Flotte schon unterwegs

angetroffen hätten, und ihr sogar nur mit genauer Noth entgangen wären. Der englische Admiral hatte unterdessen seine Zurüstungen vollendet, und segelte nunmehr zur Vertheidigung von Trinkomale ab; als er aber daselbst anlangte, sah er die französischen Fahnen schon von allen Festungswerken herabwehen, und den französischen Admiral mit dreißig Linienschiffen in der Bai vor Anker liegen. Vergebens griff die brittische Flotte, ob sie gleich der Zahl der Schiffe nach viel schwächer war, die Franzosen an und schlug sie zurück; diese fanden einen sicheren Schutz unter den Kanonen der Festungswerke, deren sie sich durch ihre Thätigkeit und aus Mangel an Vorsicht von Seiten ihrer Feinde nur eben erst bemächtiget hatten. Auf diese Art wurde damals die Hoffnung der Engländer, sich in den Besitz von Ceylon zu sehen, vereitelt.

Seit dem Amerikanischen Kriege haben aber die Besitzungen der Engländer in Ostindien einen solchen ungeheuern Zuwachs erhalten, daß sie jetzt allen anderen Europäischen Mächten in diesen Weltgegenden weit überlegen sind. Besonders kann ihnen auf der großen Halbinsel von Indien weder irgend eine fremde, noch eine einheimische Macht auch nur einen Schatten von Widerstand mehr leisten, und sie sind nunmehr im Stande, die großen Vortheile, welche dieses Land ihrem Handel gewähret, ungestört zu benutzen. Das Haupthinderniß, das bisher noch ihren Unternehmungen unterlag, war der Mangel an Häven, worin ihre Schiffe den furchtbaren Stürmen, die in diesem Klima so häufig wüten, in allen Jahreszeiten Trotz bieten könnten. Auf der ganzen langen Strecke Lan-

des, die sie auf der Küste von Koromandel besitzen, giebt es nichts als offene Rheden, und die Schiffe müssen daher bei Annäherung der Monsuns immerfort in der offenen See aushalten, und sehr vielen Punkten der Küste kann man sogar nur in einigen wenigen Monaten im Jahre nahe kommen. Allen diesen Nachtheilen aber kann durch den Haven von Trinkomale, der in allen Jahreszeiten in gleichem Grade sicher ist, abgeholfen werden; es war daher schon lange vorauszusehen, daß sich die Engländer bei dem ersten Bruche mit den Holländern in den Besitz desselben zu setzen suchen würden, und sobald in dem letzten Kriege die Holländer sich mit der französischen Republik verbunden hatten, so wurden sogleich ihre Kolonien in Ostindien von den Engländern angegriffen. Im Jahr 1795 schickten diese ein Korps Truppen ab, um Ceylon zu erobern, und diese Unternehmung hatte, wie bekannt, den glücklichsten Erfolg.

Aus dieser kurzen Geschichte von Ceylon sieht man, daß weder die Portugiesen noch die Holländer durch die schlechte Verwaltung dieser kostbaren Kolonie und durch ihr unpolitisches Betragen gegen die Eingebornen alle die Vortheile von derselben eingeärndtet haben, die man ihrer natürlichen Beschaffenheit nach daraus ziehen kann. Beide Nationen haben den jetzigen Besitzern der Insel eine große Lehre gegeben, und wenn diese sie gehörig benutzen, wie nicht zu bezweifeln ist, so wird der Besitz dieser Insel in kurzer Zeit von unaussprechlichem Nutzen für sie seyn.

Ich gehe nun zu der näheren Beschreibung dieser wichtigen Insel über, und werde dabei nichts anführen, wovon ich nicht entweder selbst Augenzeuge gewesen bin, oder was mir auf eine so authentische Art, daß nicht der geringste Zweifel daran übrig bleibt, bestätiget worden ist.

Zweites Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Ceylon — Häven — Monsuns — Klima — Flüsse — Innere Kommunikation — Boden — Allgemeine Eintheilung — Brittische Besitzungen — Trinkomale — Malativoe — Jafnapatam — Manaar.

Die Insel Ceylon erstreckt sich von 5° 40′ bis zum 10° 30′ nördlicher Breite, und von 79° bis zum 82° östlicher Länge. Sie liegt vor der Einfahrt in den Meerbusen von Bengalen, von dem sie gegen Norden begränzt wird. Gegen Nordwesten wird sie durch den Meerbusen von Manaar, eine schmale, mit Untiefen angefüllte und für große Schiffe ganz unbefahrbare Meerenge, von der Küste Koromandel abgesondert. Von dem Kap Komorin, der südlichen Spitze der Halbinsel von Indien, welche die Küsten von Malabar und Koromandel von einander trennt, ist sie ungefähr 60 Seemeilen entfernt. Ihr Umkreis wird ungefähr auf 900 englische Meilen (oder 180 teutsche) geschätzt, und ihre Länge von der Spitze

Pedro an dem nördlichen Ende bis nach Dondrahead an dem südlichen beträgt ungefähr 300 englische Meilen. Ihre Breite ist sehr ungleich, denn an manchen Orten beträgt sie bloß zwischen 40 bis 50 Meilen; an anderen hingegen 60, 70 bis 100 Meilen. Der südliche Theil ist weit breiter als der nördliche, und die Insel hat beinahe die Gestalt eines Schinkens, daher ist auch der Halbinsel Jafnapatam von den Holländern der Name Hamsheel, und der Spitze Pedro der von Hamsheel-Point beigelegt worden.

Wenn man sich von der See aus der Insel nähert, so stellt sie dem Auge ein frischeres Grün dar, und sieht überhaupt in jeder Rücksicht weit fruchtbarer aus, als die meisten Punkte der Malabarischen und Koromandelschen Küsten. Diese Bemerkung hatte ich Gelegenheit fast auf allen Seiten der Insel zu machen, denn als ich von Madras hinüberseegelte, fuhr ich längs den Küsten beinahe rings um dieselbe herum. Die flachen Ufer der Seeküste sind mit reichen Reisfeldern bedeckt, zwischen denen hin und wieder reizende Lustwäldchen von Kokosnußbäumen prangen; gewöhnlich wird diese Aussicht durch Waldungen begränzt, welche die Seiten ungeheuerer Berge bedecken und die in allen Jahreszeiten mit grünendem Laube bedeckt sind. Dieser Anblick macht einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf das Auge, besonders wenn man lange durch die dürren Wüsten von weißem Sande, die das feste Land überall umgeben, ermüdet worden ist.

Gegen Osten ist jedoch die Küste nackt und felsicht, und gegen Südosten zwischen Point de Galle und Batakolo laufen einige Felsenriffe in die See aus. An der östlichen Küste ist das Wasser so tief, daß die größten Schiffe sich ihr sicher nähern können, und wenn diese Seite der Insel, die wenigst fruchtbare ist, so werden diese Mängel durch die Häven von Trinkomale und Batakolo reichlich aufgewogen. Die nördliche und nordwestliche Küste von der Spitze Pedro bis nach Kolumbo ist flach und überall mit Einschnitten der See ausgezackt, von denen mehrere eine beträchtliche Größe haben. Der größte unter diesen Seearmen erstreckt sich durch die ganze Insel von Mullipatti östlich bis nach Jafnapatam auf der Nordwest-Seite der Insel, und bildet die Halbinsel, die den Namen Jafnapatam führt. Mehrere von diesen Seearmen würden bequeme Häven abgeben, wenn nicht dieser Theil der Küste so voll von Sandbänken und Untiefen wäre, daß es großen Schiffen ganz unmöglich ist, sich ihnen zu nähern. Kleine Fahrzeuge und Fischerkähne finden jedoch in denselben einen bequemen und vollkommen sichern Aufenthaltsort.

Das Innere der Insel ist von hohen und steilen Gebirgen durchschnitten, die mit dicken Wäldern und undurchdringlichem Buschwerk bedeckt sind. Von diesen Bergen und Wäldern wird das Gebiet des Königs von Kandi ringsum eingeschlossen und sie scheinen gleichsam von der Natur bestimmt zu seyn, ihn gegen die ausländischen Feinde, durch deren überlegene Macht und Geschicklichkeit ihm die offenen Gegenden an der Seeküste

entrissen worden sind, zu schützen. Die höchste Gebirgskette theilet die Insel beinahe in zwei gleiche Theile und sondert beide so vollkommen von einander ab, daß auf jeder Seite sowohl das Klima als die Jahreszeiten wesentlich von einander verschieden sind. Auch den Wirkungen der Monsun's, die periodisch von den beiden entgegengesetzten Seiten der Insel eintreten, werden durch diese Berge Gränzen gesetzt, so daß nicht nur die auf der anderen Seite der Gebirge liegende Seeküste, sondern auch das ganze Land in dem Inneren äußerst wenig von diesen Stürmen zu leiden hat.

Die Monsuns in Ceylon stehen mit denen auf den Küsten von Koromandel und Malabar in genauer Verbindung und haben fast einerlei Beschaffenheit mit ihnen; sie treten jedoch früher auf der westlichen als auf der östlichen Seite der Insel ein. Auf der Westseite, wo Kolumbo liegt, hat die Regenzeit in den Monaten Mai, Junius und Julius statt, gerade wie es der Fall auf der Malabarischen Küste ist. Dieser Monsun ist gewöhnlich mit fürchterlichen Donnerwettern und den stürmendsten Südwest-Winden begleitet, wobei der Regen fast beständig in ungeheuern Strömen herabstürzt. Während der Dauer derselben haben die nördlichen Gegenden der Insel nur wenig zu leiden und gemeiniglich ist sogar das Wetter daselbst trocken und der Himmel vollkommen heiter. In den Monaten Oktober und November aber, wenn der entgegengesetzte Monsun auf der Küste von Koromandel eintritt, wird der nördliche Theil

von Ceylon davon getroffen und auf den südlichen hat dieser fast gar keinen Einfluß.

Das Innere der Insel wird durch diese Monsun's nur obenhin berührt und es geschieht sehr selten, daß sie einigen beträchtlichen Schaden darin anrichten. Deswegen sind aber die Gegenden der Insel keinesweges von den furchtbaren Stürmen, die in den tropischen Himmelsstrichen so schröckliche Verheerungen anrichten, gänzlich befreiet. In einer besonderen periodischen Jahreszeit, die im März und April statt hat, stürzen Regengüsse in Strömen herab und die Blitze und Donnerschläge sind alsdann so fürchterlich heftig, daß sich ein Europäer kaum einen Begriff davon machen kann.

Da die Insel so nahe bei dem Aequator liegt, so müssen nothwendig die Tage und Nächte beständig von fast gleicher Länge seyn; auch beträgt die Abweichung in den beiden Jahreszeiten nicht über 15 Minuten. Die Jahreszeiten werden mehr durch die Monsun's als durch den Lauf der Sonne bestimmt, denn obgleich die Insel nordwärts von der Linie liegt, so ist doch die Zeit der Sommer-Sonnenwende die kälteste Jahreszeit, weil alsdann der westliche Monsun herrscht. Der Frühling fängt im Oktober an und die heißeste Jahreszeit dauert vom Jänner bis zum Anfange des Aprils. Die Hitze während des Tages ist beinahe das ganze Jahr hindurch die nämliche; in der regnichten Jahreszeit aber sind die Nächte wegen der Feuchtigkeit der Erde und der immer herrschenden Winde, weit kühler. Im Ganzen ist jedoch

das Klima viel milder als auf dem festen Lande von Indien, denn so nahe auch die Insel bei dem Aequator liegt, so ist die Hitze auf derselben doch keinesweges so niederdrückend, wie ich sie in manchen Gegenden auf der Küste von Koromandel, die doch in einer nördlicheren Breite liegt, empfunden habe. Dieses rührt von den beständigen Seewinden her, durch welche die Insel abgekühlt wird, ohne daß sie dabei den heißen und erstickenden Landwinden, die dem festen Lande so schröcklich zur Plage gereichen, unterworfen ist. Sind daher gleich die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen in einem außerordentlichen Grade heiß, so gewähren doch die Häuser und die schattigten Orte überall einen leidlich kühlen Aufenthalt.

Dieses gemäßigte Klima hat jedoch nur an der Küste statt, wo die Seewinde freien Raum haben; in dem Inneren des Landes ist wegen der dicken, verwachsenen Wälder und der Felsen, die sich über einander aufthürmen, die Hitze um mehrere Grade stärker, als auf der Küste, und das Klima oft äußerst schwül und ungesund. Diesem Nachtheile könnte jedoch großentheils abgeholfen werden, wenn man die Wälder und Gebüsche aushauete, wie es auf einer Strecke in der Nähe von Trincomale, die zu unseren Besitzungen gehöret, durch den Oberst Champagne geschehen ist, und wodurch dieselbe weit weniger verderblich für die Europäer geworden ist.

Die vorzüglichsten Häven auf der Insel für große Schiffe sind Trincomale und Point de Galle;

doch legen sich diese Schiffe auch, und zwar in manchen Jahreszeiten mit noch größerer Sicherheit, auf der Rhede von Kolumbo vor Anker. Außerdem sind aber noch rings um die Insel mehrere geringere Häven, worin die kleineren Küsten-Schiffe Schutz finden, nämlich südöstlich: Batacolo, Matura, Barbereen und Caltura, auf der nord- und westlichen Seite aber Nigumbo Chilou, Calpenteen, Manaar und die Spitze Pedro. An allen diesen Orten ergießen sich größere oder kleinere Flüsse in das Meer. Diese sind größtentheils breit, tief, und eine gute Strecke weit für kleinere Fahrzeuge schiffbar; daher sind sie für die Bewohner der in der Nähe der Seeküsten liegenden Gegenden von wesentlichem Nutzen, weil diese auf die wohlfeilste und leichteste Art ihre Produkte und Waaren auf denselben in alle Häven, wo Europäische Schiffe auf sie warten, transportiren können. So ruhig und sanft jedoch diese Flüsse bei ihrem Ausfluß in die See sind, so können sie doch in einiger größerer Entfernung nicht mehr befahren werden. Denn gegen die Gebirge hin, die das Königreich Kandi umringen, sind sie mit großen Felsstücken angefüllt und stürzen in einem so reißenden Laufe fort, daß auch der kleinste Kahn nicht darauf fahren kann. Dies ist eine von den wichtigsten Ursachen, warum zwischen den Einwohnern der höheren Gegenden und denen, die unter der Herrschaft der Europäer an den Küsten wohnen, so wenig Verkehr statt hat, denn der Weg zu Lande ist ebenfalls mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, und die Einwohner haben sich nie darum bekümmert, diese Hindernisse aus den Wege zu räumen.

Die zwei Hauptflüsse der Insel sind der Malivagonga und der Mulivaddy. Der erstere entspringt in den Gebirgen südostwärts von Kandi und fließt beinahe rings um diese Stadt herum; nachdem er eine Menge Krümmungen durch die Gebirge gemacht hat, so ergießt er sich endlich bei Trincomale in das Meer. Dieser Fluß ist so tief, daß man ihn kaum nur in der Nähe von seiner Quelle durchwaden kann; allein wegen der Felsen, die überall seinen Lauf brechen, kann er demohngeachtet nicht befahren werden. Der Mulivaddy entspringt an dem Fuße eines hohen Berges, der den Europäern unter dem Namen Adamsberg bekannt ist und ungefähr 60. Englische Meilen nordwärts von Kolumbo liegt. Dieser Fluß ergießt sich in mehreren Armen in die See; der größte unter denselben heißt der Fluß Mutwal, der ungefähr drei Meilen von Kolumbo in das Meer fällt, nachdem er eine große Strecke des ebenen Landes beinahe ganz umflossen und sie in eine äußerst schöne Halbinsel verwandelt hat. Die Gegend an den Ufern des Mutwal ist mehrere Meilen weit äußerst pittoresk und entzückend schön; auch hatte ich Gelegenheit, da ich mich einmal bei einer Bedeckung befand, die von Kolumbo ungefähr 45 Englische Meilen weit nach Sittivacca in das Innere abgeschickt wurde, den großen Nutzen dieses Flusses aus Erfahrung kennen zu lernen, denn während wir an den romantischen Ufern desselben hin marschirten, wurden unsere Kriegs- und Mundvorräthe in Kähnen auf dem Flusse selbst mit leichter Mühe fortgeschaft.

Ausser den Flüssen, von denen die Insel durchschnit-

ten wird, giebt es auch noch besonders in der Nähe von Kolumbo und Nigumbo, eine Menge von Seen und Kanälen, die mit ihnen in Verbindung stehen. Viele darunter sind von beträchtlicher Größe und von dem größten Nutzen für die Einwohner der Gegend, weil sie mit leichter Mühe ihre verschiedenen Handels-Artikel auf denselben fortschaffen können; auch werden aus diesen Seen die Städte an der Küste mit einem Ueberfluße von Fischen aus süßem Wasser versorgt.

Die Kommunikationen zu Land durch das Innere der Insel hingegen haben noch kaum die unterste Stufe von Vollkommenheit erreicht. Längst der Seeküste giebt es zwar Straßen und Ruheorte zum Behuf für Reisende, allein diese Straßen sind an vielen Stellen uneben und steil und es ist daher nicht nur sehr schwer auf denselben fortzukommen, sondern auch äußerst gefährlich, weil eine Menge von wilden Schweinen, Büffeln und Elephanten sie unsicher machen. Diese Thiere finden sich besonders häufig zwischen Chilou und Manaar auf der Westseite der Insel und zwischen Matura und Batacolo auf der Ostseite, wo nicht selten Unglücksfälle durch sie veranlaßt werden. Seitdem die Engländer Besitz von der Insel genommen haben, sind jedoch die Straßen schon beträchtlich verbessert worden. Der Gouverneur North hat einen allgemeinen Plan von der Insel aufnehmen und die Entfernung der Ortschaften genau bestimmen lassen, um hiernach zweckmäßige Maaßregeln zur Beförderung der inneren Kommunikation treffen zu können. Der Obrist Champagne hat die Freundschaft für mich gehabt, mir

diese Charte von den Entfernungen rings um die Küste der Insel mitzutheilen und ich habe mit seiner Erlaubniß eine Kopie davon diesem Werke beigefügt. Die Anstalten, welche die Holländer zur Beförderung der Kommunikation getroffen haben, waren ihnen mehr von Eifersucht als von einer liberalen Politik eingegeben worden. Rings um die Insel hatten sie in gewissen Entfernungen mit großen Kosten Forts erbauet und eine Menge Posten angelegt, um alles Verkehr zwischen den Eingebornen und Ausländern dadurch zu verhindern. Dies war immer ihre Hauptfurcht, und während sie in dieser Rücksicht große Summen und viele Kräfte zwecklos verschwendeten, so vernachläßigten sie alle Mittel, wodurch sie die Insel nützlich für sich selbst und wesentlich sicher gegen die Angriffe anderer Nationen hätten machen können.

Der Boden der Insel ist im Ganzen genommen sandigt mit einer kleinen Mischung von Lehm. In den südwestlichen Gegenden, besonders bei Kolumbo giebt es jedoch eine Menge sehr reicher und ausserordentlich fruchtbarer Marschgründe; allein diese ganze Strecke ist hauptsächlich mit Zimmtwäldern bedeckt und die ganze übrige Insel, so wie gegenwärtig der Feldbau darin getrieben wird, bringt nicht so viel Reiß hervor, als zur Konsumtion für die Einwohner erforderlich ist, sondern es müssen jährlich beträchtliche Quantitäten davon aus Bengalen und anderen Gegenden des festen Landes eingeführt werden. Ich bin jedoch überzeugt, daß dieses bloß eine Folge der schlechten Kultur ist, und daß bei gehöriger

Sorgfalt bald ganz und gar keine fremde Einfuhr mehr nöthig seyn wird.

Ursprünglich war die Insel Ceylon in eine Menge von verschiedenen kleinen Königreichen eingetheilt, die durch Flüsse und Gebirge von einander abgesondert waren und wovon jedes seinen eigenen unabhängigen Monarchen hatte. In der Folge der Zeit wurde das ganze Land der Herrschaft des Königs von Kandi unterworfen, und von ihm in einige wenige Provinzen eingetheilt, von denen mehrere den zahlreichen Titel, welchen er noch gegenwärtig führt, ihren Ursprung haben. Diese Provinzen waren Kandi, Koftu, Matura, Dambadar und Sittivacca, welche die ganzen reichen Gegenden an der westlichen Küste in sich begreifen. Die vorzüglichste unter diesen Provinzen war Kandi; sie lag in dem Mittelpunkte der Insel und ihre Hauptstadt hatte die Ehre, die königl. Residenz zu seyn. Noch bis auf den heutigen Tag hält der König hier seinen Hof und obgleich von allen übrigen Provinzen mehr oder weniger große Stücke abgerissen worden sind, so ist doch niemals der allergeringste Theil von Kandi einer fremden Macht fortdauernd unterwürfig gewesen. Alle diese Provinzen waren wieder in besondere Distrikte eingetheilt, die in diesem Lande den Namen Korles führen und mit den Shires oder Grafschaften in England übereinkommen. Diese Unterabtheilungen dauern auch noch jetzt in denjenigen Gegenden fort, welche die Holländer an sich gerissen hatten, und die Regierung derselben wird von besonders darzu ernannten bürgerlichen und militärischen Beamten verwaltet.

Heut zu Tage sind alle diese mannichfaltigen Abtheilungen der Insel auf zwei zurückgeführt, wovon der eine diejenigen Gegenden, die der Herrschaft der Europäer unterworfen sind, und die andere das, was den Eingebornen noch übrig geblieben ist, in sich begreift. (In der diesem Werke beigefügten Karte sind die Gränzen beider Abtheilungen deutlich bezeichnet und man wird bemerken, daß die Europäischen Besitzungen sich wie ein Ring ganz um die Insel herum ziehen, und das Gebiet des Königs von Kandi von allen Seiten einschließen.) Die Stadt Kolumbo ist wegen des Reichthums des sie umringenden Landes, wegen ihrer vortheilhaften Lage und ihrer Bevölkerung von jeher für die Hauptstadt aller Europäischen Besitzungen gehalten worden, obgleich Trincomale in Rücksicht der Vortheile, die für den ausländischen Handel daraus gezogen werden können, unstreitig von weit größerer Wichtigkeit ist.

Da die Brittischen Besitzungen in Ceylon sich wie in einem Cirkel um die Küsten herum erstrecken, so will ich in der Beschreibung derselben der nämlichen Richtung folgen. Ich gehe daher von dem Orte aus, wo ich zuerst gelandet bin, und werde meinen Lesern über jeden Ort rings um die Insel die Bemerkungen mittheilen, die ich bei meiner Durchreise durch denselben zu machen Gelegenheit hatte.

Zu Trincomale betrat ich zuerst den Boden von Ceylon. Die Gründe, wodurch unsere Regierung zu einem Versuch, den Holländern diesen wichtigen Haven zu ent-

reißen bewogen wurde, habe ich schon oben angeführt. Im Jahr 1795 wurde in dieser Absicht der General Stewart mit einem beträchtlichen Korps von Englischen Truppen und Seapoys so wie mit der nöthigen Artillerie von Madras aus dahin abgeschickt. Die Schiffe legten sich südostwärts von der Stadt vor Anker und der General fand es zweckmäßig, in einer Entfernung von zwei Englischen Meilen die Truppen an das Land zu setzen und das Fort förmlich zu belagern. Hierbei hatten aber die Truppen nicht nur durch das Klima, die Beschaffenheit des Bodens und die Lage des Forts sehr viele Beschwerlichkeiten auszustehen, sondern sie erlitten auch selbst durch das Feuer aus dem letzteren einigen Verlust an Offizieren und Gemeinen. Während der Belagerung wurde von einem in holländischen Diensten stehenden Korps Malaien ein Ausfall gemacht; sie schlichen sich unbemerkt in eine von den Englischen Schanzen, vernagelten die Kanonen und tödteten mehrere Artilleristen, ehe sie von den Engländern wieder ins Fort konnten zurückgetrieben werden. Nachdem die Belagerung drei Wochen gedauert hatte, wurde endlich eine Bresche zu Stande gebracht, und die Engländer trafen Anstalten zu einem Sturm; allein der Holländische Befehlshaber hielt es für klüger, seine Sicherheit in einer Kapitulation zu suchen, als sich auf die Tapferkeit seiner Truppen zu verlassen, ob diese gleich ihren Feinden an Zahl weit überlegen waren.

Die Stadt Trincomale liegt in 8° 30′ der Breite und erstreckt sich in nordöstlicher Richtung längs der einen Seite der Bay hin. Die Gegend umher ist bergig und

waldig, der Boden ist, wo nicht unfruchtbar, doch durchaus nicht angebauet und das Ganze hat ein wildes Aussehen. In den dickverwachsenen Waldungen giebt es eine Menge von mancherlei wilden Thieren, besonders von wilden Schweinen, Büffeln und Elephanten. Die letzteren kommen oft an die Teiche in der Nähe des Forts herab, um zu trinken und sich zu baden; es sind oft welche in der Entfernung von einer kleinen Englischen Meile von der Stadt geschossen worden.

Trincomale ist sowohl durch seine natürliche Lage, als durch die angelegten Werke sehr fest. Die Stadt nimmt einen größeren Raum ein, als Kolumbo; sie enthält aber eine geringere Anzahl von Häusern, und diese sind bei weitem weder so groß noch so schön, als man sie in mehreren Städten auf der südwestlichen Küste findet. Der Umfang von Trincomale, innerhalb der Mauern, beträgt ohngefähr drei Englische Meilen; dieser Bezirk begreift aber auch eine Anhöhe in sich, die unmittelbar über dem Meere liegt und mit dickem Gebüsche, worin sich wilde Thiere und anderes Wildpret in Menge aufhalten, ganz überwachsen ist. Diese Anhöhe ist daher auch wenig bewohnt und die meisten Häuser liegen an dem Fuße derselben dicht bei dem Landungsplatze; aber auch selbst dieser niedere Theil war bis in den letzten Jahren noch stark mit Holz bewachsen.

Das Fort ist fest und bestreicht die vorzüglichsten Bayen, besonders aber die Einfahrt in den großen Haven, oder die innere Bay, die von allen Seiten mit Land um-

geben, hinlänglich tief und geräumig genug ist, um die größten Schiffe und so viel ihrer auch seyn mögen, aufzunehmen; dabei genießen diese in jeder Jahreszeit und bei aller Witterung den vollkommensten Schutz in derselben. Ausserdem wird dieser Haven auch noch von dem Fort Ostenburg bestrichen, das auf einem in die See hervorragenden Felsen stehet; ursprünglich ist es von den Portugiesen aus den Ruinen einer ehemals hier gestandenen berühmten Pagode erbauet worden. Dieses Fort kann von der See aus nicht eher angegriffen werden, als bis vorher Trincomale weggenommen und die Einfahrt in den Haven erzwungen worden ist. In der Bay sind die Küsten so sicher und das Meer dicht an denselben so tief, daß man von allen Punkten leicht von den Felsen in die längs derselben vor Anker liegenden Schiffe kommen kann. Auf der äußersten Spitze des Felsen, auf welchem das Fort steht, befindet sich eine starke Batterie, bei welcher die Flagge des Forts aufgepflanzt ist.

Dieser Haven macht Ceylon zu einer unserer wichtigsten Besitzungen in Ostindien. Sobald die stürmischen Monsuns ihren Anfang nehmen, so müssen alle Schiffe, die von demselben in irgend einem anderen Theile des Meerbusens von Bengalen überfallen werden, sogleich in die offene See stechen, um dem unvermeidlichen Verderben zu entgehen. Alsdann sind Trincomale und Bombay die einzigen unter den Häven von den verschiedenen Küsten der Halbinsel von Indien, worin die Schiffe einen sicheren Aufenthaltsort finden können. Die Vortheile, die ein solcher Haven gewährt, sind nicht zu berechnen,

und werden noch durch die Nähe desselben bei unseren in dem Meerbusen von Bengalen gelegenen Kolonien beträchtlich erhöhet. Von Madras kann ein Schiff in zwei Tagen hieher kommen und zu jeder Zeit in den Haven einlaufen. Aus diesem Grunde ist Trincomale von der äußersten Wichtigkeit für uns, und die Regierung könnte eher die ganze übrige Insel wieder abtreten, als diesen einzigen Haven. Es sind jedoch große Aufmunterungen und beträchtliche Verbesserungen erforderlich, wenn die Stadt volkreich und Kolumbo einigermaßen ähnlich werden soll; denn die Gegend umher ist keinesweges fruchtbar genug, um Lust einzuflößen, sich darin niederzulassen, und die Naturprodukte derselben sind auch nicht so beschaffen, daß sie den Handel herbei ziehen könnten. Das Klima wird für das heißeste und ungesundeste auf der ganzen Insel gehalten, und die Englischen Truppen, die dahin abgeschickt wurden, haben im Anfang äußerst viel dadurch zu leiden gehabt. Diese schädlichen Eigenschaften des Klima's rühren größtentheils von den Wäldern und Morästen her, die sich bis dicht an das Fort erstrecken und zu deren Ausrottung von den Holländern aus Mangel an wahrer Politik und Gemeingeist niemals das allergeringste gethan worden ist. Seitdem jedoch die Engländer in den Besitz dieses Ortes gekommen sind, hat man schickliche Maaßregeln ergriffen, um das Klima gesünder zu machen; durch den Obrist Champagne wurde, während derselbe sich mit seinem Regimente daselbst aufhielt, eine große Strecke Landes dicht bei dem Fort von dem dicken Gebüsche gereinigt, womit sie bedeckt gewesen war, und auch mehrere Sümpfe und Moräste ausgetrock-

net. Die heilsame Wirkung hiervon hat sich schon jetzt durch die Erfahrung bestätigt, denn die Europäische Garnison hat seit dieser Zeit viel weniger durch den Einfluß des Klima's gelitten. Hoffentlich wird auch auf die nämliche Art den übrigen Nachtheilen abgeholfen werden, die jetzt noch dem Flore von Trincomale im Wege stehen; sein Handel ist durchaus unbedeutend, weil es keine Naturprodukte von Werthe hat, durch die er unterhalten und belebt werden könnte; allein durch seine glückliche Lage ist es im Stande, die reichste Niederlage von Ostindien zu werden. Der Mangel an Handel und der unkultivirte Zustand der umliegenden Gegend sind Nachtheile, von denen einer in dem anderen seinen Grund hat, und sobald dem einen abgeholfen wird, so muß nothwendigerweise auch der andere größtentheils aufhören.

Auf unserer weiteren Reise längs der Küste gegen Nordwesten von Trincomale erblickte unser Auge fast nichts als eine durchaus freie Küste und unermeßliche Waldungen, die sich weithin in das Innere erstrecken. Das Land scheint hier, so wie in mehreren anderen Theilen der Insel, auf den ersten Anblick ganz wüste und ohne alle Einwohner zu seyn; dieses ist jedoch nur Täuschung, denn die Anzahl der Einwohner ist keineswegs gering, allein da sie ihre Hütten in den Wäldern erbauen und sich vor den Fremden sorgfältig verbergen, so muß man, um sie zu sehen, in ihre Wildnisse selbst eindringen. Der nächste Posten von Trincomale auf dieser Seite ist Malativoe, das ungefähr auf der Hälfte des Weges von Jasnapatam liegt. Hier hatten die Hol-

länder eine kleine Faktorei mit einem Fort und einem Wohnhause für den kommandirenden Offizier; es war jedoch nur ein subalterner Posten, der von der Garnison zu Trincomale abhieng und keine andere Bestimmung hatte, als die Kommunikation mit dieser Festung offen zu erhalten und Lebensmittel für die dasige Garnison einzusammeln. Zu diesem Zwecke, und um die Eingebornen in Furcht zu erhalten, stand hier ein kleines Kommando von Malajischen Soldaten; übrigens war der Posten nicht im Stande sich im geringsten zu vertheidigen.

Malativoe hat eine äußerst romantische und wirklich entzückend schöne Lage. Dicht bei dem Fort liegt ein kleines Dorf und durch einen Fluß, der hier in die See fällt, wird ein Haven gebildet, der hinlänglich groß ist, um Barken und andere kleine Schiffe aufzunehmen. Der Fischfang macht die Hauptbeschäftigung der Einwohner aus, und das Fort von Trincomale wird von ihnen hauptsächlich mit diesem Artikel versorgt. Hornvieh und Geflügel giebt es ebenfalls hier in großer Menge; es ist erstaunend wohlfeil. Wildpret ist im Uebermaß vorhanden und die Wälder sind voll von Rothwildpret und wilden Schweinen. Ein Europäer kann ohne Mühe und mit den geringst möglichen Kosten so viel Wildpret aller Art bekommen, als er nur Lust hat, denn die Eingebornen des Dorfes sind bereit seinem ersten Winke zu folgen, und er braucht ihnen bloß ein wenig Pulver und Blei zu geben und sie in die Wälder zu schicken, um überzeugt zu seyn, daß sie ihm mehr Wildpret, als er im Stande ist zu verzehren, zurückbringen werden, und zwar ohne

daß sie die geringste Belohnung für ihre Mühe von ihm erwarten.

Nordwärts von Malativoe fanden wir die nördliche Spitze der Insel in eine längliche Halbinsel ausgedehnt, die durch einen Arm des Meeres, der, wie ich schon gesagt habe, sich beinahe quer durch die Insel hindurch erstreckt, von dem übrigen Lande abgeschnitten wird. Dieser Distrikt, der unter dem Namen Jafnapatnam bekannt ist, liegt gerade gegen Negapatnam auf der Küste von Koromandel über, und wird für den gesundesten auf der ganzen Insel gehalten. Dies rührt von seiner Lage her, denn da er ringsum von Meer umgeben ist, so werden die erstickend heißen Winde, die von dem festen Lande von Indien her wehen, unterwegs abgekühlt. Diese Landwinde sind für die Europäer das unerträglichste Uebel von dem Klima von Indien. In Bengalen und mehreren anderen von unseren Besitzungen herrschen sie in einem furchtbaren Grade, und noch jetzt kann ich nicht ohne schmerzhaftes Gefühl an die Mittel denken, die wir anwenden mußten um uns nur einigermaßen gegen ihre Wirkungen zu schützen. Das gewöhnlichste Mittel besteht darin, daß man vor die Fenster und Thüren-Rahmen mit leicht gewebten Strohblenden stellt und diese durch eigens dazu angestellte Negern beständig naß erhalten läßt, so daß die Luft, die durch die Zwischenräume der Blende hindurch dringt, durch das Wasser abgekühlt wird und wenigstens einen großen Theil von ihrer verderblichen Hitze verliert. Ueberhaupt hängt die Heftigkeit dieser Winde von der größeren oder kleineren Menge von Feuchtigkeiten ab, die

sie auf ihrem Wege antreffen; in denjenigen Theilen von Indien, wo sie über niedrig gelegene und sumpfige Gegenden oder über Reisfelder hin wehen, werden sie beträchtlich abgekühlt und sind an den Orten, die sie nachher bestreichen, in einem weit geringeren Grade peinlich. Außerdem kann man sich aber schwerlich einen Begriff von der Qual machen, die man durch diese Landwinde, wenn sie in ihrem heißesten Zustande sind, auszustehen hat. Ihre übergroße Hitze macht, daß alle Gegenstände, die sie berühren, zerspringen; das Glas in den Fenstern zersplittert oft in tausend Stücke, und daher bedient man sich auch anstatt dessen gewöhnlich der venetianischen Blenden, oder sogenannten Jalousieläden. Wenn man nicht besondere Vorsicht anwendet, so geschieht es sogar, daß die Trinkgläser auf den Tischen springen und den Gästen in den Händen zersplittern.

Diese Geisel von ganz Indien verliert jedoch, ehe sie Jafnapatam erreicht, durch die dazwischen liegende See ihre Heftigkeit, und durch den nämlichen Wind der dem festen Lande zur höchsten Qual gereicht, wird hier vielmehr die Luft erfrischt und auf eine heilsame Art aufgeregt; auch geben die mit einer grünen Weide reich bedeckten Felder den stärksten Beweis von der milden Beschaffenheit des Klimas ab. Baumfrüchte, Vegetabilien aller Art, Wildpret und Geflügel giebt es in allen Theilen dieses Distriktes in großer Menge. Es scheint hier etwas ganz Eigenthümliches in der Atmosphäre zu liegen, was in keinem anderen Theile der Insel zu finden ist, denn nur allein in der Strecke zwischen der Spitze Pedro und

Jaffna hat die Schaafzucht mit einigem Erfolge getrieben werden können. Die Artikel für den ausländischen Handel, die hier gewonnen werden, sind von keiner Bedeutung, obgleich die Halbinsel etwas Zimmt und Pfeffer liefert, so haben diese doch eine weit geringere Güte als die, welche in dem südwestlichen Theile der Insel wachsen.

Das Fort und die Stadt Jaffna, die Hauptstadt des Distriktes, liegen einige englische Meilen von dem Meere entfernt, haben aber vermittelst eines für Böte schiffbaren Flusses Kommunikation mit demselben. Dieser Fluß fällt nahe bei der Spitze Pedro in die See, wo ebenfalls ein Haven ist, in welchem die Truppen, die der General Stewart von Trinkomale abschickte, um Jaffna in Besitz zu nehmen, landeten und mit einem anderen Regimente, das in der nämlichen Absicht von Negapatnam auf der gegenüber gelegenen Küste abgeschickt worden war, zusammenstießen. Die Ueberfahrt von der Spitze Pedro nach Negapatnam kann in Böten gewöhnlich in wenigen Stunden geschehen.

Das Fort Jaffna wurde von den Holländern, sobald sich unsere Truppen vor demselben zeigten, sogleich übergeben. Es ist klein, aber äußerst niedlich und schön gebaut. Der Pettah, oder die außerhalb der Festungswerke liegende schwarze Stadt, ist größer und bevölkerter als Trinkomale. Seitdem die Engländer von Kolumbo Besitz genommen haben, sind mehrere Holländische Familien von dem letzteren Orte weggezogen, und haben sich in der Nähe von Jaffna niedergelassen, weil alle Lebensmittel hier in

größerer Menge vorhanden und weit wohlfeiler, auch manche derselben in den anderen Theilen der Insel gar nicht zu bekommen sind.

Die Einwohner von Jaffna bestehen aus einer Mischung von verschiedenen Nationen. Die größere Anzahl ist von Mohrischer Abkunft, und diese sind in verschiedene Stämme abgetheilt, welche durch die Benennungen der Lubbahs, der Mopleys, der Chittys und der Choliars von einander unterschieden werden; sie zeichnen sich von den übrigen Einwohnern durch eine kleine runde Mütze aus, die sie auf ihren glatt geschornen Köpfen tragen. Auch giebt es hier eine Rasse von Malabaren, die in ihrem Aeußern von denen auf dem festen Lande einigermaßen verschieden sind. Die Anzahl der Einwohner von diesen verschiedenen fremden Nationen übertrifft in dem Distrikte Jaffna bei weitem die der eingebornen Ceylonesen. Die ersteren sind nach und nach durch die ihnen von den Holländern bewilligten Aufmunterungen von der Küste von Koromandel herübergelockt worden, und haben eine Menge Manufakturen, z. B. von grober Leinwand, von Zitz oder Kattun, von Schnupftüchern, von Schahls, Strümpfen u. s. w. mit auf die Insel gebracht. Alle diese Artikel werden aus der Baumwolle verfertiget, die auf der Insel selbst wächst, und noch heut zu Tage ist der Distrikt von Jaffna der einzige in Ceylon, wo dergleichen Manufakturen gefunden werden, ausgenommen einige wenige in der Gegend von Kolumbo.

Auch giebt es in Jaffna eine beträchtliche Anzahl von

Handwerkern, wie z. B. Goldschmidte, Juwelierer, Tischler u. a., die alle Arten von Hausgeräthen verfertigen. Sie sind in ihren verschiedenen Professionen sehr geschickt, und besonders zeichnet sich unter ihnen dasjenige Volk aus, das man auf der Insel unter dem Namen der Portugiesen kennt, und deren Arbeiten an Kunst und Schönheit die aller übrigen Einwohner übertreffen.

Zu dem Distrikt von Jaffna gehören auch noch mehrere kleine Inseln, die in einer kleinen Entfernung Nordwestwärts von der Spitze Pedro liegen, und denen die Holländer nach den Städten in ihrem eigenen Vaterlande die Namen Delft, Harlem, Leyden und Amsterdam beigelegt haben. Diese Inseln wurden von ihnen zur Pferde- und Rindviehzucht gebraucht, da sie durch ihre ganz vorzüglichen Weiden sich besser hiezu schicken, als irgend eine andere Gegend in Ceylon. Die englische Regierung hat diese ganze Anstalt beibehalten, die Pferde werden unter der Aufsicht von eigens dazu angestellten Beamten aufgezogen, und wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, für Rechnung der Regierung verkauft.

Die Wälder gegen das Innere zu, welche sowohl diesen Distrikt als die übrigen schon angeführten von dem Gebiete des Königs von Kandi trennen, werden von einem sonderbaren Volke von Wilden bewohnt, die man für die ursprünglichen Bewohner der Insel hält, und unter dem Namen der Bedahs oder Waddahs kennt. Da sie ihre Schlupfwinkel in den Wäldern nie verlassen, und sich vor den Augen aller Fremden sorgfältig verbergen, so sind

sie nur sehr wenig bekannt, und es haben viele Holländer lange Jahre auf der Insel gelebt, ohne nur ein einzigesmal einen Bedah gesehen zu haben, so daß sie die mancherlei Erzählungen, die von diesen Wilden im Umlauf waren, eben so ansahen, wie ohngefähr wir in Europa die Feen-Mährchen und Geschichten von Lappländischen Zauberern. Es wurde auch wirklich so viel Uebertriebenes und Unwahrscheinliches von ihnen erzählt, daß wer sie nicht selbst gesehen hatte, nothwendig das Ganze für eine Fabel halten mußte. Mehrere Nachrichten von ihnen sind jedoch so authentisch, daß sie durchaus keinen Zweifel zulassen, und diese will ich in der Folge, wenn ich zu der ausführlichen Beschreibung der verschiedenen Völkerschaften, welche die Insel bewohnen, kommen werde, dem Leser mittheilen.

Der Weg von Jafnapatam gegen Südwesten zu ist äußerst langweilig und unangenehm; sehr oft ist er äußerst schmal, und führt durch öde Sandwüsten und dick verwachsene Waldungen, die durch wilde Schweine, Büffel und Elephanten äußerst unsicher gemacht werden. Es ist daher im höchsten Grade beschwerlich, auf diesem Wege zu reisen, und wenn Jemand Geschäfte wegen diese Reise nothwendig unternehmen muß, so fährt er gewöhnlich lieber, wenn es die Jahreszeit erlaubt, in den großen Reiseböten, die den Namen Donies führen, längs der Küste hin. Der schmale Seestrich, der zwischen dieser Seite der Insel und dem festen Lande liegt, heißt der Meerbusen von Manaar, nach einer kleinen Insel dieses Namens, die ohngefähr 60 englische Meilen südwestwärts von Jafnapatam an der Küste von Ceylon liegt.

Die Insel Manaar wird von Ceylon durch einen etwa zwei englische Meilen breiten Seearm, der aber bei niederem Wasser bis auf einen kleinen nicht über 30 bis 40 Klafter breiten Kanal in der Mitte, den man gewöhnlich die Meerenge von Manaar zu nennen pflegt, durchaus trocken ist. Die Entfernung dieser Insel von Ramisuram auf der Koromandelschen Küste beträgt nicht über 12 bis 14 Seemeilen, allein der Vortheil, der aus dieser geschwinden Kommunikation mit dem festen Lande entspringen könnte, wird großentheils durch die zahllosen Untiefen und Sandbänke zernichtet, die den Weg überall versperren, und die so hoch sind, daß viele von ihnen, außer nur zur Zeit der Monsuns, vollkommen trocken liegen. Besonders merkwürdig ist aber eine Reihe von Sandbänken, die sich von Manaar bis Ramisuram queer über das Meer hin erstrecken, und unter dem Namen der Adamsbrücke bekannt sind. Ueber den Namen und die Lage dieser Sandbänke haben die Eingebornen eine Menge von sonderbaren Traditionen; sie glauben allgemein, daß Ceylon entweder wirklich das Paradies, worin sich die ersten Aeltern des Menschengeschlechtes aufgehalten, oder doch wenigstens der Ort gewesen sey, wohin sie zuerst gekommen wären, nachdem sie aus dem himmlischen Paradiese vertrieben worden waren. Die Adamsbrücke ist nach ihnen der Weg, auf welchem dieselben nach dem festen Lande hinübergegangen sind, und viele von ihnen haben den Glauben, daß der Meerbusen von Manuar sich wie das rothe Meer in der heiligen Schrift hinter ihnen verschlossen habe, um ihnen die Rückkehr unmöglich zu machen. Allgemein ist jedoch auf der ganzen Insel die Meinung, daß Ceylon ein-

mal in einer höchst entfernten Periode einen Theil von dem festen Lande ausgemacht habe, und in der Folge durch irgend eine große Erschütterung der Natur davon losgerissen worden sey. Diese Meinung ist auch, ob sie sich gleich nur auf eine schwankende Tradition gründet, keineswegs unwahrscheinlich, denn wenn man einen Blick auf den schmalen Raum wirft, der beide von einander absondert, und auf die zahllosen Untiefen, die zwischen ihnen vorhanden sind, so kann man gar wohl auf den Gedanken gerathen, daß die Absonderung der Insel von dem festen Lande entweder durch ein heftiges Erdbeben oder durch einen gewaltsamen Uebertritt des Oceans entstanden sey.

Wenn aber gleich die Meerenge von Manaar viel zu seicht ist, als daß größere Schiffe darin fortkommen könnten, so ist sie demohngeachtet für den Handel von dem größten Nutzen. In Schaluppen, Donies und mancherlei anderen kleinen Fahrzeugen werden auf diesem Wege Güter von Madras und aus anderen Plätzen auf der Küste von Koromandel, geradezu nach Kolumbo geführet, anstatt daß sie sonst einen schröcklichen Umweg machen, und rings um die Insel bei Trinkomale und Point de Galle vorbeifahren müssen. Diese Straße heißt die Innere, oder die Paulks-Straße, nach einem Holländer dieses Namens, der es zuerst gewagt hat, sie zu befahren. Die Adamsbrücke ist freilich häufig ein Hinderniß, über welches die Schiffe nicht wegkommen können, und daher müssen sie oft zu Manaar ausladen und sich erleichtern, ehe sie die Fahrt unternehmen können. Es liegen zu diesem Ende hier gewöhnlich eine Menge große Böte bereit, um die

ausgeladenen Güter aufzunehmen und weiter bis nach Kolumbo zu transportiren, so daß also die Hindernisse, die dem Handel hier im Wege liegen, im Grunde nicht größer sind, als man sie bei vielen bedeutenden Städten antrifft, wo nämlich große Schiffe nicht dicht anfahren können, sondern wo die Waaren in Lichterschiffen und kleinen Kähnen hineingeschafft werden müssen. Auch haben die Holländer auf diesem Wege, ohngeachtet dieses Hindernisses, einen beständigen Handel zwischen der westlichen Küste von Ceylon und ihren Faktoreien Tuttucoran, Bipar, Manapar und andere mehr unterhalten. Grobe Leinwand und Kattune waren die vorzüglichsten Artikel, die von den Holländern auf diese Art eingeführet wurden, und als Rückfracht luden sie dagegen Areka- und Kokosnüsse, Betelblätter, Baumfrüchte, Arak und Koya oder Tauwerk, das von dem Kokosbaum verfertiget wird. Alle diese Faktoreien gehören nunmehr den Engländern zu, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Handel noch weit mehr wird ausgebreitet werden, als er ehemals gewesen ist.

Die kurze Ueberfahrt von Ramisuram nach Manaar ist für die Kaufleute auch deshalb von großem Nutzen, weil sie sowohl Nachrichten als Waaren auf das schnellste bekommen können. Daher fahren beständig eine Menge kleiner Schiffe zwischen diesen beiden Plätzen hin und her, und Reisende können für eine Kleinigkeit mit ihnen übersetzen. Auch werden hier von Seiten der Regierung eigene Böte unterhalten, um den Tapal oder das Briefselleisen, zwischen Ceylon und dem festen Lande hin und her zu schaffen. Vermittelst besonders zu diesem Zwecke angelegter

Stationen werden hier die Briefe auf eine bewundernswürdige schnelle Art befördert, wenn man nämlich bedenkt, daß es in diesem Lande keine Straßen giebt, die das geschwinde Fortkommen befördern, und daß die Briefboten durch dicke Waldungen und dürre Sandwüsten in der brennendsten Hitze der tropischen Sonne zu reisen haben. Der Weg von Kolumbo bis Madras beträgt ungefähr 500 englische oder wenigstens 100 teutsche Meilen, und dennoch werden die Tapals zwischen beiden Orten durch die sogenannten Peons, eine besondere Kaste, die sich vorzüglich hiermit abgiebt, in 10 Tagen an Ort und Stelle gebracht. Wenn der Weg es nur einigermaßen erlaubt, so machen sie gewöhnlich 5 englische oder 1 teutsche Meile in einer Stunde; an gewissen Stationen werden sie von anderen Läufern abgelöset. Von Kolumbo nach Manaar was einen Weg von 160 englischen oder ungefähr 32 teutschen Meilen ausmacht, gehen sie gewöhnlich in drei Tagen; hier nehmen sie einen Kahn, fahren bei der Adamsbrücke nach Ramisuram hinüber, und gehen dann längs der Küste von Koromandel weiter fort nach Madras. Wenn nicht durch stürmische Witterung die Ueberfahrt verzögert wird, so kann ein solcher Bote diese Reise zuweilen in acht Tagen zurücklegen. Die Holländer haben ein Fort auf der Insel Manaar erbauet, um sowohl die Ueberfahrt als auch die Kommunikation mit dem festen Lande vermittelst der Adamsbrücke zu beherrschen; allein die vorzüglichste Absicht dabei war, daß sie die Unterthanen des Königs von Kandi verhindern wollten, irgend etwas von den Produkten der Insel, besonders Gewürze, heimlich hinüber zu schaffen, und außerdem suchten sie auch noch alles Ver-

kehr zwischen diesem Fürsten und denen auf dem festen Lande dadurch abzuschneiden, damit derselbe durchaus keine Gelegenheit fände, sich in Verbindungen, die ihrem Interesse nachtheilig werden könnten, einzulassen. Die Beschützung der Perlenbänke und der Perlenfischerei, die nicht sehr weit von dieser Insel entfernt liegen, war ebenfalls ein wichtiger Grund, warum hier ein Fort erbauet wurde. Auch trug dasselbe sehr viel zur Vermehrung der Einkünfte der Regierung bei, denn es mußten hier von den ungeheueren Quantitäten von Kattunen, groben Musselinen, Baumwollen-Zeuchen und übrigen Artikeln, die von den Mohren, Malabaren und anderen Einwohnern des festen Landes auf diesem Wege nach Kolumbo gebracht wurden, gewisse Abgaben entrichtet werden.

Aus dem Angeführten ersieht man, daß der Platz wichtig genug war, um daselbst eine beständige Garnison zu unterhalten, und die Kosten für die zu diesen Dienst erforderlichen Truppen wurden durch die Vortheile, die man daraus zog, überreichlich ersetzt. Gewöhnlich bestand diese Garnison nur aus einer Kompagnie Malajen oder Seapoys unter dem Kommando eines Europäschen Offiziers; während der Dauer der Perlenfischerei aber wurde von Kolumbo aus eine Verstärkung dahin geschickt. Ehemals war es jedoch nur ein subalterner Posten, allein der englische Gouverneur North hat seitdem sowohl diesen als noch andere Posten an Stabsoffiziere übergeben. Die größte Beschwerlichkeit dieser Garnison entspringt aus der Eintreibung der Abgaben; dies kann nicht immer ohne Zwang geschehen, und man hat daher häufig offenen Wi-

derstand dabei gefunden. Im Junius 1800 erregten die Eingebornen, als man diese Abgaben von ihnen forderte, und sie mit Gewalt eintreiben wollte, einen förmlichen Aufstand, versammelten sich in Menge vor dem Fort, und schienen fest entschlossen zu seyn, sich der Abgabe durchaus nicht zu unterwerfen. Es wurden daher dem Kommandanten sogleich 2 Kompagnien zu Hülfe geschickt, allein ehe noch diese Verstärkung ankam, hatte er schon Mittel gefunden, den Aufstand wieder zu dämpfen. Diese 2 Kompagnien waren übrigens die ersten, die auf ihrer Rückkehr den Weg von Manaar nach Trinkomale zu Lande machten; sie durchwadeten den engen Kanal, der, wie ich oben angeführet habe, Manaar von Ceylon trennt, und dann reisten sie queer durch das Land bis Trinkomale.

Dergleichen Aufstände von Seiten der Eingebornen werden zwar immer mit sehr leichter Mühe wieder gedämpft, allein sie fallen doch häufiger vor, als man nach dem schlechten Erfolge, den sie jedesmal haben, erwarten sollte. Zu Nigombo und Matura fielen ähnliche Auftritte, wie die zu Manaar, und aus der nämlichen Ursache, vor; auf dieselbe Art wurden sie aber auch schnell wieder durch die Ankunft eines Korps Hülfstruppen beigelegt. Eben so wurde der Kapitän Vincent, der zu Nigombo kommandirte, auf dem Wege von Kolombo nach diesem Fort, wo er nur eine geringe Bedeckung von Malajischen Soldaten bei sich hatte, von einem sehr beträchtlichen Korps Eingeborner, die zu unseren Niederlassungen gehörten, angegriffen; er wußte jedoch mit viel Geschicklichkeit einen Posten, den er sich ausgesucht hatte, so lange zu behaup-

ten, bis Europäische Hülfstruppen zu seinem Beistande herbeieilen konnten. Die grausamen Erpressungen der Holländer und die verächtliche Geringschätzung, womit sie sich über die Gebräuche und Vorurtheile der Eingebornen wegsetzten, scheinen diesen Geist der Unzufriedenheit und Empörung in den letzteren aufgeregt zu haben; allein hoffentlich wird eine bessere Behandlung und eine größere Milde, zugleich aber feste und beharrlich beobachtete Gesetze allen diesen Unruhen bald ein Ende machen.

Von Manaar aus fanden wir auf unserem Wege längs der Küste das Land sandig, wild, unfruchtbar und entblößt von allen Bequemlichkeiten und Lebensmitteln. Wegen der wilden Thiere ist es äußerst gefährlich, hier ohne hinreichende Bedeckung zu reisen. Ungefähr 6 englische Meilen jenseits Manaar kamen wir in das Dorf Arippo, wo sich die Civil- und Militair-Beamten, welche über die Perlenfischerei die Aufsicht haben, während der Dauer derselben aufzuhalten pflegen; sie haben hier zu ihrer Bequemlichkeit ein Haus von Steinen erbaut, das außerdem auch gelegentlich den Reisenden zur Herberge dient. Während der Perlenfischerei liegt hier ein Detachement Soldaten von der Garnison zu Manaar oder Kolumbo, um die Perlenhändler zu beschützen, und sowohl Diebstähle als Aufstände zu verhindern; auch müssen sie den Befehlen des Beamten, den die Regierung gewöhnlich zur Oberaufsicht über diese Fischerei abschickt, den gehörigen Nachdruck geben. Diese Truppen führen eine Fahne und ein Feldstück bei sich, um damit den Böten Signale zu ge-

ben, und sie zu benachrichtigen, wenn sie auslaufen oder wieder zurückkommen sollen.

Arippo ist der einzige Ort in der ganzen Gegend, wo man gutes Wasser findet. Dieses nothwendige Bedürfniß des Lebens ist auf diesem Theile der Küste nicht nur elend, sondern auch äußerst selten, so daß man es oft nur mit der größten Mühe bekommen kann. Wo irgend gute Quellen angetroffen werden, da sind die Europäer sorgfältig darauf bedacht, sich selbst vorerst genugsam mit Wasser zu versorgen, und die Einwohner haben oft alle Mühe, auch nur die kleinste Quantität davon für sich zu bekommen.

Für die Katholiken, die während der Perlenfischerei hieherkommen, und größtentheils Malabaren sind, ist hier eine Kapelle erbaut. Sie finden sich nicht nur an Sonn- und Feiertagen zahlreich in derselben ein, sondern sie haben auch den Gebrauch, von dem sie nie abweichen, daß sie hier, ehe sie anfangen zur Einsammlung der Perlenaustern in das Meer zu tauchen, jedesmal fromme Gelübde und Opfer darbringen.

In der Nähe von Arippo sind die Wälder voll von Roth-Wildpret und wilden Schweinen. Während der Fischerei wird den hier postirten Offizieren von den Cingalesischen Bauern eine Menge von diesen Thieren herbeigebracht.

Sechs Meilen weiterhin, und ungefähr zwölf von

Manaar liegt die Bay von Kondatchy, in welcher alle Böte zur Perlenfischerei zusammenkommen. Sie bildet beinahe einen halben Mond, und das Gestade rings um dieselbe ist eine große Sandwüste, in der nur hin und wieder zwischen der Bay und den Wäldern, welche das Gestade jenseits begränzen, einige wenige elende Hütten zerstreuet liegen. Dies ist der Anblick, den die Bay von Kondatchy den größeren Theil des Jahres hindurch gewähret; allein während der Fischerei stellt sie ein ganz verschiedenes Gemälde dar. In dieser Jahreszeit ist sie dicht mit kleinen Schiffen bedeckt, und auf dem Gestade findet man eine erstaunende Menge Menschen aus allen Theilen von Indien, deren ganz verschiedenes Ansehen, Kleidung, Sprache und Gebräuche ein äußerst unterhaltendes Schauspiel gewähren. Ueberhaupt verdient diese Perlenfischerei eine ausführliche Beschreibung, und man wird die hier folgenden Nachrichten darüber, die ich mit der äussersten Sorgfalt gesammelt habe, sowohl interessant als belehrend finden.

Drittes Kapitel.

Perlenfischerei — Gebräuche der verschiedenen Indischen Nationen, die sie besuchen.

Es giebt auf der ganzen Insel Ceylon für einen Europäer kein auffallenderes und merkwürdigeres Schauspiel, als die Bay von Kondatchy während der Zeit der Perlenfischerei. Dieser wüste und unfruchtbare Platz ist alsdann plötzlich in eine Tumultvolle Szene verwandelt, und stellt dem Auge einen Anblick dar, der an Neuheit und Mannichfaltigkeit alles übertrifft, was ich jemals gesehen habe. Die vielen tausend Menschen von verschiedenen Farben, Ländern, Kasten und Handthierungen, die in geschäftigem Gewühle beständig hin und her gehen; die unzählbare Menge kleiner Zelten und Hütten, die mit einem Basar oder Marktplatze vor jedem derselben auf dem Ufer errichtet sind; die Menge von Böten, die zum Theil mit großen Reichthümern beladen am Nachmittage von den Perlenbänken zurückkehren; die ängstliche, in jeder Miene sichtbare Erwartung der Eigenthümer der Böte, wenn diese sich der Küste nähern, und die gierige Aemsigkeit, womit sie, sobald dieselben angelangt sind, in Hoffnung einer reichen Ladung auf sie zulaufen; die zahllose Menge Juwelierer, Mäkler und Kaufleute von allen Farben und allen Nationen, sowohl inländische als ausländische, welche die Perlen auslesen und assortiren, sie wägen, und ihre Anzahl und ihren Werth bestimmen, sie zum Verkauf

ausschreien, sie zum künftigen Gebrauche durchbohren, oder auf irgend eine andere Art mit denselben beschäftiget sind; — dieses alles zusammengenommen macht einen unglaublichen Eindruck auf die Seele des Zuschauers, und überzeugt ihn auf das sprechendste von dem Werth und der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes, der diese Szene veranlaßt.

Die Bay von Kondatchy liegt in der Mitte der Gegend, wo sich die zur Fischerei bestimmten Böte versammeln. Die Bänke, wo diese getrieben wird, erstrecken sich mehrere Meilen längs der Küste südwärts von Manaar über Arippo, Kondatchy und Pomparipo; die vorzüglichste darunter liegt aber gerade gegen Kondatchy über ungefähr 20 englische Meilen in der See. Ehe die Fischerei ihren Anfang nimmt, werden zuvor die Muschelnbänke besichtiget, der Zustand der Muscheln untersucht und Bericht darüber an die Regierung erstattet; findet nun diese, daß eine hinreichende Quantität Muscheln vorhanden ist, und daß sie auch den gehörigen Grad von Reife erreicht haben, so werden diejenigen Bänke, die in diesem Jahre gefischt werden sollen, öffentlich an den Meistbietenden verkauft, und dann gewöhnlich von einem schwarzen Kaufmanne erstanden. Es wird jedoch nicht jedesmal auf diese Weise verfahren, sondern zuweilen hält es die Regierung für vortheilhafter, die Bänke für ihre eigene Rechnung zu fischen, und die Perlen nachher an die Kaufleute abzulassen. Wenn dieser Weg eingeschlagen wird, so läßt die Regierung Böte aus allen Gegenden für diese Jahreszeit miethen; der Preiß für ein solches Boot ist

nach Beschaffenheit der Umstände äußerst verschieden, aber gewöhnlich beträgt er zwischen 5 bis 800 Pagoden; es ist jedoch durchaus nichts darüber fest bestimmt, sondern jedes Boot muß einzeln so wohlfeil als möglich erhandelt werden. Die Holländer hatten gewöhnlich diese letztere Methode beobachtet, daß nämlich die Bänke auf Rechnung der Regierung gefischet, und die Perlen in verschiedenen Gegenden von Indien verkauft, oder aber nach Europa geschickt wurden. Hierbei machten der Gouverneur und der Rath von Ceylon Ansprüche auf gewisse Prozente von dem Werthe der Perlen; wurde hingegen das Fischen der Bänke durch eine öffentliche Versteigerung an den Meistbietenden überlassen, so bedangen sie sich außer dem, was der Regierung bezahlet werden mußte, noch eine gewisse Summe für sich selbst aus. Als Vorwand, worauf sie ihre Ansprüche auf dieses Accidens gründeten, führten sie die Mühe an, die ihnen die Untersuchung und Würdigung der Bänke verursachten.

Da es in einer einzigen Jahreszeit nicht möglich, und überhaupt auch nicht zuträglich ist, die sämtlichen Bänke auf einmal zu fischen, so sind diese in drei oder vier verschiedene Portionen abgetheilt, wovon der Reihe nach jährlich eine gefischt wird. Diese verschiedenen Portionen sind vollkommen von einander abgesondert, und werden auch, jede in dem Jahre, worin sie gefischt werden soll, einzeln zum Verkauf ausgeboten. Hierdurch wird den Perlmuscheln hinlängliche Zeit gelassen, ihr gehöriges Wachsthum zu erreichen, und da die erste Portion immer wieder ihre völlige Reife erlangt hat, wenn die letzte ge-

fischt worden ist, so kann die Fischerei regelmäßig alle Jahre getrieben, und folglich auf ein gewisses jährliches Einkommen von derselben gerechnet werden. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Muscheln sieben Jahre brauchen, um ihre vollkommene Reife zu erlangen; wenn sie jedoch allzu lange liegen bleiben, so werden, wie man mich versichert hat, die Perlen so groß, und fallen dem Thiere so beschwerlich, daß es selbst die Muschel ausstößt, und die Perle hinauswirft.

Die Zeit der Perlenfischerei fängt im Februar an, und endiget ungefähr mit dem Anfange des Aprils. Es wird den Kaufleuten nicht mehr Zeit gelassen, die Bänke zu fischen, als 6 Wochen oder höchstens 2 Monate; es bleiben ihnen jedoch wegen vielfältiger Unterbrechung nur ungefähr 30 Tage, an denen wirklich gefischt werden kann. Tritt der Fall ein, daß die Jahreszeit äußerst ungünstig ist, und daß in der zugestandenen Periode besonders viele stürmische Tage vorfallen, so werden dem Käufer der Fischerei als eine besondere Gunst auch wohl noch einige wenige Tage mehr verwilliget. Eine der wesentlichsten Unterbrechungen der Fischerei entsteht durch die vielen und mancherlei Feiertage, die von den dabei beschäftigten Tauchern von verschiedenen Sekten und Nationen beobachtet werden. Viele von diesen Tauchern sind von einem schwarzen Volke, das unter dem Namen der Marawas bekannt ist, und die gegenüber gelegene Küste von Tutukoria bewohnt, dieses Volk, obgleich von der Malabarischen Küste, ist der römisch-katholischen Religion zugethan, und läßt schlechterdings an den Sonn-

tagen alle Arbeit liegen, um in der Kapelle zu Arippo seine Andacht zu verrichten. Wenn jedoch in einem Jahre viele stürmische Tage, oder auch viele Feste der Hindus und Muhammedaner (die von den Eingebornen niemals und unter keinem Vorwande entweihet werden) eintreten, und dadurch der regelmäßige Fortgang der Fischerei häufig unterbrochen wird, so wünscht zuweilen der Pachter derselben, daß die katholischen Marawas auch an den Sonntägen arbeiten möchten, um die verlorne Zeit wieder einzubringen; allein hierzu kann er sie nicht zwingen, wenn es ihnen nicht von dem obersten Civilbeamten, den die Regierung zur Oberaufsicht über die Fischerei dahin abschickt, ausdrücklich anbefohlen wird.

Die Böte und andere Fahrzeuge, die bei der Fischerei gebraucht werden, gehören bei weitem nicht alle nach Ceylon, sondern werden aus verschiedenen Häven des festen Landes, besonders aus Tutukorin, Karakal und Negapatnam auf der Koromandelschen Küste und von Koulang, einem kleinen Orte auf der Malabarischen Küste zwischen dem Kap Komorin und Anjonga, herbeigebracht. Die Taucher von Koulang werden für die vorzüglichsten unter allen gehalten, und nur die Lubbahs, die auf der Insel Manaar wohnen, machen ihnen den Vorrang in ihrer Kunst streitig. Ehe die Fischerei ihren Anfang nimmt, kommen alle Böte in der Bay von Kondatchy zusammen, wo sie gezählt und einzeln erhandelt werden.

Während der Dauer der Fischerei segeln immer regelmäßig alle Böte zugleich mit einander ab, und kom-

men auch eben so wieder zurück. Ungefähr um 10 Uhr des Nachts wird zu Arippo durch Abfeuerung einer Kanone ein Signal gegeben, worauf sogleich die ganze Flotte mit einem günstigen Landwinde absegelt; vor Tages Anbruch erreicht sie die Bänke, und mit Sonnenaufgang nimmt das Fischen seinen Anfang. Hierauf fahren sie so lange eifrig damit fort, bis der Seewind, der sich gegen Mittag zu erheben pflegt, sie wieder in die Bay zurückzukehren erinnert. Wenn man ihrer hier in der Ferne ansichtig wird, so wird sogleich abermals eine Kanone abgefeuert, und die Flagge gehißt, um die ängstlich besorgten Eigenthümer der Böte von der Zurückkunft derselben zu benachrichtigen. Sobald die Böte an das Land gekommen sind, so werden ihre Ladungen unverzüglich herausgeschafft, denn sie müssen durchaus, ehe die Nacht einbricht, vollkommen geleert seyn. Ihre Ausbeute mag auch noch so schlecht seyn, so sieht man doch den Eigenthümern selten Kummer oder Unzufriedenheit darüber an, weil es an dem einen Tage schlecht gegangen ist, sie desto zuverlässiger ein besseres Glück von dem folgenden hoffen, denn die Braminen und Zauberer, in die sie trotz aller gegentheiligen Erfahrung ein blindes Vertrauen setzen, wissen zu gut, wie freigebig ein Mensch ist, den die Hoffnung auf ein günstiges Glück beseelet, als daß sie ihnen nicht alles, was sie wünschen, versprechen sollten.

In jedem von diesen Böten befinden sich zwanzig Mann und ein Tindal oder Oberbootsmann, der das Amt eines Steuermannes versieht. Die Hälfte dieser Mannschaft rudert und hilft den Tauchern beim Wieder-

aufsteigen aus dem Wasser. Die anderen zehn sind Taucher, die wechselsweise immer fünf und fünf sich in die See hinunterlassen. Wenn die ersten fünfe wieder heraufkommen, so steigen die anderen fünfe hinunter, und durch dieses abwechselnde Tauchen gewinnt jede Partie Zeit sich wieder zu erholen, und zu einem neuen Sprunge Kräfte zu sammeln. Um das Hinunterfahren der Taucher zu beschleunigen, bedient man sich großer Steine, deren immer fünf zu diesem Zwecke in jedem Boote befindlich sind; sie bestehen aus einem röthlichen Granit, der in diesem Lande sehr häufig gefunden wird, und sind von einer Pyramidalischen Form, oben und unten abgerundet, und durch das dünnere Ende ist ein hinlänglich großes Loch gebohrt, um ein Seil durchziehen zu können. Einige Taucher bedienen sich auch eines Steines, der wie ein halber Mond gestaltet ist, und den sie sich, wenn sie hinabsteigen wollen, um den Leib herum festbinden, so daß ihre Füße frei bleiben.

Diese Menschen sind von ihrer frühesten Kindheit an an das Tauchen gewöhnt, und steigen, um Muscheln aufzusuchen, ohne alle Furcht vier bis zehn Faden tief auf den Boden des Meeres hinab. Wenn der Taucher im Begriff ist sich hinabzulassen, so faßt er das Seil, an welches einer von den eben angeführten Steinen festgebunden ist, mit den Zehen seines rechten Fußes und mit denen des linken hält er seinen Sack von Netzwerk fest; es ist nämlich hierbei zu bemerken, daß alle Indianer gewohnt sind, sich zum Arbeiten und Festhalten der Zehen eben so gut zu bedienen wie der Finger, und die Macht

der Gewohnheit ist so stark, daß sie auch das allerkleinste Ding mit den Zehen eben so schnell von dem Boden aufheben können, als die Europäer mit den Fingern. Wenn dies geschehen ist, so ergreift der Taucher mit der rechten Hand ein anderes Seil, hält sich mit der linken die Nasenlöcher zu, springt dann in das Meer hinab, und kommt vermittelst des Steines schnell auf den Boden. Hier hängt er sich den Sack von Netzwerk um den Hals, und sammelt nun in der möglichsten Geschwindigkeit so viele Austern ein, als er in der Zeit, die er im Stande ist, unter dem Wasser abzuhalten, was gewöhnlich ungefähr 2 Minuten beträgt, nur immer zusammenbringen kann. Hierauf nimmt er seine vorige Stellung wieder ein, giebt seinen Kameraden, die sich in dem Boote befinden, ein Zeichen durch Anziehen des Seiles in seiner rechten Hand, und wird sogleich an demselben in das Boot hinaufgezogen, wobei er den Stein zurückläßt, der nachher an dem daran befestigten Seile ebenfalls heraufgewunden wird. Diese Verrichtung ist mit einer solchen Anstrengung verknüpft, daß wenn die Taucher wieder in das Boot zurückkommen, ihnen nicht nur Wasser, sondern häufig auch Blut aus Mund, Ohren und Nasenlöchern herausfließt; allein dies hindert sie nicht, abermals einzutauchen, sobald die Reihe wieder an sie kommt. Oft machen sie in einem Tage 40 bis 50 Sprünge, und bringen bei jedem Sprung ungefähr hundert Muscheln mit herauf. Einige von ihnen reiben sich den ganzen Körper mit Oel ein, und verstopfen sich die Ohren und Nase, damit das Wasser nicht hineindringen kann; Andere hingegen treffen nicht die geringste Vorkehrung.

Die gewöhnliche Zeit, die sie unter dem Wasser zubringen können, beträgt zwar nicht mehr als 2 Minuten, allein man hat Beispiele von Tauchern, die es 4 und sogar über 5 Minuten darin aushalten konnten, was gerade in dem letzten Jahre, wo ich der Fischerei beiwohnte, mit einem jungen Kaffer der Fall war. Das Beispiel von dem allerlängsten Aufenthalt unter dem Wasser, das man je erlebt hat, gab im Jahr 1797 ein Taucher, der von Anjonga kam, und volle 6 Minuten unter dem Wasser verweilen konnte.

Mit diesem Geschäft eines Tauchers, das den Europäern ganz außerordentlich und im höchsten Grade gefährlich vorkommen muß, werden die Indianer wegen der natürlichen Geschmeidigkeit ihrer Gliedmaßen, und weil sie von Kindheit auf daran gewöhnt sind, vollkommen vertraut. Ihre vorzüglichste Angst und auch die wesentlichste Gefahr, der sie unterworfen sind, bestehet darin, daß, während sie auf dem Boden sind, sich ein Hayfisch nähern könnte. Dieses schröckliche Thier ist in allen Meeren in diesen Breiten häufig vorhanden, und gereicht den kühnen Indianern zu einer Quelle von beständiger Unruhe. Einige Taucher sind zwar so geschickt, daß sie dem Hay ausweichen können, auch wenn sie sich noch so lange unter dem Wasser aufhalten, allein da ihnen die Angst vor diesem furchtbaren Feinde beständig gegenwärtig, und die Ungewißheit, ob sie ihm entwischen werden, so groß ist, so sucht dieses abergläubische Volk seine Sicherheit in übernatürlichen Mitteln. Ehe sie anfangen unterzutauchen, wird jedesmal erst der Priester oder Zauberer

um Rath gefragt, und in alles was dieser ihnen sagt, setzen sie das blindeste Vertrauen. Die Vorbereitungen, die er ihnen anbefiehlt, bestehen in gewissen Zeremonien, die von einander unterschieden sind, je nachdem die Taucher zu einer oder der anderen Kaste oder Sekte gehören, und auf deren pünktliche Beobachtung sie auf das schärfste dringen. Der feste Glauben der Taucher an die Wirksamkeit dieser abergläubischen Zeremonien wird durch keine Mittel, und selbst dann nicht schwankend, wenn der Erfolg noch so verschieden von den Prophezeihungen des Wahrsagers ausfällt. Daher giebt die Regierung klüglicher Weise ihren Vorurtheilen nach, und nimmt selbst immer mehrere solcher Zauberer in Sold, welche die Taucher begleiten, und ihnen die Furcht benehmen müssen; denn so geschickt auch diese Menschen sind, und so meisterlich sie ihre Kunst verstehen, so würden sie doch schlechterdings um keinen Preiß eher untertauchen, bis der Zauberer seine Zeremonien verrichtet hat. Sein Rath wird auf das allergewissenhafteste befolgt, und gewöhnlich zweckt derselbe auf die Erhaltung ihrer Gesundheit ab. Gemeiniglich wird ihnen auferlegt, nichts zu essen ehe sie untertauchen, und sich, wenn sie von der Arbeit des Tages zurückkommen, sogleich in frischem Wasser zu baden.

In der Malabarischen Sprache führen die Zauberer den Namen Pillal-Karras oder Hayenbinder. Während die Böte im Fischen begriffen sind, stehen sie von dem früheſten Morgen an, bis die Böte des Nachmittags wieder zurückkommen, an dem Ufer, murmeln

die ganze Zeit über Gebete her, verdrehen dabei ihren Körper auf die seltsamste Art, und verrichten mancherlei Zeremonien, worin Niemand, sie selbst wahrscheinlich nicht ausgenommen, den geringsten Verstand finden kann. Diese ganze Zeit über dürfen sie durchaus nicht essen und trinken, weil sonst ihre Gebete nichts fruchten würden; allein diese Enthaltsamkeit wird nicht immer von ihnen beobachtet, und zuweilen erquicken sie sich so lange mit Toddy, einer Art von Branntwein, die aus dem Palmbaum destilliret wird, bis sie nicht länger im Stande sind, sich bei ihrer Andacht auf den Beinen zu erhalten.

Viele von diesen Zauberern fahren in den Böten mit den Tauchern ab, und das Bewußtseyn ihre Beschützer bei sich zu haben, macht den letzteren eine außerordentliche Freude; allein dieser vermeinte Schutz bringt die Taucher weit leichter in Gefahr, denn sie lassen sich dadurch verleiten, im festen Vertrauen auf die untrügliche Macht ihrer Beschirmer, allzuviel zu wagen, und die gehörige Vorsicht dabei aus den Augen zu setzen. Man muß sich jedoch nicht einbilden, daß diese Zauberer selbst an ihre Künste glaubten, oder ihre Getreuen bloß allein aus ängstlicher Sorgfalt für ihr Wohl in eigener Person zu der Fischerei hin begleiteten; die Hauptabsicht, warum sie sich mit dahin begeben, besteht darin, daß sie wo möglich irgend eine kostbare Perle heimlich entwenden zu können hoffen. Man kann sich daher leicht denken, daß ihre Begleitung von dem Oberaufseher der Fischerei sehr ungern gesehen wird; allein das Vertrauen der Taucher

auf diese Wundermänner ist so groß, daß man genöthigt ist, es stillschweigend geschehen zu lassen, oder wenigstens seinen Verdacht über ihre wahren Absichten sorgfältig zu verbergen. Auch darf man niemals einen Zweifel an ihrer Macht über die Hayen merken lassen, denn dadurch würde den Tauchern aller Muth benommen, sich in die Tiefe hinabzulassen, und sie vielleicht gar von der Fischerei überhaupt abgeschröckt werden. Für die Zauberer ist übrigens diese Zeit eine reiche Aerndte, denn außer daß sie von der Regierung bezahlet werden, bekommen sie auch noch von den schwarzen Kaufleuten und überhaupt von allen, die bei dieser Fischerei glücklich gewesen sind, sehr viele Geschenke an Geld und Kostbarkeiten aller Art.

Die Geschicklichkeit, womit diese Betrüger ihr Ansehen zu behaupten wissen, wenn etwa durch einen unvorhergesehenen Zufall ihre Prophezeihungen nicht eintreffen, verdient in der That noch angeführet zu werden. Seitdem die Insel den Engländern zugehöret, verlor einmal ein Taucher ein Bein, und sogleich wurde das Oberhaupt der Zauberei aufgefordert, über dieses Unglück Rechenschaft abzulegen; seine Antwort enthält den auffallendsten Beweis von dem Grade der Aufklärung und der Geisteskraft des Volkes, mit dem er es zu thun hatte. Er sagte ihnen nämlich mit einer wichtigen Miene: „daß ein alter Zauberer, der einen Haß auf ihn habe, eben von Koulang auf der Malabarischen Küste angekommen sey, und eine Gegenbeschwörung vorgenommen habe, wodurch für diesmal sein Zauber aufgelöst worden wäre; er habe diesen Umstand zu spät erfahren, um das Unglück, das ge-

schehen sey, noch abzuwenden; er wolle ihnen aber jetzt zeigen, wie sehr er seinem Gegner überlegen sey, und die Hayen in der Masse bezaubern, und ihnen den Rachen so fest binden, daß zuverlässig während der ganzen Dauer der Fischerei kein weiteres Unglück mehr entstehen sollte." Zum Glück für den Zauberer entsprach der Erfolg seiner Voraussagung, und es wurde in diesem Jahre kein Schaden mehr von den Hayen angerichtet. Ob dieses nun den Gebeten und Zaubermitteln des Wundermannes zuzuschreiben sey, überlasse ich meinen Europäischen Lesern zu beurtheilen; die Indischen Taucher glaubten es wenigstens mit der vollesten Ueberzeugung, und hatten von dieser Zeit an die tiefste Verehrung für den Zauberer. Sein Verdienst hierbei kann ihm jedoch um so leichter streitig gemacht werden, da in manchen Jahren ganz und gar keine solche unglücklichen Ereignisse statt haben. Es ist übrigens genug, daß sich ein einziger Hay sehen läßt, um unter den sämmtlichen Tauchern auf allen Böten Furcht und Schrecken zu verbreiten, denn sobald einer von ihnen ein solches Ungeheuer erblickt, so giebt er seinen Kameraden Nachricht davon, und der Lärm verbreitet sich sogleich auf alle andere Schiffe; alsdann bemächtiget sich ein panischer Schrecken der sämmtliche Taucher, und sie kehren häufig in die Bai zurück, ohne an diesem Tage ferner zu fischen. Der Hay, der diesen Schrecken verursacht hat, ist dann oft am Ende nichts weiter als ein scharfer Stein, auf den einer oder der andere Taucher zufälliger Weise im Herabsenken gekommen ist. Da aber ein solcher falscher Lärm für den Erfolg der Fischerei äußerst nachtheilig ist, so werden alle

Mittel angewendet, um mit Gewißheit zu erfahren, ob die Furcht gegründet war oder nicht, und wenn das letztere der Fall ist, so wird derjenige, der sie verbreitet hat, hart bestraft. In den 2 oder 3 letzteren Jahren ist es mehr als einmal geschehen, daß durch einen solchen falschen Lärm der Fischerei Schaden zugefüget worden ist.

Die Bezahlung der Taucher ist sehr verschieden, je nachdem sie mit den Eigenthümern der Böte eine besondere Uebereinkunft darüber getroffen haben. Entweder werden sie mit Geld bezahlt, oder aber mit einem gewissen Antheil an den gewonnenen Muscheln, die sie dann auf ihre Gefahr und für eigene Rechnung öffnen; dies letztere ist die Methode, die am gewöhnlichsten beobachtet wird. Auch mit den Leuten, welche die Böte vermiethen, werden die Akkorde ungefähr auf die nämliche Art abgeschlossen. Entweder treten sie nämlich den Gebrauch ihrer Böte für eine gewisse Summe ab, oder sie bezahlen im Gegentheil eine gewisse Summe an den Hauptpächter der Bänke für die Erlaubniß, auf eigene Rechnung fischen zu dürfen. Unter denen, die den letzteren Weg einschlagen, sind manche sehr glücklich und werden reich, andere hingegen verlieren bei der Spekulation. Auch haben hier Lotterien von Muscheln statt und dieses Glücksspiel wird sehr weit getrieben; man kauft nämlich eine gewisse Quantität ungeöffneter Muscheln und läßt es auf das Glück ankommen, ob man Perlen darin findet oder nicht. Die Europäischen Offiziere und sonstigen Reisenden, die entweder Berufswegen oder aus Neugierde bei der Fischerei gegenwärtig sind, geben sich besonders viel mit diesen

Lotterien ab und kaufen sehr häufig solche Loose. Die Boots-Eigenthümer und Kaufleute verlieren manche der besten Perlen, die ihnen, während die Böte von den Bänken nach der Bai zurückkehren, gestohlen werden; denn wenn die Muschelthiere leben und einige Zeit ruhig liegen bleiben, so machen sie oft von selbst ihre Muscheln auf; alsdann kann man leicht sehen, ob eine Perle darin ist und wenn man ein wenig Graß oder ein Stückchen weiches Holz dazwischen steckt, so kann die Auster ihre Schaalen nicht mehr zuschließen und dann wartet man einen günstigen Moment ab, um die Perle heimlich heraus zu nehmen. Auch begehen die Leute, die eigens dazu angestellt sind, die Muscheln zu untersuchen, eine Menge von Unterschleifen und viele von ihnen verschlucken sogar die Perlen, damit man sie nicht bei ihnen finden soll; wenn man jedoch einen von ihnen im Verdachte hat, so sperren ihn die Kaufleute ein und zwingen ihn, starke Brech- und Purgiermittel einzunehmen, die auch oft so gut wirken, daß sie auf die eine oder die andere Art das gestohlene Gut bald wieder an das Tageslicht fördern.

Sobald die Muscheln aus den Böten ausgeladen sind, so werden sie von den verschiedenen Personen, denen sie zugehören, in ungefähr zwei Fuß tiefe Löcher in der Erde oder auch auf kleine viereckigte Plätze, die in dieser Absicht sorgfältig gereinigt und eingehägt sind, gelegt; ein jeder Eigenthümer von Muscheln hat hierzu seinen besonderen Ort. Unter die Muscheln werden Matten ausgebreitet, damit sie die Erde nicht berühren, und hier läßt man sie so lange liegen, bis sie gestorben sind und in Fäulniß

übergehen. Wann die Verwesung vollendet ist und die Muscheln wieder trocken geworden sind, so kann man sie leicht öffnen, ohne daß man Gefahr läuft, die Perlen dabei zu beschädigen, was hingegen sehr leicht geschieht, wenn man sie frisch öffnen will, weil alsdann eine große Gewalt darzu erforderlich ist. Wenn die Schaale geöffnet ist, so wird die Muschel aufs genaueste untersucht, ob eine Perle darin enthalten ist; sogar ist es üblich, die Muscheln im Wasser zu sieden, denn obgleich die Perle gemeiniglich in der Schaale gefunden wird, so ist sie doch auch häufig in dem Körper des Thieres selbst befindlich.

Der Gestank, den die Austern bei ihrer Verwesung verbreiten, ist ganz unerträglich, und dauert noch eine gute Weile nachdem die Fischerei schon zu Ende ist fort. Er erfüllt die ganze Atmosphäre auf mehrere Meilen in die Runde und gereicht der ganzen umliegenden Gegend zum größten Nachtheil, bis endlich die Monsuns und heftigen Südwestwinde eintreten und die Luft wieder reinigen. Dieser ekelhafte Gestank ist aber demungeachtet nicht im Stande, die Hoffnung auf Gewinn zu besiegen, denn noch mehrere Monate nach geendigter Fischerei sieht man eine Menge Menschen, die den Sand und die Gruben, wo die Austern gelegen sind, um zu verfaulen, aufs eifrigste durchwühlen, um noch etwa eine Perle darin zu entdecken; zuweilen ist auch einer oder der andere wirklich so glücklich, eine zu finden, und durch diese wird dann die Mühe, die er sich gegeben hat, sie aufzusuchen, reichlich belohnt. Im Jahr 1797 fand ein Kooly oder gemei-

ner Tagelöhner von der niedrigsten Klasse, zufälligerweise die allerkostbarste Perle, die in diesem Jahre gewonnen worden war und verkaufte sie für eine große Summe an den damaligen Oberaufseher der Fischerei, Herrn Andrews.

Die Perlen, die an diesen Bänken gefunden werden, sind von einer weißeren Farbe, als diejenigen, die man in dem Meerbusen von Ormus an der Persischen Küste gewinnt, allein sie werden nicht für so rein und auch sonst nicht für so vorzüglich schön gehalten, denn, ob man gleich in Europa die weißen Perlen am meisten schätzt, so ziehen doch die Eingebornen dieser Länder die gelblichen, in Goldfarbe übergehenden bei weitem vor. Zu Tutucorin, das auf der Küste von Koromandel, der Bai von Kondatchy beinahe gegenüber liegt, giebt es ebenfalls eine Perlenfischerei, allein die hier gefundenen Perlen sind bei weitem nicht so kostbar, als die beiden angeführten Arten, denn sie haben sämmtlich eine blauliche oder grauliche Farbe.

In der Zubereitung der Perlen, besonders im Bohren und Aufreihen derselben, besitzen die Schwarzen eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Ich konnte mich über das Instrument, dessen sie sich beim Bohren bedienen, so wie über die Fertigkeit, womit sie diese Arbeit verrichten, nicht genug wundern. Es ist eine ungefähr sechs Zoll lange und vier Zoll breite Maschine, die wie ein abgestumpfter, umgekehrter Kegel gestaltet ist, und auf drei Füßen ruht, wovon jeder ungefähr einen Schuh

lang ist. In der oberen Fläche dieser Maschine sind Löcher für die größeren Perlen angebracht, dahingegen die kleineren mit einem leichten hölzernen Hammer hineingetrieben werden. Die Instrumente womit das Bohren verrichtet wird, sind Spindeln von verschiedener Größe, je nachdem die Perlen größer oder kleiner sind; diese werden vermittelst eines bogenförmigen Griffels, woran sie befestiget sind, in einer hölzernen Spitze herumgedreht. Wenn die Perlen in die angeführten Löcher gelegt sind, so wird die Spitze auf dieselben gerichtet, und dann drückt der Arbeiter mit der linken Hand auf den hölzernen Kopf der Maschine und dreht zugleich mit der rechten den bogenförmigen Handgriff herum. Während dieser Arbeit taucht er von Zeit zu Zeit den kleinen Finger seiner rechten Hand in eine mit Wasser gefüllte Kokosnuß, die zu diesem Ende neben ihm steht, und feuchtet damit die Perle an; dies geschieht mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Arbeit nicht im geringsten dadurch aufgehalten wird, und mit einer Geschicklichkeit, die nur durch eine außerordentliche Uebung erlangt werden kann.

Außerdem haben sie auch noch mehrere andere Instrumente zum Bohren der Perlen; und um sie zu reinigen und ihnen die Politur zu geben, worin wir sie sehen, bedienen sie sich eines Pulvers, das aus Perlen selbst bereitet wird. Eine große Menge von Schwarzen in mehreren Theilen der Insel giebt sich mit diesen verschiedenen Arbeiten, die Perlen zuzurichten ab. Besonders kann man in der schwarzen Stadt, oder dem Pettah von

Kolumbo, täglich sehr viele Einwohner damit beschäftiget finden, und diese Arbeiten sind in der That der Aufmerksamkeit eines Europäers, der sie noch nie gesehen hat, in hohem Grade werth.

Dies ist ungefähr das Wesentlichste, was bei den Perlenfischereien zu bemerken ist. Da sie ehemals durch den Geitz der Holländer ohne Ueberlegung erschöpft wurden, so sind sie jetzt nicht mehr ganz so ergiebig wie vormals; allein demungeachtet werfen sie der Regierung noch ein sehr beträchtliches jährliches Einkommen ab, und bei einer guten Einrichtung kann dasselbe bald wieder ansehnlich vermehrt werden. Die Perlen werden nach dem Zimmt für das vorzüglichste Handelsprodukt der Insel gehalten und da sie eine Menge Menschen herbei ziehen, so gewinnt man noch überdies dadurch die schönste Gelegenheit, auch die übrigen Produkte der Insel mit leichter Mühe abzusetzen; vielleicht könnten sogar einmal durch dieses Mittel, wenn man es gehörig darnach anfienge, unsere Manufakturwaaren in die verschiedenen Gegenden von Indien eingeführt werden.

Ehe wir jedoch die Bai von Kondatchy verlassen, muß ich noch einen Blick auf die mancherlei Gegenstände werfen, welche daselbst die Aufmerksamkeit eines Fremden während der Perlenfischerei am meisten auf sich ziehen. Am auffallendsten unter allen sind die Indischen Gebräuche, die hier in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit zu beobachten sind. Jede Kaste scheint hier ihre Repräsentanten zu haben, und die Künste, die von

Einigen getrieben, die religiösen Ceremonien, die von Anderen beobachtet werden und das Aeußere, die Kleidung und das Benehmen von allen ohne Unterschied, gewähren der Wißbegierde eines Europäers die reichste Ausbeute. Hier erblickt er Taschenspieler und Gaukler aller Art, welche ihre Kunststücke mit einer Fertigkeit und Gelenkigkeit des Körpers verrichten, die den Bewohnern eines kalten Klimas ganz übernatürlich vorkommen müssen; dort sieht er Fakieren, Braminen, Pandaramen und Frömmlinge von allen Sekten, die entweder um ein Allmosen zu erhaschen, oder irgend einem Gelübde zu Folge, sich den allerschmerzlichsten und mühsamsten Verrichtungen mit einer solchen beharrlichen Entschlossenheit unterziehen, daß ich es selbst schwerlich würde geglaubt haben, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Es gehört zwar nicht eigentlich zur Beschreibung von Ceylon, aber ich hoffe dennoch, daß eine kurze Schilderung dieses Unsinns meinen Lesern nicht uninteressant seyn wird. Die allermühsamsten und schmerzlichsten Bußen, deren sich die Indianer unterziehen, haben in dem Falle statt, wenn sie, entweder Dinge gegessen haben, die ihnen nach den Vorschriften ihrer Sekte verboten sind, oder weil sie mit Leuten Umgang gehabt haben, wodurch sie nach dem Gesetz entehrt worden, aus ihrer Kaste gestoßen worden sind, und wieder in dieselbe aufgenommen werden wollen. In dieser Lage sind sie ein Gräuel in den Augen ihrer ganzen Sekte; aller Verkehr und Umgang mit ihnen wird gänzlich abgeschnitten und es ist Jedermann sogar auch aufs strengste verboten, sie zu berühren. Von

diesem schröcklichen Zustande der Entehrung können sie bloß durch Bezahlung einer großen Summe Geldes oder durch die unglaublichste Buße wieder gereiniget werden. Der eine unterwirft sich daher dem Gelübde, seinen Arm eine gewisse Reihe von Jahren hindurch über dem Kopf in die Höhe zu halten, ohne ihn nur ein einzigesmal herunter zu lassen, und dies geschieht oft so lange, daß in der Folge der Arm nie mehr in seine natürliche Lage zurückgebracht werden kann. Ein Anderer gelobt seine Hand immer fest verschlossen zu lassen, wodurch zuletzt die Nägel an seinen Fingern tief in das Fleisch hinein wachsen und auf der Rückseite der Hand wieder zum Vorschein kommen. Einige versprechen auch, sich nie mehr niederzulegen und die ganze Zeit über ein großes eisernes Instrument, das Aehnlichkeit mit unseren Kneifzangen ohne die Handhabe hat, um den Hals zu tragen. Eine der aller sonderbarsten unter diesen Zeremonien, die ich selbst mit angesehen habe, ist jedoch das Schwingen für ihre Kaste, wie sie es nennen. Es wird nämlich ein sehr hoher und starker Balken oder ein Kokosbaum, fest in die Erde eingerammelt, auf die Spitze desselben wird ein anderer Balken quer gelegt, daß er sich rings um den ersteren in einer Angel herumdreht. Dabei wird er an den aufrecht stehenden Balken mit Stricken befestiget, die wie die Segelstangen an dem Mastbaume eines Schiffes durch beide hindurchgezogen sind, und an dem äußersten Ende des Querbalkens sind Rollen und Seile angebracht, um den armen Sünder damit in die Höhe zu ziehen. Hierauf wird dieser in Begleitung eines zahlreichen Volkes, das vor ihm her tanzt und

springt, hinausgebracht, und von den Braminen und seinen Verwandten unter Musik und einem lauten Freudengeschrei dreimal um den Schwingbalken herumgeführet. In der Zwischenzeit wird ein Schaaf geopfert, und das Blut unter das umherstehende Volk gesprengt, das sich äußerst bemüht, einige Tropfen davon zu bekommen. Besonders bemühen sich unfruchtbare Weiber, einige derselben aufzufangen, weil sie es für ein sicheres Mittel halten, fruchtbar zu werden, und damit es desto kräftiger wirken soll, so suchen sie sich während der Zeremonie in den höchsten Grad von religiösem Wahnsinne zu versetzen, wobei sie sich die Haare ausreißen, auf eine furchtbare Art schreien und heulen. Wenn das Opfer vollbracht ist, so wird der arme Sünder auf der ebenen Erde auf den Bauch gelegt, und zwei große Haken, die zwar an die Seile welche von dem Ende des Querbalkens herunterhängen, befestiget worden, tief in das Fleisch auf seinem Rücken gerade unter den Schultern hineingetrieben; zugleich werden andere Seile um seine Brust und Schenkel geschlungen, um das Gewicht seines Körpers tragen zu helfen. Hierauf wird er vermittelst der Seile und Rollen an den Querbalken hinaufgezogen, bleibt unmittelbar unter demselben hängen, und wird in dieser Lage zwei oder dreimal um den aufrecht stehenden Balken herumgedreht. Während dieser schmerzvollen Zeremonie sagt er eine gewisse Anzahl von Gebeten her, und wirft beständig Blumen, die er in dieser Absicht mit hinaufgenommen hat, unter das Volk herab; diese Blumen werden für heilige Reliquien gehalten, die den Besitzer gegen alle Krankheiten schützen, und ihm das dauerhafteste Glück zusichern, daher

reißt sich auch das umherstehende Volk noch weit eifriger um dieselben, als der Pöbel in Europa um ausgeworfenes Geld.

Diese Zeremonie hat nichts weniger als selten statt, und ich habe während meines Aufenthaltes in Ceylon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Augenzeuge davon zu seyn. Bei der letzten, der ich im Jahr 1799 zu Kolumbo beiwohnte, brach der Querbalken in der Mitte entzwei, der Mann stürzte auf den Boden herab, und war auf der Stelle todt. Kurz zuvor hatte ein Neger von der Kaste der Monopoly dem anwesenden Volke, das fast sämmtlich aus Malabar von einerlei Sekte mit dem armen Sünder bestand, die Bemerkung gemacht, daß der Balken nicht stark genug wäre, um die Last des Mannes tragen zu können, und daß er nothwendig brechen müste. Da nun dieses bald hernach wirklich erfolgte, so behaupteten die Malabaren, der Neger habe den Balken durch seine Prophezeihung bezaubert, und fielen, um sich zu rächen, mit solcher Wut über ihn her, daß er unfehlbar wäre ermordet worden, wenn nicht ich und einige andere Europäische Offiziere, welche die Neugierde herbeigelockt hatte, ins Mittel getreten wären, und ihn aus ihren Händen befreit hätten.

Die Priester, die wegen dieser und anderer Zeremonien nach Kondatchi kommen, so wie auch mehrere andere Arten von Bettelpfaffen, gereichen hier zu einer außerordentlichen Beschwerde, denn sie sind nicht nur im höchsten Grade faul und träge, sondern auch äußerst un-

verschämt und zudringlich. Allein diese Klasse von Menschen ist bei weitem nicht die einzige Plage, der das Heer von Fremden, die bei der Perlenfischerei zusammenkommen, unterworfen ist. Es finden sich auch ganze Schaaren von Taschenspielern, Schlangenfängern, Tänzern und Tänzerinnen von aller Art daselbst ein, und hiezu kommt noch eine Menge von Menschen, die kein anderes Gewerbe haben, als sich durch Diebeskünste, worin sie eine ausserordentliche Geschicklichkeit und Fertigkeit besitzen, ihren Unterhalt zu erwerben. Dieser Hang zum Stehlen ist ihnen jedoch am leichtesten zu verzeihen, denn er scheint allen Indianern eigenthümlich und angeboren zu seyn. Wenn sich im Handel mit den Europäern die geringste Gelegenheit darbietet, so unterlassen sie nie, ihre Geschicklichkeit im Betrügen an den Tag zu legen. Man hat jedoch bloß zu fürchten, heimlich von ihnen bestohlen zu werden, denn einen Europäer förmlich zu berauben und ihm das Seinige durch offenbare Gewalt zu entreißen, wagen sie nie, weil die Thaten der Europäer sie mit einem solchen Schrecken erfüllt haben, daß ein Schwarzer äußerst selten das Herz hat, einen Weißen weder in Privatzwisten noch in Schlachten Mann gegen Mann anzugreifen und ihm frei vor die Stirne zu treten.

Die schönste Gelegenheit von dieser Diebesgeschicklichkeit Vortheil zu ziehen, finden die eingebornen Indianer in der Bai von Kondatchi während der Zeit der Perlenfischerei. Es kommen daher aus allen Gegenden von Indien Schaaren von Spitzbuben hier zusammen, und keine Art von Vorsicht ist hinreichend, um gegen ihre Diebereien zu

sichern. Besonders haben sie die Fertigkeit, die Perlen aus den Muscheln heraus zu stehlen und zu verbergen, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, und man hat es durchaus unmöglich gefunden, sich ganz gegen diese Art von Diebereien zu schützen. Von diesem Vorwurf, der sonst allgemein die Eingebornen von Indien trifft, muß ich jedoch die von der Insel Ceylon ausnehmen, denn obgleich die Perlenfischerei an den Küsten ihrer Insel getrieben wird, so finden sich doch, im Verhältniß mit der zahllosen Menge Menschen, die aus allen anderen Theilen von Indien herbeiströmen, nur wenige von ihnen bei derselben ein. Auch sind sie bei weitem nicht so verstohlen, noch auch so geschickt in dergleichen Handgriffen, wie die Indianer auf dem festen Lande, die noch sogar stolz auf diese Talente sind, denn es ist ein allgemeines Sprichwort bei ihnen: „je größer der Schelm, desto größer der Mann.“ Ich spreche auch von dieser ihrer herrschenden Neigung aus eigener Erfahrung, denn ich und meine Mitoffiziere haben oft wesentlich darunter leiden müssen; es kommen überhaupt wenige Europäer nach Indien, die nicht bald Gelegenheit finden, sich selbst davon zu überzeugen.

Zu Kondatchi treibt dieses Gesindel seine Diebereien nach förmlich angelegten Planen, und keine Vorsichtsmaasregeln sind im Stande, ganz dagegen zu schützen. Die Boots-Eigenthümer und Kaufleute, welche Antheil an den Muscheln haben, sind durchaus genöthiget, Leute zu dingen, von denen die Perlen aus denselben herausgesucht werden; um aber dabei allen Unterschleifen zuvor zu kommen, müssen sie vertraute Personen dabei anstellen, die immer gegenwärtig sind, und die Arbeiter unabläßig be-

wachen. Demohngeachtet aber werden sie nicht selten hintergangen, und ich will hier nur ein einziges Beispiel anführen, wie listig die Indianer sich zuweilen dabei zu benehmen wissen. Eine Bande von ihnen, die ein Boots-Eigenthümer gedungen hatte, um seine Austern aufzumachen, entwarf einen förmlichen Plan, um die kostbarsten Perlen die sie finden würden, zu entwenden. Einer von ihnen sollte der Dieb seyn, und eine Perle von großem Werthe zu stehlen suchen, während ein anderer, auf ein gegebenes Zeichen, sich, mit Gefahr dafür abgestraft zu werden, stellen solle, als wolle er eine von ganz geringem Werthe auf die Seite schaffen, um hierdurch die Aufmerksamkeit des Oberaufsehers auf sich zu ziehen, und dem wahren Dieb Gelegenheit zu verschaffen, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Sie setzten sich demnach ganz ruhig an ihre Arbeit, bis endlich einer von ihnen eine sehr kostbare Perle fand, und sogleich demjenigen unter ihnen, der die verstellte Rolle spielen sollte, das verabredete Zeichen gab. Dieser fieng nun geschwind an, einige unbedeutende Perlen bei Seite zu schaffen, und zwar auf eine solche Art, daß die Oberaufseher es merken konnten; diese fielen auch wirklich, wie zu erwarten war, sogleich über ihn her, ihn zu züchtigen. Dies verursachte jedoch einen großen Tumult, denn der Dieb machte so viel Lärm als er konnte, und wehrte sich aufs äußerste; unterdessen aber benutzte der wahre Dieb die Gelegenheit, um die kostbare Perle in Sicherheit zu bringen. Es war vorher ausgemacht worden, daß alle auf diese Art gestohlenen Perlen verkauft, und das daraus gelößte Geld im Verhältniße der Rollen, die sie bei der Entwendung derselben zu spielen

hätten, unter sie vertheilet werden sollte; allein der falsche Dieb, der nicht nur derb gezüchtiget worden war, sondern auch wegen des an der Ausführung des Planes genommenen Antheiles seine Anstellung als Arbeiter verloren hatte, glaubte mit Recht größere Ansprüche auf den Gewinn machen zu können, als die übrigen ihm zugestehen wollten, und da er mit seiner Forderung nicht durchdringen konnte, so gieng er selbst zum Boots-Eigenthümer, und zeigte ihm die ganze Sache an. Dieser übergab hierauf den ganzen Handel sogleich dem hier kommandirenden Offizier, von dem auch nach geschehener Untersuchung die ganze Bande aufs strengste bestraft wurde; die Perle selbst wurde nach langem Suchen endlich ebenfalls wieder gefunden, und dem Eigenthümer zurückgegeben.

Viertes Kapitel.

Salzwerke zu Putallom — Nigumbo — Fischerei daselbst — Eroberung von Kolumbo durch die englischen Truppen — Beschreibung dieser Stadt — das Fort — der Pettah oder die schwarze Stadt — der Handel — Theuerung daselbst.

Auf dem Wege von Manaar nach Kolumbo ist die Gegend längs der Küste äußerst unfruchtbar und öde, und nur einzelne Stellen sind mit dicken, durchaus unzugänglichen Gebüschen bedeckt. Auf dem Ufer findet man eine große Mannichfaltigkeit von seltenen, zum Theil sehr kostbaren

Muscheln. Die Entfernung von Manaar nach Kolumbo beträgt etwas über 150 englische Meilen (ungefähr 30 teutsche). Auf dem Wege sind an mehreren Orten zur Sicherheit der Reisenden militairische Posten errichtet. Die Straße ist größtentheils äußerst schlecht, und wird durch eine Menge von Büffeln und Elephanten sehr unsicher; besonders zwischen Manaar und Chilou, wo sich das dick verwachsene Buschwerk bis dicht an die Küste hin zieht, und in einer ziemlichen Strecke kein anderer Weg als ein schmaler Fußpfad hindurchführet, lassen sich diese Thiere sehr häufig zum Schrecken der Reisenden auf dem Wege sehen. Außerdem ist aber die Reise auch noch mit anderen Schwierigkeiten verbunden. Zu Pomparipo muß man über einen breiten See setzen, was in der Regenjahreszeit durchaus unmöglich ist; außerdem kommt man auch noch an 2 oder 3 breite Flüsse, nämlich den Monsulee und den Madragar, die aus den Gebirgen im Innern entspringen.

Der erste Posten, den man antrifft, ist zu Calpenteen, gegen einer kleinen Insel desselben Namens über, die in einer kleinen Entfernung in der See liegt. Es befinden sich hier eine oder zwei Compagnien Malajen, und als ich die Insel verlies, stand der Posten unter dem Kommando eines holländischen Offiziers, der in unsere Dienste getreten war. Die Gegend um diesen Ort ist auf der ganzen Insel die reichste an Wildpret.

Putallom, das nicht weit davon entfernt liegt, ist wegen seiner Salzpfannen merkwürdig. Ehe die Europäer auf die Insel kamen, versah dieser Ort die sämtlichen

Eingebornen mit Salz, und wegen seiner bequemen Lage wurde er auch von den Holländern gewählt, um das Salz womit sie die Unterthanen des Königs von Kandi, zu Folge des mit diesem Fürsten abgeschlossenen Vertrages versorgten, daselbst zuzubereiten. Die Salzpfannen werden von einem Arme der See gebildet, der einen Theil des Landes zwischen Putallon und Calpenteen überströhmt. Hier wurde von den Holländern eine außerordentliche Menge Salz gewonnen; dieses Produkt mußte ihnen zur Behauptung ihrer Gewalt auf der Insel von der äußersten Wichtigkeit seyn, und es war allerdings die schröcklichste Waffe, deren sie sich gegen den eingebornen König bedienen konnten; denn dieser war schlechterdings nur durch sie allein im Stande, das für sein Land erforderliche Salz zu bekommen. Seit dem wir in den Besitz der Insel gekommen sind, ist diese Manufaktur gänzlich vernachlässiget worden; man könnte aber einen großen Nutzen daraus ziehen, da sie die einzige ihrer Art auf dieser Seite der Insel und dabei am aller schicklichsten gelegen ist, um die Besitzungen des Königs von Kandi mit Salze zu versorgen. Bei den Holländern war es allen Privat-Personen bei der strengsten Strafe verboten, diesen Artikel entweder zu fabriziren oder mit demselben zu handeln, und die Regierung hat nicht nur die Werke auf eigene Rechnung betrieben, sondern auch sowohl ihre eigenen Unterthanen als die Kandier mit dem benöthigten Salze versehen. Um jedoch die letzteren beständig im Zaume und in der Abhängigkeit zu erhalten, lieferten ihnen die Holländer niemals eine allzu große Quantität auf einmal; ja wenn sogar am Ende des Jahres nachdem Jeder-

mann mit Salz versorgt war, zu Putallom noch welches übrig blieb, so wurde es weggeworfen und zernichtet, damit es nur nicht bei einem unversehenen Ueberfall weggenommen werden könnte.

Etwas weiter gegen Süden liegt Chilou, oder Cheollom, ein Dorf, worin die Holländer zur Aufnahme und Bewirthung der Fremden mehrere Häuser erbauet haben. Es liegt an dem Ufer eines breiten Flusses und in einer kleinen Entfernung von demselben ist noch ein zweiter Fluß. Die Gegend um diesen Ort ist ganz vorzüglich wild, und wegen der Menge von wilden Thieren, die man auf der Straße antrifft, giebt es auf der ganzen Insel keinen gefährlichern Weg für Reisende.

Von diesem Orte an fanden wir nichts benennenswerthes, bis wir nach Nigumbo, einem sehr anmuthigen Dorfe ungefähr 14 Meilen von Columbo kamen. Die flache und offene Gegend, in der wir uns jetzt befanden, stellt dem Reisenden einen außerordentlich schönen Anblick dar. Die Felder sind überall fruchtbar und mit einer Menge von Produkten bedeckt. Die Wiesen prangen mit dem frischesten und fettesten Futter, und die Felder sind wegen des vielen Wassers besonders zum Reisbaue sehr geschickt, denn die ganze Gegend ist während der Regenzeit durchaus überschwemmt. Die Menge von Flüssen die sie durchschneiden, und die schattigen Hecken, die diese reichen Felder umringen, verbunden mit den reizenden Baumgruppen, die einzeln hin und wieder zerstreuet stehen, tragen nicht nur sehr viel zur

Fruchtbarkeit der Gegend bei, sondern geben ihr auch ein außerordentlich lachendes und üppiges Ansehen.

Nigumbo hat eine sehr pittoreske Lage, die für eine der gesundesten auf der ganzen Insel gehalten wird. Aus diesem Grunde wohnen auch hier mehrere Holländische Familien, deren Häuser und Gärten in entzückend schönen Hainen von Kokos- und anderen Bäumen hin und wieder zerstreuet liegen. Nigumbo ist das größte Dorf auf der Insel und enthält auch verhältnißmäßig die größte Anzahl von Einwohnern. Die Holländer haben hier zur Beschützung der Zimmtschneider ein Fort angelegt; denn in der umliegenden Gegend wächst eine sehr große Menge von diesem köstlichen Gewürze. In diesem Fort sind Magazine erbauet, worin der Zimmt, wenn er getrocknet ist, so lange bis man Gelegenheit findet, ihn nach Columbo zu schicken, aufbewahrt wird. Der hier gewonnene Zimmt wird für eine der allervorzüglichsten Sorten auf der Insel gehalten.

Das Fort ist nicht fest und besteht aus einem viereckigten ziemlich steilen Walle von Sand, der mit einem dicken Zaune von Buschwerk umgeben ist; die Vorderseite desselben allein ist von Steinen aufgeführt und hat ein regelmäßiges Thor mit einer Zugbrüke. In jedem Winkel des Viereckes befindet sich eine Bastei mit einigen wenigen alten Kanonen und beim Eingang in dieselben stehen Wachhäuser mit einer gewölbten Kuppel für eine Glocke. Innerhalb des Forts sind drei

lange Reihen von Gebäuden, die theils zu Kasernen für die Truppen, theils zu Magazinen für den Zimmt dienen. Das Kommando über dieses Fort wurde ehemals Subaltern Offizieren übergeben; nach der jetzigen von den Gouverneur North getroffenen Einrichtung aber bekommt es immer ein Staabs-Offizier, der auch zugleich Präsident des Landrathes oder des Civilgerichtes ist, vor dem nicht nur alle zwischen den Eingebornen entstehenden Streitigkeiten angebracht und geschlichtet werden, sondern der auch befugt ist, über alle in dem Distrikte verübte Verbrechen das Urtheil zu sprechen. Diese bürgerlichen Gerichtshöfe, die unter der Regierung der Holländer errichtet wurden, sind nun von Herrn North in allen militärischen Posten rings um die Insel eingeführt worden. Der kommandirende Offizier, der immer Präsident derselben ist, untersucht die bei ihm angebrachten Klagen, und hat, wenn sie von geringer Bedeutung sind, die Macht, den Streit sogleich zu schlichten, oder nach eigener Willkür den Beleidiger zu bestrafen. Ist aber die Sache von größerer Wichtigkeit oder besonders verwickelt, so schickt er sie, mit der Aussage der Zeugen und seinem eigenen Gutachten, an den Obergerichtshof nach Kolumbo. Durch diese Einrichtung wird einer Menge von Unordnungen vorgebeugt, die sonst wegen des streitsüchtigen Charakters der Eingebornen entstehen würden. Auch wird dadurch eine pünktlichere Handhabung der Gerechtigkeit befördert; denn weil alle Sachen zuerst von dem Präsidenten an Ort und Stelle untersucht werden, so hat dieser Gelegenheit manche einzelnen Umstände, die

der Entfernung wegen dem Gerichtshof von Kolumbo vielleicht entgangen wären, in ihr gehöriges Licht zu setzen.

Die Lage von Nigumbo ist sehr vortheilhaft für den Handel in das Innere des Landes, besonders aber nach Kolumbo und in die dasige Gegend, indem sich ein Arm des Mulivaddy hier in die See ergießt und bei seiner Mündung einen kleinen Haven bildet, in welchem Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge einlaufen und ihre Fracht ausladen können; diese wird alsdann den Mulivaddy hinauf und vermittelst der angelegten Kanäle in den See, der die Stadt Kolumbo umringt, gebracht. Das Land, durch welches dieser Kommunications-Weg geht, ist weithin auf allen Seiten vollkommen eben, und sowohl von beträchtlichen Seen, als auch von mehreren Flüssen durchschnitten, so daß es überall äußerst leicht ist Kanäle anzulegen. Alle Ufer der Flüsse und Kanäle sind mit dicken Holzungen und Buschwerk eingefaßt, die nicht nur den Reisenden einen erquickenden Schatten gegen die brennende Hitze der Sonne gewähren, sondern auch die Einwohner mit einer Menge Brennholz versorgen, so wie die Flüsse selbst ihnen einen Ueberfluß von Fischen liefern. Mit diesen beiden letzteren Artikeln, ist Ceylon weit besser versorgt, als irgend eine andere Gegend von Indien, die ich gesehen habe.

Einer der Hauptartikel, die von Nigumbo durch die inneren Kommunikationen ausgeführt werden, besteht in Fischen. Dieser Handelszweig wird für ein ausschließ-

liches Eigenthum der Regierung gehalten, und jährlich für mehrere tausend Rupien verpachtet. Gewöhnlich ist ein Mohr oder ein Malabar der Pächter desselben, und dieser hat denn allein das Recht, die Fische die hier gefangen werden, zu verkaufen, Er beschäftigt dabei alle in dem Orte befindlichen Böte und zahlt den Eigenthümern eine tägliche Miethe dafür; die Leute, die er dabei anstellt, werden von der Regierung angehalten, wenn das Wetter es erlaubt, täglich und nur allein mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage zu fischen. Sie selbst aber müssen jeden Fisch, den sie zu ihrem eigenen Gebrauche haben wollen, dem Pächter abkaufen. Ob diese Einrichtung für die Regierung oder für den Pächter am nützlichsten ist, will ich nicht untersuchen, aber für den Käufer ist sie zuverlässig die allernachtheiligste, da durchaus keine Konkurrenz dabei statt hat.

Obgleich Kolumbo für sich selbst schon einen sehr ergiebigen Fischfang hat, so wird es demohngeachtet von Nigumbo noch reichlich mit diesem Artikel versorgt. Die Fische werden daselbst, sobald man sie fängt, in Böte gethan, die Nacht hindurch den Fluß hinauf und durch die Kanäle geführt, und am andern Morgen in den Basars oder Marktplätzen der Stadt verkauft.

Ich sah hier eine sonderbare Art Fische zu fangen, die mir sehr auffiel und deren sich die Eingebornen in den Seen und Flüssen allgemein bedienen. Sie gehen nämlich bis an die Mitte des Schenkels in das Wasser und haben dabei einen runden Korb von konischer Form, der

ungefähr unseren Rattenfallen von Drat, wenn der Boden davon losgemacht ist, ähnlich sehen, in den Händen. Diesen Korb tauchen sie plötzlich in das Wasser bis tief hinunter in den Schlamm, und sobald sie damit einen Fisch eingeschlossen haben, so merken sie es augenblicklich durch die Bewegungen, womit er gegen die Seiten des Korbes anschlägt; ist dieses der Fall, so stecken sie ihren Arm durch das Loch an dem obern Ende hinein und ziehen den Fisch heraus. Alle Fische, die sie auf diese Art fangen, reihen sie auf dünne Bambus-Röhrchen, die sie um den Leib herum befestiget haben, und es sind mir oft solche Fischer vorgekommen, die rings um den Leib mit Fischen, die sie auf diese Art gefangen hatten, schwer beladen waren. Während sie immer fortfahren, den Korb einmal über das andere und so oft sie den gefangenen Fisch herausgenommen haben, ins Wasser zu tauchen, stehen mehrere andere Personen rings umher, die beständig im Wasser platschen, damit die Fische sich aus Furcht in die Gegend, wo der Mann mit dem Korbe steht, zu flüchten gezwungen sind.

Außer der Fischerei hat aber auch Nigumbo noch mehrere andere sehr bedeutende Handelszweige. Die ganze umliegende Gegend schickt alle Artikel, die zur Ausfuhr bestimmt sind hieher, und von hier aus werden sie in die verschiedenen Gegenden von Indien verführt. Die Einwohner des Ortes bestehen aus Mohren, Malabaren und Indianischen Portugiesen; merkwürdig ist es aber, daß die Frauenspersonen, sowohl von diesen Kasten als von den eingebornen Cingalesen weit schöner sind als zu Ko-

lumbo und in anderen größern Orten. Wegen seiner kühlen, gesunden und anmuthigen Lage wird Nigumbo gewöhnlich Jafnapatam an die Seite gesetzt, obgleich von Vielen einem anderen reizenden Dorfe Caltura, das ungefähr 30 Englische Meilen südwärts von Kolumbo liegt, noch vor beiden der Vorzug gegeben wird.

Die Engländer landeten zu Nigumbo im Februar 1796 und nahmen es ohne den geringsten Widerstand in Besitz. Hierauf rückte der General Stewart mit einem beträchtlichen Korps gegen Kolumbo vor. Der Weg, den er zu passiren hatte, legte ihm durch die vielen Flüsse, die seinen Marsch aufhielten und durch die Reihen von Hohlwegen, die über 20 Meilen weit sich durch dicke Waldungen und Buschwerk hinziehen und in denen der Feind die größte Armee, ohne selbst auch nur gesehen zu werden hätte zernichten können, die furchtbarsten Schwierigkeiten entgegen. Er erwartete auch jeden Augenblick einen, lebhaften Angriff und konnte sich nicht genug wundern, daß man ihn ganz ungehindert durch diese so leicht zu vertheidigende Päße hindurchziehen ließ. Es kann auch wirklich nichts einen auffallendern Beweis von dem elenden Zustande geben, worin sich die militärische Verfassung der Holländer auf der Insel Ceylon befunden hat, als daß sie einen heranrückenden Feind so ganz ungehindert durch diese furchtbaren Defileen hindurch passiren ließen. Dieses Betragen gereicht jedoch keinesweges den Offizieren zum Vorwurf, und eben so wenig den Soldaten, sondern es ist bloß die Folge von der überhand genommenen Gewinnsucht, die alle andere Gefühle in den

Herzen der Holländer erstickt, und allen Gemeingeist, so wie jeden Funken von National-Ehre, gänzlich ausgelöscht hatte.

Die Gegend um Kolumbo selbst, die mit Flüssen auf allen Seiten durchschnitten ist, stellte nicht minder große Schwierigkeiten dar, und der Stadt selbst konnte man sich wegen der See, die sie beinahe ganz umringt, nur von der einen Seite auf einem schmalen Landstriche nähern, der aber von mehreren Batterien kreutzweiß bestrichen und daher auch der große Paß genannt wurde. Die Armee blieb vor demselben mehrere Tage liegen, um sich zu diesen verzweifelten Unternehmen vorzubereiten, allein auf einmal erfuhr man, daß die Holländer alle Kanonen ins Wasser geworfen, den Posten verlassen und sich schnell nach Kolumbo zurück gezogen hätten. — Bei der Annäherung an die Stadt schickten die Holländer ein beträchtliches Korps Malajen unter dem Kommando des Obersten Raymond, eines Franzosen heraus, das uns des Morgens bei Tages Anbruch unversehens überfiel. Es wurde jedoch schnell und mit großem Verluste zurückgeschlagen; auch ihr tapferer Anführer, der ein besseres Schicksal verdient hätte, als an der Spitze solcher Memmen zu fechten, wurde tödtlich verwundet und starb wenige Tage nachher Nunmehr stand unsere Armee vor Kolumbo, der Hauptstadt aller holländischen Besitzungen in Ceylon, die groß, stark befestiget und im Stande ist, sich aufs tapferste zu vertheidigen; hier schienen die Feinde ihre ganze Macht auf einen einzigen Punkt vereiniget zu haben. Wir hatten uns aber kaum genähert, so wurde sogleich eine Kapitu-

lation vorgeschlagen, und wenige Tage nachher kam dieser wichtige Ort in unsere Hände. Der Grnnd von diesem ganz unerwarteten Benehmen liegt ohne Zweifel theils in den inneren Zwistigkeiten, die zwischen den vornehmsten Einwohnern der Stadt obwalteten und zu furchtbaren Ausbrüchen gekommen waren, theils in dem Mangel an Disciplin, der bei den Truppen eingerissen war und der kurz vor der Uebergabe die schändlichsten Auftritte von Empörung veranlaßt hatte. So viel ist gewiß, daß ein kleines Korps von entschlossenen Männern uns Trotz der Talente des Generals Stewart und der Tapferkeit seiner Truppen, die unübersteiglichen Schwierigkeiten in den Weg hätte legen können; denn die Natur scheint alles, was in ihrer Gewalt steht, gethan zu haben, um Kolumbo gegen jeden Angriff von dieser Seite her vollkommen sicher zu stellen. Das Benehmen der Holländer mag den jetzigen Befehlshabern der Insel zur Lehre und zum warnenden Beispiele dienen.

Kolumbo, die Hauptstadt von Ceylon und der Sitz der Regierung, ist von sehr beträchtlichem Umfange. Trincomale ist zwar wegen seiner Lage und seines Havens von größerer Wichtigkeit, allein in jeder anderen Rücksicht muß es Kolumbo weit nachstehen. Die Anzahl der Einwohner von Kolumbo ist weit stärker, das Fort und die schwarze Stadt sind beträchtlich größer, die umliegende Gegend ist ohne Vergleich fruchtbarer, und der dazu gehörige Distrikt nicht nur außerordentlich reich, sondern auch von weit größerer Ausdehnung, denn er erstreckt sich über 20 See-Meilen in die Länge und 10 in die Breite. Die Stadt

liegt auf der westlichen oder vielmehr auf der süd-westlichen Küste der Insel ungefähr im 7ten Grade nördlicher Breite und im 78 Grad östlicher Länge von London.

Das Fort liegt auf einer Halbinsel, die sich in das Meer hinaus erstreckt. Die Lage von Kolumbo ist sehr vortheilhaft, denn da die Stadt von allen Seiten den See-Winden ausgesetzt ist, so wird die Luft dadurch gesund und sie ist ohngeachtet der Nähe des Aequators sehr temperirt. Das Fort beträgt im Umkreise beinahe eine Meile, und verdankt seine Stärke größtentheils der Natur, ob es gleich auch durch die Kunst leidlich gut befestiget ist. Die Holländer haben seine natürlichen Vorzüge nicht gehörig benutzet und sehr viele günstige Umstände, wodurch es zu einem durchaus nicht zu erobernden Platze hätte gemacht werden können, vernachläßiget. In der ganzen Gegend rings umher existirt kein Hügel oder eine sonstige Anhöhe, die bedeutend genug wäre, um es zu bestreichen, und nur an sehr wenigen Orten in seiner Nähe können Böte mit einiger Sicherheit landen. Auf der Südseite ist die Brandung so hoch und das Ufer so felsigt, daß es äußerst gefährlich ist, sich ihm zu nähern. Es kann daher nur auf der Westseite der Bai, wo die See ruhiger ist, und zwar nahe bei dem Kai, oder Landungsplatze, ein Versuch dazu gemacht werden; allein diese Gegend wird von den zwei Batterien, die den Haven vertheidigen, so furchtbar bestrichen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ein solcher Versuch unglücklich ausschlagen würde. Diese Batterien sind von dem Hauptort eine ziemliche Strecke entfernt, und durch eine hohe mit Basteien versehene Mauer und einen tiefen Graben davon

abgesondert; durch besondere Thore stehen sie mit dem Innern desselben in Verbindung. Hier ist der Landungsplatz angelegt, der für Schaluppen und große Böte, die dicht an das Ufer anfahren können, äußerst bequem zum Aus- und Einladen der Waaren ist.

Die Mauern des Forts sind sehr stark und von acht Haupt-Basteien begleitet, welche die Namen der holländischen Städte: Leyden, Amsterdam, Harlem u. s. w. führen. Außer diesen sind noch eine Menge kleinere Basteien vorhanden, die mit Kourdinen und Brustwehren versehen sind, und mit einander rings um das Fort herum in Verbindung stehen. Der Hauptnachtheil des Ortes bestehet in dem Mangel an Bombenfesten Kasematten, denn das Pulvermagazin ist das einzige auf diese Art aufgeführte Gebäude; wenn aber einmal das Fort von der Süd- oder Westseite her von einer Flotte bombardirt werden sollte, so könnte demselben dieser Mangel leicht zu großem Nachtheil gereichen.

Das ganze Fort ist von einem breiten und tiefen Wassergraben umringt, über den von jedem Thore aus Zugbrücken geschlagen sind. Dicht an den bedeckten Weg, und bis an den Fuß des Glacis, stößt ein See, der sich nordostwärts 3 bis 4 Englische Meilen in das Land hinein erstreckt. Eine Meile weit von dem Fort ist die Landenge, durch welche es mit der Insel zusammenhängt, nicht über 5 bis 600 Ruthen breit, und mitten in derselben liegt dieser See, so daß auf jeder Seite nur noch ein schmaler Damm übrig bleibt, der von allen Seiten bestrichen wird. Es

würde daher einem Feinde unendlich schwer fallen, von dieser Seite einen Sturm zu wagen, um so mehr da der Damm nahe am Glacis nicht nur durch Oeffnung der Schleusen ganz unter Wasser gesetzt, sondern auch mit leichter Mühe quer durchstochen werden kann, so daß der See mit dem Meere in Verbindung gesetzt und das Fort gänzlich in eine Insel verwandelt werden könnte. In der Mitte dieses Sees liegt eine Insel, die auf der Ostseite durch ein Ausfallthor einen schmalen Dammweg, und mehrern Zugbrücken mit dem Fort in Verbindung steht. Die Holländer nannten sie die Sklaveninsel, weil sie der Ort war, wo sie ihre kranken Sklaven hinzuschicken pflegten. Sie ist ausserordentlich anmuthig und fast ganz mit Kokosnußbäumen besetzt; es liegt gewöhnlich ein Bataillon Malajen daselbst. Diese Insel ist durch ihre Nähe bei dem Fort, und weil durch sie der nächste Weg in die dabei befindlichen Zimmtgärten führt, von der äußersten Wichtigkeit.

Das Fort hat 3 Thore; das vorzüglichste darunter, worin sich die Hauptwache befindet, heist das Delfterthor, und führt in die Pettah oder schwarze Stadt. Es hat zwei Zugbrücken über den tiefen Graben, der hier einen Winkel bildet. An jedem der übrigen Thore sind ebenfalls Wachhäuser.

Die Stadt ist nach einem sehr regelmäßigen Plan erbauet. Sie wird durch zwei Hauptstraßen, die sich durchkreuzen und sich durch die ganze Länge der Stadt hindurch erstrecken, in vier beinahe ganz gleiche Quartiere abgetheilt. Mit dieser laufen mehrere andere Straßen in

paralleler Richtung und sind durch Seitengassen mit einander verbunden. Auf der innern Seite der Mauer zieht sich ein breiter Weg rings um das ganze Fort herum und führt in die verschiedenen Basteien und in die Kasernen der Soldaten, in den Winkeln bildet er offene Plätze für die besondern Paraden der einzelnen Corps. Der Haupt Paradeplatz ist aber bei weitem nicht groß genug für die hier befindliche Garnison, denn es wird kaum mehr als ein vollständiges Regiment hinlänglichen Raum darauf haben. Auf der einen Seite desselben stehen die Kanzleien für die Civil- und Militär-Departemente, und in der Mitte derselben befindet sich das Stadthaus, worin bei den Holländern der Ober-Gerichtshof seinen Sitz hatte.

Auf der andern Seite des Paradeplatzes stehen die Zimmtmagazine. An dem untern Ende desselben befindet sich ein kleines Gebäude das dem Platzmajor zur Kanzlei dient, und das bloß wegen eines sonderbaren Vorfalles, der keine große Idee von der Aufklärung der Holländer in Ceylon giebt, angeführt zu werden verdient. Als der General Stewart von Nigumbo aus auf dem Marsche hieher begriffen war, so wurde nämlich bei einem Gewitter die auf dem Dache dieses Gebäudes befindliche Wetterfahne von dem Blitze getroffen; dieser Zufall machte auf die Holländer einen tiefen Eindruck und wurde allgemein von ihnen für eine Vorbedeutung ihres nahen Verderbens gehalten. An dem obern Ende des Paradeplatzes hatte die holländische Regierung angefangen, eine Kirche zu erbauen, die aber nie vollendet worden ist. Die Holländer besuchten gewöhnlich eine sehr schöne und geräumige Kirche in der

ungefähr eine Meile von dem Fort entlegenen schwarzen Stadt, und hier wird auch noch gegenwärtig für die Engländer, entweder vor oder nach den Holländern Gottesdienst gehalten. Da jedoch der Weg in diese Kirche in einem so erstickend heissen Klima unsern Truppen äußerst beschwerlich fällt, so war bei meiner Abreise der Gouverneur North damit beschäftiget, die Kirche in dem Fort vollends ausbauen zu lassen.

Das Gouvernementshaus, das dem Haven gegenüber steht, ist ein sehr langes und geräumiges, jedoch mehr bequemes als schönes Gebäude. Es befindet sich auch die Kanzlei darin, in der alle Angelegenheiten der Regierung besorgt werden. Hinter demselben ist ein vortrefflicher Garten, der ursprünglich zu einen Teich oder großen Wasserbehälter auf den Fall einer Belagerung bestimmt war, denn obgleich in jedem Hause in der ganzen Stadt ein Springbrunn befindlich ist, der das ganze Jahr hindurch einen Ueberfluß von Wasser hat, so ist doch dieses so salzig und schlecht, daß man es nicht trinken kann. Daher werden alle hier befindlichen Europäer, sie mögen zum Civil oder Militair gehören, mit Wasser aus Brunnen versehen, die ungefähr eine englische Meile von dem Fort entfernt sind. Es wird auf Ochsen in großen ledernen Schläuchen hineingebracht, die hier Pukkalli-Schläuche genannt werden, und von denen jedes Regiment und jede Garnison in ganz Indien eine gewisse Anzahl besitzt. Es ist das Geschäft gewisser Negern, die Pukkalli-Bursche heißen, die Schläuche zu füllen, und die Ochsen in

die verschiedenen Quartiere der Europäer hinzutreiben. Wenn die Truppen auf dem Marsche befindlich sind, so wird ein anderes Verfahren beobachtet. Es tragen nämlich eine gewisse Anzahl von besonders dazu bestimmten Negern kleinere lederne Schläuche, an denen Röhren befindlich sind, auf ihren Schultern, gehen damit von Reihe zu Reihe, und geben jedem Soldaten, der Durst hat, zu trinken; sobald die Schläuche leer sind, müssen sie dieselben wieder an dem ersten Brunnen oder Flusse, den sie antreffen, füllen.

Kolumbo ist mehr als irgend ein anderer Ort in Indien im Europäischen Style erbauet, wenn anders überhaupt eine solche Vergleichung angestellet werden kann. Auch das Innere des Forts hat mehr das Ansehen einer regelmäßigen Stadt, denn es dürfen keine solche Hütten, wie sie bei den Eingebornen üblich sind, darin erbauet werden. Die Holländischen Häuser sind sämmtlich von regelmäßiger Bauart, obgleich wenige unter ihnen mehr als ein Stockwerk hoch sind. Ein Engländer wird durch die viereckigten Glasscheiben, womit auf Europäische Art alle Fenster hier versehen sind, sehr überrascht, denn in allen unseren indischen Besitzungen bedienet man sich allgemein nur der Läden und Jalousien. Der Grund hiervon liegt wahrscheinlich in der Eigenthümlichkeit der Holländer, die hier sowohl wie in Europa, es mag heiß oder kalt seyn, ihre Häuser gern fest verschlossen halten, da wir hingegen sie so viel als möglich aufmachen, um der freien Luft den Zugang zu lassen.

Vor jedem Hause ist ein großer offener Platz, der mit einem Dache versehen ist, und auf hölzernen Pfeilern ruht. Man nennt ihn eine Viranda, und der Zweck davon ist, daß man, ohne den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu seyn, jedes kühlende Lüftchen, das von der See her wehet, genießen kann. Hier sieht man gewöhnlich die Bewohner des Hauses auf und ab spazieren, oder gemächlich in einem Sessel liegen, und dabei mit den Füßen auf dem Geländer ruhen, das ungefähr 3 bis 4 Fuß hoch längs den Pfeilern hinläuft. Außer diesem Schutzorte gegen die drückende Sonnenhitze werden die Häuser auch noch durch eine doppelte Reihe dick belaubter Bäume, die in allen Straßen auf beiden Seiten gepflanzt sind, sehr angenehm beschattet. Hierdurch wird auch zugleich der blendende und schwüle Widerschein von den Mauern gemildert, die alle mit einem glänzenden Kalk, der aus gebrannten Muschelschaalen bereitet wird, berappt und übertüncht sind; er hat eine äußerst schöne weisse Farbe, und es kann vielleicht für die Kühlung in den Häusern sehr dienlich und zweckmäßig seyn, aber wenn man durch die Straßen geht, so fällt dieser unerträgliche Glanz den Augen äußerst beschwerlich, und richtet sie beinahe zu Grunde.

Die meisten Häuser haben einerlei Bauart, und bestehen vorne aus einem Saale mit einem Zimmer auf der Seite, und hinten aus einem anderen Saale, der so lang ist wie der vordere Saal, und die beiden Nebenzimmer zusammengenommen, und die hintere Viranda genannt wird. Dieser Saal ist wegen der schiefen, abhän-

gigen Form der Dächer weit niedriger als die Zimmer auf der Vorderseite. Rückwärts von dieser hinteren Viranda befinden sich eine oder zwei Reihen kleinerer Gebäude, die mit der Größe des Hauses, zu dem sie gehören, im Verhältniße stehen, und zu Wohnungen für die Dienerschaft, zu Kellern, und zuweilen auch zu Schlafgemächern bestimmt sind.

Die Bedachung der Häuser besteht aus über einander gelegten Ziegeln; sie wird jedoch äußerst vernachlässiget, wie ich Gelegenheit hatte, mich durch eigene Erfahrung zu überzeugen. In der Regenzeit fließt durch die meisten derselben das Wasser in solcher Menge hindurch, daß man in dem Hause kaum einen trockenen Fleck findet, wo man sein Haupt hinlegen kann. Ich habe in solchen Fällen häufig allen meinen Witz aufbieten müssen, und es doch nie dahin gebracht, daß ich eine ganze Nacht hindurch an dem nämlichen Orte habe liegen können, ohne ganz durchnäßt zu werden. Diese Beschädigung der Ziegeln rührt hauptsächlich von den Krähen her, die von den Straßen und aus den Häven Knochen und andere Dinge wegnehmen, und sie auf die Dächer hinauftragen, wo häufig zur großen Plage für die im Hause wohnenden Menschen und zur unausbleiblichen Beschädigung der Ziegel, lebhafte Kämpfe um die davon getragene Beute entstehen. Auch die Affen, die in Menge wild in dem Fort herumlaufen, fallen den Einwohnern sehr zur Last, und tragen das ihrige zur Zernichtung der Dächer redlich bei. Beide aber, die Krähen und die Affen, wissen auch jeden Eingang in das Haus, sie mögen ihn selbst gemacht, oder schon vor-

gefunden haben, trefflich zu benutzen, und man muß äuſſerſt auf ſeiner Hut ſeyn, daß man nichts frei liegen läßt, weil es ſonſt ſogleich von ihnen weggeſchleppt wird. Ich erinnere mich an einen heilloſen Affen, der während meines Aufenthaltes zu Kolumbo wild in dem Fort herumlief, und ſo liſtig war, daß man ſich vergeblich bemühte, ihn zu fangen. Eines Tages kam er plötzlich in mein Zimmer geſprungen, erwiſchte ein auf dem Tiſche liegendes Brod, und lief ſchnell wieder davon. Ich erzählte dieſes ſogleich einem Offizier, der vor ſeiner Thüre neben der meinigen ſtand, worauf derſelbe eilends hineingieng, um ſein eigenes Frühſtück in Sicherheit zu bringen; allein er fand zu ſeiner groſſen Kränkung, daß ihm der Affe zuvorgekommen war, und ſchon mit einem Brod in jeder Pfote auf die Dächer der Häuſer hinaufkletterte. Den anderen Tag ſtahl der nämliche Affe einen allerliebſten Papagay vor den Augen des Herrn, dem er zugehörte, weg, riß ihn in Stücken, und zeigte ihn dann dem Herrn, wobei er die Falſchheit hatte, auf alle mögliche Art ſeine Freude und ſeinen Triumph über die gelungene That zu erkennen zu geben.

In der Mitte der Hauptſtraße iſt ein ſehr ſchönes und groſſes Haus, das dem Holländiſchen Gouverneur, Hrn. Van Anglebeck, zugehöret hat; gegenwärtig bewohnet es der General Makdowal, der Oberbefehlshaber über unſere ſämmtlichen Truppen auf der Inſel iſt. Nicht weit davon iſt noch ein anderes ſehr ſchönes und geräumiges Haus mit den nöthigen Kanzleizimmern und mehreren Gärten für den Kommandanten der Garniſon. Das

Hospital für Soldaten und Matrosen ist groß und bequem eingerichtet; es ist in mehrere abgesonderte Reviere eingetheilt, wodurch die Kranken nach ihren verschiedenen Uebeln ganz von einander getrennt werden, so daß dadurch aller weiteren Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung vorgebeugt werden kann. Dicht dabei ist eine Wohnung für den Ober-Chirurgus, worin auch alle Bedürfnisse für das Hospital zubereitet und aufbewahret werden. Ich kann mit wahrem Vergnügen versichern, daß dieses Hospital, das in einem so heißen Klima eine ganz unentbehrlich nöthige Anstalt ist, auf eine vortreffliche Art verwaltet, und daß auf die Gesundheit der dahin geschickten Soldaten alle mögliche Sorgfalt verwendet wird.

Das Fort Kolumbo erfordert eine sehr starke Garnison, denn es ist nicht nur an und für sich sehr groß, sondern es hat auch eine Menge Aussenwerke und detaschirter Posten; es liegen daher gewöhnlich drei bis vier Bataillons daselbst, die theils aus Europäischen Truppen, theils aus Seapoys bestehen. Das Kommando über diese sämmtlichen Truppen führt immer der älteste Offizier von den daselbst befindlichen Bataillons.

Der Haven von Kolumbo, der auf der Westseite liegt, ist nichts weiter als eine offene Rhede, die den Schiffen nur 4 Monate des Jahres hindurch, nämlich vom Dezember bis in den April, einen guten und sicheren Ankergrund gewähret. Während dieser Periode sind die Nordwestwinde, denen die Rhede vorzüglich ausgesetzt ist, nicht sehr heftig, und es kommen daher alsdann des

Handels wegen Schiffe aus allen Gegenden von Indien hierher. Allein gegen Ende Aprils, wenn der Monsun auf der Malabarischen Küste eintritt, und seine Wut auch auf die Westküste von Ceylon erstreckt, gewähret die Rhede von Kolumbo nicht den geringsten Schutz mehr; alsdann müssen die Schiffe in die sicheren Häven Trinkomale und Point de Galle einlaufen, und kommen in den acht folgenden Monaten nur selten mehr auf diese Rhede. Hierdurch wird Kolumbo zwei Drittheile des Jahres hindurch von allem Verkehre zur See mit der übrigen Insel abgeschnitten, und da dieses der Hauptort für den Stapelhandel von Ceylon ist, so wird der daraus entspringende Nachtheil sehr bedeutend. Die Wut der Monsuns-Stürme ist aber hier so groß, daß man diesem Nachtheil auf keine andere Art vorbeugen kann, als durch allmählige Verbesserung der Kommunikation zu Lande zwischen Kolumbo und denen eine größere Sicherheit genießenden Häven auf der Ostküste der Insel.

Auch wird die Küste von dieser Seite der Insel sechs Monate hindurch in der stürmischen Jahreszeit mit schrecklichen Regengüssen, den allerfurchtbarsten Donnerwettern und den entsetzlichsten Orkanen heimgesucht. Ich war im Mai 1799 selbst Zeuge von einem solchen Gewitter, wobei nicht nur mehrere Häuser von dem Blitze getroffen, sondern auch zwei und dreisig Stück von einer Heerde Ziegen und Ochsen, die sich in der Nähe des Forts auf der Weide befanden, samt dem Hirten erschlagen wurden. Das Gewitter tobte über eine Stunde lang mit einer Wut, von der man sich keinen Begriff machen kann;

aber die elektrische Materie schien demohngeachtet noch nicht erschöpft zu seyn, denn wenige Tage nachher erfolgte ein zweites nicht weniger furchtbares Gewitter, wobei der Blitz ebenfalls in das Hospital und mehrere Privathäuser einschlug. In dieser Jahreszeit ist auch der häufige und schnelle Wechsel der Witterung äußerst nachtheilig: denn durch die heftigen Regengüsse, die besonders bei Nachtzeit herunterstürzen, wird die Atmosphäre äußerst dumpfigt und schauerlich kalt, während bei Tage die übermäßige Hitze der Sonne fast unerträglich ist, daher ist in dieser Jahreszeit das Klima weit ungesunder als während der Sommerhitze. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß die Negern weit empfindlicher für diese schnellen Abwechselungen sind, als die Europäer. Die Seapoys besonders und die übrigen Bewohner des festen Landes von Indien, die entweder im Dienste der europäischen Offiziere oder des Handels wegen hieher kommen, können durchaus die feuchte Kälte, welche diese heftigen Regengüsse hervorbringen, und die in Ceylon länger dauert, als weder auf der Malabarischen noch auf der Koromandeschen Küste, schlechterdings nicht aushalten; aus diesem Grunde wird auch die Insel oft die Gieskanne von Indien genannt. In der Regenzeit werden die Indianer vom festen Lande vorzüglich von Fiebern und der Ruhr heimgesucht; auch werden sie häufig von einer anderen seltsamen Krankheit befallen, für die sie eine nicht minder seltsame Heilart haben. Der Grund derselben liegt in der geringen Nahrung und dem schlechten Wasser, welche die Eingebornen genießen und vielleicht zum Theil auch in der Feuchtigkeit des Klimas während der heißen Jahreszeit. Die

Beine und der Körper schwellen dabei auf eine schröckliche Art an, und gewöhnlich stirbt der Kranke schon nach vier und zwanzig Stunden. Das dagegen anzuwendende Mittel besteht darin, daß der Kranke mit Kuhmist, Oel, Lindensaft und andern aus Kräutern gezogenen Flüssigkeiten über den ganzen Körper gerieben und dann bis an das Kinn in heissen Sand vergraben wird. Wenn bloß die Beine von der Krankheit befallen sind, so hat diese ob sie gleich ganz die nämliche ist, einen anderen Namen, und man pflegt alsdann zu sagen, der Kranke habe Elephanten-Füße, wegen der Aehnlichkeit derselben mit den Füßen dieser Thiere. Auch werden sie Kochin-Füße genannt, weil die Krankheit in der Stadt dieses Namens auf der Malabarischen Küste besonders häufig gefunden wird, und daselbst dem ungesunden, salzigen Wasser, das von den Einwohnern getrunken wird, zuzuschreiben ist. Auf die Europäer hat jedoch die Regenzeit keine so gefährliche Wirkung, ob sie gleich auch häufiger von der Ruhr und andern Krankheiten des Unterleibes befallen werden, als in der heissen Witterung. Unsere Soldaten wissen auch durch reichliches Arraktrinken und Tabakrauchen den schädlichen Wirkungen der Atmosphäre und des Wassers vorzubeugen, da hingegen die Eingebornen so äußerst mäßig und enthaltsam leben, daß nur wenige unter ihnen Fleisch essen, oder irgend etwas anderes als Wasser trinken, weshalb ihre Konstitution, wenn sie von dieser heftigen Krankheit überfallen werden, nicht Kräfte genug hat, ihr zu widerstehen, so daß sie ihr gewöhnlich unterliegen müssen.

Innerhalb der Rhede auf der sich die größeren Schiffe

vor Anker legen, und von derselben durch eine sich der Länge nach hindurch ziehende Sandbanke getrennt, befindet sich eine Bai, die für kleine Schiffe und Donies, mit welchem Namen in diesem Lande die kleineren Sloops und gedeckten Böte belegt werden, hinlänglich bequem ist. Sie bildet einen halben Mond auf der einen Seite des Forts, und dieses bricht durch sein Vorliegen in der See die Gewalt der Wellen und schützt die vor Anker liegenden Schiffe gegen die Südwestwinde. Bei der Sandbank ist jedoch das Wasser zu seicht, als daß schwer beladene Schiffe durchpassiren könnten, und es haben schon viele wenn sie durch die Heftigkeit der Winde von den Ankern losgerissen wurden, hier Schiffbruch gelitten. Man pflegt daher häufig auf größere Schiffe wenn sie der Sandbank zu nahe kommen, zu feuern, um sie vor der Gefahr zu warnen, und sie gleichsam zu zwingen, in einer gewissen Entfernung die Anker zu werfen.

Bei jedem Fort in ganz Indien befindet sich außerhalb den Mauern eine Stadt oder ein Dorf, die in der Sprache der Eingebornen die Pettah und von uns die schwarze Stadt genannt wird, weil hauptsächlich nur schwarze Kaufleute und Krämer dieselbe bewohnen. Die Pettah von Kolumbo verdient, ihrer Größe und vorzüglichen Bauart wegen, eine ausführlichere Beschreibung. Sie ist in zwei Theile abgetheilt; der nächste am Fort besteht aus einer einzigen sehr breiten Straße, die auf der Esplanade dicht an den Mauern anfängt und sich ganz gerade bis an eine alte Lehmmauer und ein Thor, das den Namen Kenman's Thor führt, hinzieht. In diesem

Theile der Pettah stehen mehrere vorzüglich schöne Häuser, worin holländische Kaufleute und andere angesehene Personen von dieser Nation wohnen. Durch das Kenman's Thor kommt man in die andere Abtheilung, die für sich eine lange sich weit hinziehende Stadt ist, und auf der einen Seite durch den schon oben beschriebenen See begränzt wird. Außer der Haupt-Straße laufen mehrere kleinere mit derselben in paralleler Richtung hin, in einer davon steht das Waisenhaus, ein großes und schönes Gebäude, in welchem die Holländer so wohl die Kinder ihrer Soldaten und armen Europäer, als auch die, die sie mit eingebornen Weibern zeugten, erziehen ließen. Diese Kinder blieben so lange darin, bis die Jungen alt genug waren ein Handwerk zu lernen und die Mädchen an Männer von ihren Stande verheurathet oder sonst auf eine vortheilhafte Art versorgt werden konnten. Diese lobenswerthe Anstalt ist auch von den Engländern beibehalten worden und wird auch künftig durch die Freigebigkeit der Regierung alle ihre wohlthätigen Zwecke erreichen können.

Die Kramläden, Buden und Marktplätze die sich längs den Straßen hin befinden, sind mit den verschiedenen Waaren, von denen die Eingebornen von Indien hauptsächlich Gebrauch machen, reichlich angefüllt und den ganzen Tag über wimmelt es auf den Straßen von Menschen aus allen Nationen. In der dem See zunächst gelegenen Straße, ist ein vortreflicher Fischmarkt, der aus dem Meere, den Seen und den Flüssen in der Nachbarschaft reichlich mit Fischen versorgt wird. Dieser Artikel macht nicht nur eines der vorzüglichsten Nahrungs-

mittel der Einwohner aus, sondern es finden auch eine Menge von Menschen, indem sie die Fische fangen und zu Markte bringen, Beschäftigung und Unterhalt dabei. Besonders haben die Böte deren sie sich zur Fischerei bedienen, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn sie sind von einer ganz besonderen Gestalt und Bauart, die bloß allein in Ceylon üblich und auf den Zweck, zu dem sie bestimmt sind, äußerst gut berechnet ist. Ihre Länge beträgt ungefähr fünfzehn Fuß und ihre Breite nicht mehr als zwei. Durch diese Form bekommen die Böte einen unglaublich schnellen Lauf, besonders da noch ein sehr großes viereckigtes Segel dabei angebracht ist, das man kaum für möglich aufzuspannen hält, ohne daß das Bot umschlägt. Um dieses zu verhindern, ist eine sehr verständige und einem Europäer höchst auffallende Vorkehrung getroffen. Es wird nämlich vermittelst eines Ausliegers ein Holzstamm fünf bis sechs Fuß von der Spitze des Bootes hinausgehalten, dieser Holzstamm ist nach Verhältniß des Bootes größer oder kleiner und an jedem Ende wie das Vordertheil eines Kahnes gestaltet, um das Wasser durchschneiden zu können. Durch zwei lange gekrümmte Pfähle ist er an das Boot befestiget und scheint zu gleicher Zeit zum Steuerruder und zum Ballast zu dienen. So seltsam diese Vorrichtung auch scheinen mag, so ist sie doch schlechterdings nöthig, denn da die Böte so außerordentlich schmal sind, so würden sie, sobald nur eine Person in dieselben hineintrate, sogleich umschlagen. Außerdem haben die Böte noch einen Mastbaum, an welchen das viereckigte Segel auf eine solche Art befestiget ist, daß das Boot überall wo es will, hinsegeln kann;

man ist im Stande, ohne es umzudrehen, es in einem Augenblick in der entgegengesetzten Richtung gehen zu machen, indem man nämlich bloß das Segel an der Stange herum dreht. Der Körper des Bootes besteht aus einem großen, entweder durch Feuer oder durch Zimmerleute ausgehölten Baume. Auf beiden Seiten desselben werden bis ungefähr zu einer Höhe von 2 Fuß Breter in Form einer Kanonenlage fest genageit, damit das Wasser nicht hineinschlagen kann. Wenn man auf den Kanälen und Flüssen im Innern des Landes beträchtliche Lasten fortschaffen will, so werden zwei oder drei solcher Böte ohne die Auslieger zusammen gebunden und gespaltene Bambusrohre oder Stäbe vom Betelbaum quer darüber gelegt, so daß sie eine Art von Holzfloß bilden; diese mögen dann noch so sehr beladen werden, so dringt doch nur äußerst wenig Wasser hinein.

Auch bedienen sich die Eingebornen noch einer anderen Art von Fahrzeugen mit flachen Böden. Sie sind weit breiter als die eben beschriebenen, gewöhnlich mit Blättern vom Kokosbaum wie ein Haus gedeckt und sind breit genug um Betten hinein legen zu können. Diese Art von Böten ist äußerst bequem und unsere Offiziere bedienen sich ihrer sehr häufig, wenn sie auf Jagdpartien ausgehen. Die Eigenthümer derselben und eine große Menge Cingalesen, die sich bloß damit abgeben, Waaren von einem Orte zum andern zu Wasser zu transportiren, bringen ihr ganzes Leben darin zu. In der Gegend von Kolumbo habe ich besonders häufig zwei bis dreihundert solcher Böte in regelmäßigen Straßen an den Ufern der Flüsse

vor Anker liegen sehen, und alle hatten ganze Familien an Bord, die beständig darin wohnten. Böte von unserer europäischen Bauart werden in Ceylon selten oder nie gefunden, und sind auch den Eingebornen, außer etwa zu Trincomale und Kolumbo gänzlich unbekannt.

Die Straße, oder vielmehr das Gäßchen, das durch das Kenmàn's Thor in die äußere Pettah führet, ist außerordentlich schmal, und es herrscht daher eine ganz unerträgliche Hitze darin. Hier haben besonders die Geldwechsler ihre Wohnungen aufgeschlagen. Die äußere Pettah ist sehr groß, und verbreitet sich in eine Menge von Straßen, wovon einige sich auf 2 (englische) Meilen erstrecken. In einer darunter steht an dem äußersten Ende die Kirche, und hinter derselben ein sehr großes steinernes Gebäude, das auf der Vorderseite auf Säulen ruhet, und zur Wohnung für die Kandischen Gesandten bestimmt ist. In dieser Gegend befinden sich zahllose Buden, die mit Vegetabilien aller Art, getrockneten Fischen und Obst im Ueberfluße versehen sind. Auch leben in diesem Theile der Pettah eine Menge Zimmerleute, Schmidte und Künstler mancherlei Art, besonders aber Gold- und Silberarbeiter; ferner wohnen daselbst sehr viele schwarze Kaufleute, Manufakturisten und Leute, die mit den verschiedenen Arten von kostbaren Steinen, die in Ceylon gefunden werden, Handel treiben.

Kolumbo ist, im ganzen genommen, seiner Größe nach einer der bevölkertsten Orte in ganz Indien. Es existiret kein Ort in der Welt, wo so viele verschiedene

Sprachen gesprochen werden, und wo man ein solches Gemische von Nationen, Sitten und Religionen antrifft. Außer Europäern und Cingalesen, den eigenthümlichen Eingebornen der Insel, findet man hier fast alle Asiatische Nationen, Mohren von aller Art, Malabaren, Travankorianer, Malaien, Hindus, Chineser, Perser, Araber, Türken, Maldiver, Javaner und Bewohner aller Asiatischen Inseln. Ferner findet man eine Menge Afrikaner, Kaffern, Buganesen, eine vermischte Rasse von Afrikanern und Asiaten, und außerdem noch die farbigten Leute und diejenigen Menschenrassen, die aus der Vermischung mehrerer ursprünglicher Kasten entstanden sind. Von allen diesen verschiedenen Völkern hat ein jedes seine besonderen Sitten, Gebräuche und Sprache.

Diejenige Sprache, welche fast durchgängig von den Europäern und Asiaten, die sich zu Kolumbo aufhalten, gesprochen wird, ist das Indianisch-Portugiesische, eine elende, verdorbene Mundart, die von der, welche in Portugal gesprochen wird, gänzlich verschieden ist. Sie ist eigentlich eine barbarische Mischung von mehreren indianischen und auch einigen europäischen Sprachen, unter denen die französische am auffallendsten bemerklich ist. Ob sie aber gleich die verdorbenste unter allen ist, so ist es doch äußerst nützlich, ja sogar nöthig, sie zu erlernen, weil sie in den meisten Niederlassungen auf der Küste, besonders in allen denen, die den Holländern zugehöret hatten, sowohl von den Mohren als von den Malabaren am gewöhnlichsten gesprochen wird. In Ceylon besonders ist es ein wesentliches Erforderniß, sie zu verstehen;

denn es ist sonst sogar auch unmöglich, sich mit den Holländischen Damen in ein Gespräch einzulassen, indem man selten von diesen in einer anderen Sprache angeredet wird. Dieses letztere fiel mir um so viel mehr auf, weil doch gewöhnlich die Damen eine besondere Abneigung gegen alles haben, was gemein und niedrig ist. Den Holländerinnen zu Kolumbo hingegen fällt es selten ein, auch sogar im Kreise ihrer Familie und mit ihren eigenen Verwandten Holländisch zu reden, obgleich diese Sprache von ihnen für die vornehme gehalten wird. Diese Anhänglichkeit an das verdorbene Portugiesische rührt aber wahrscheinlich von ihrem häufigen und vertrauten Umgange mit ihren Sklaven her, die sämmtlich ohne Unterschied diese Sprache reden.

So schwierig es aber auch ist, sich Kolumbo zu nähern und ungeachtet sie keinen sicheren Haven für große Schiffe hat, so ist diese Stadt dennoch wegen des Reichthums des Distriktes, worin sie gelegen ist, und wegen der Menge von den kostbaren Handelsartikeln, die in demselben gewonnen werden, ein sehr bedeutender Handelsort. Sie wird aus diesem Grunde sowohl von Europäern als von den Bewohnern der verschiedenen Küsten von Indien sehr häufig besucht, und die Zölle von den ein- und ausgeführten Waaren machen eine sehr bedeutende Einnahme aus. Aus dem dazu gehörigen Distrikte werden jährlich große Quantitäten von Zimmt und Pfeffer, die Hauptgewürze der Insel, nach Europa geführet, und zwar in Schiffen, die deshalb auf ihrer Reise von Madras und Bengalen absichtlich hierher kommen. In der Gegend um Kolumbo

und in den übrigen Distrikten auf der Westküste wird auch eine große Menge Arak fabriziret, der in unsere Niederlassungen in Bengalen, nach Madras und Bombai geschickt wird; diese Länder liefern dagegen Reiß und andere Artikel, die Ceylon zu seinem eigenen Bedarf nicht in genugsamer Menge hervorbringt. Ferner wird hier eine große Menge von Koya-Seilen oder Tauwerk verfertiget, und unseren Schiffen in den verschiedenen Häven in diesen Meeren zugeführet. Noch sehr viele andere geringere Artikel, die diese Gegend der Insel hervorbringt, werden von den Mohren und Malabaren, die deshalb ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen haben, ausgeführet. Diese Artikel bestehen in Betelblättern, Arekanüssen, Jaggery, einer Art von grobem schwärzlichem Zucker, Kokosnüssen und Oel, Honig, Wachs, Kardemomen, Korallen, Elfenbein, Obst und einer Menge anderer geringerer Gegenstände. Für diese Produkte werden eingeführet: grobe baumwollene Zeuche und Kattune, gedruckte oder gemahlte Zeuche für die Kleidung der Frauenspersonen, grobe Musseline, Schnupftücher, Strümpfe, Porzellan, Zinn, Kupfer, und eine Menge Kleinigkeiten; außerdem auch noch sehr viele Zwiebeln von Bombai, wo sie ganz vorzüglich gut sind.

Von allen diesen ein- und ausgeführten Waaren mußte ehemals an die Holländer eine Abgabe von fünf Prozent entrichtet werden, und unsere Regierung hat dieselbe ebenfalls beibehalten. Es kommt jährlich auch, und zwar gewöhnlich im Februar, ein Portugiesisches oder Chinesisches Schiff von Makao dahin, das mit

Thee, Zucker, Eingemachtem, Schinken, Seidenzeuchen, Sammt, Nankins, Sonnenschirmen, Strohhüten, Porzellan und einer Menge von Kleinigkeiten betrachtet ist; diese Artikel werden hier sämmtlich reissend schnell verkauft, und da sie gewöhnlich mit baarem Gelde bezahlet werden müssen, so geht dadurch sehr vieles Gold und Silber zur Insel hinaus.

Bei der Ankunft der Engländer bestand das gangbare Geld hier sowohl, als in allen übrigen Europäischen Besitzungen auf der Insel in Reichsthalern, einer Nominal-Münze, deren Werth eine gewisse Anzahl von Kupfermünzen, die Stüber, halbe Stüber und Düten genannt wurden. Vier Stüber oder zwei Düten machten einen Fanam, und sieben Fanams einen Reichsthaler aus. Dieser Werth der Münzen ist jedoch, seitdem wir in den Besitz der Insel gekommen sind, verändert worden, und es sind jetzt neue Münzsorten im Umlauf, nämlich doppelte, einfache und halbe Stüber, die unsere ostindische Kompagnie prägen läßt. Ein Stüber beträgt ungefähr einen Dreier Sterling; vier Stüber gehen auf einen Fanam, und 12 Fanams machen einen Reichsthaler, oder wie unsere Leute ihn gewöhnlich zu nennen pflegen, einen Kupfer-Rupin aus.

Diese letztere Münze ist ungefähr 2 Schilling Sterling (etwa einen sächsischen Gulden) werth, und vier derselben machen einen Sternpagode aus, das eine Geldmünze von Madras ist, die acht Schilling Sterling (ungefähr zwei Thaler sächsisch) werth ist. Un-

sere Truppen werden gewöhnlich zu einem Theil in Gold, zu einem in Silber und zu einem in Kupfer bezahlet; jedoch verändert sich dieses, je nachdem mehr oder weniger von jeder Sorte im Schatze vorräthig ist. Bei Bezahlungen in Kupfermünzen rechnet die Regierung gewöhnlich 45 Fanams auf eine Pagode, was ungefähr das nämliche Verhältniß wie zu Madras ist; allein die Truppen leiden dabei einen beträchtlichen Verlust, denn die Holländischen und Englischen Kaufleute nehmen im Handel die Pagode nicht anders als zu 48 Fanams an. Der Werth des Geldes ist übrigens in Ceylon außerordentlich schwankend, und hängt immer von dem augenblicklichen Ueberfluß oder Mangel an Gold und Silber ab. Ich habe sehr häufig fünf Rupien oder 10 Schillings (zwei Thaler 16 gr. sächs.) in Kupfer für eine Gold-Pagode geben müssen. Drei Jahre vor meiner Abreise war das Gold, weil wegen des Krieges nur sehr wenig in die Insel kam, so selten geworden, daß die Regierung nicht mehr genug davon zusammenbringen konnte, um die Truppen zu bezahlen. Dies gereichte uns oft zum großen Nachtheile, wenn in einer solchen Zeit Schiffe nach Kolumbo kamen, und besonders das von Makao, denn dies sind die einzigen Gelegenheiten, wo mancherlei Bedürfnisse eingekauft werden können, und die fremden Kaufleute nehmen zur Bezahlung die Kupfermünzen der Insel nicht an, weil sie sonst nirgends gangbar sind; es blieb uns daher in solchen Fällen nichts anders übrig, als unsere Kupfermünze zu den Geldwechslern zu tragen, und uns von ihnen Gold und Silber nach ihrem eigenen Gutdünken dafür geben zu lassen.

Die Theuerung in Kolumbo ist bei weitem größer als man erwarten sollte. Im Ganzen genommen ist alles in Ceylon viel theuerer, als auf dem festen Lande von Indien; weil die meisten Artikel von dorther gebracht werden, und daher ihr anfänglicher Preis noch um die Transportkosten erhöhet wird. Pferde und Dienerschaft sind besonders sehr kostspielig. Ein Pferd zu halten kostet in Kolumbo so viel, daß man zu Madras zwei dafür halten kann. Der Lohn der Bedienten ist ebenfalls beinahe noch einmal so hoch, denn diese kommen gewöhnlich von Madras und aus Bengalen her, und müssen hier, so gut wie ihre Herrschaft, Kleider und Lebensmittel weit theuerer bezahlen als in ihrem Vaterlande. Die Bedienten bedingen sich überhaupt auch schon einen höheren Lohn aus, ehe sie noch nach Ceylon kommen, und etwas von der dasigen Lebensart wissen, denn sie haben alle gegen diese Reise eine außerordentliche Abneigung, weil sie daselbst von ihrer Heimath und den Orten ihrer Gottesverehrung getrennt leben müssen. Ueberdies herrscht auch unter den Einwohnern auf dem festen Lande das eingewurzelte und unerklärbare Vorurtheil, daß Ceylon das allerungesundeste Land in Indien sey. Die Europäer hingegen sind von der Unrichtigkeit dieser Idee vollkommen überzeugt, denn sie wissen zu gut aus eigener Erfahrung, daß das Klima dieser Insel wenigstens für sie selbst das zuträglichste in diesem ganzen Erdtheile ist.

Um die Kosten zu ersparen, die eine zahlreiche Dienerschaft, wenn sie von den benachbarten Küsten herbeigeholt wird, verursacht, haben die Holländer gewöhnlich

entweder Sklaven von den Afrikanischen Küsten geholet, oder Malaien in ihre Dienste genommen, welche letztere auch wirklich vortreffliche Köche und Gärtner, und überhaupt in jeder Rücksicht gute Dienstboten sind, ob sie gleich im Verhältniß zu den übrigen eingebornen Indianern äußerst gering bezahlet werden. Dieser Artikel des Aufwandes könnte aber weit beträchtlicher vermindert werden, wenn die eingebornen Ceylonesen zu solchen häuslichen Geschäften zu gebrauchen wären; allein man hat allgemein die Meinung, daß sie ihrer körperlichen Beschaffenheit wegen nicht dazu tauglich sind, und man klagt besonders darüber, daß sie durchaus nicht mit Pferden umgehen können. Ich sollte jedoch glauben, daß diesem Uebel abzuhelfen wäre, wenn nur die Ceylonesen von ihrer Jugend an zu den verschiedenen Geschäften eines Bedienten angeleitet würden. Auch könnten hierdurch am sichersten die Europäischen Sitten und Begriffe unter die Eingebornen verbreitet, und überdies noch eine Masse von Reichthümern, die jetzt von Fremdlingen fortgeschleppt wird, in der Insel zurückbehalten werden.

Die übrigen Lebensbedürfnisse sind zu Kolumbo und überhaupt auf der ganzen Insel in den letzteren Jahren verhältnißmäßig sehr theuer gewesen, ja sogar die Vegetabilien und andere Lebensmittel, die vorher im größten Ueberfluße vorhanden gewesen waren, sind außerordentlich selten und theuer geworden. Der Grund hiervon liegt hauptsächlich darin, daß seitdem die Britten Besitz von der Insel genommen haben, eine große Menge Menschen von allen Nationen dahin geströmet ist, um sich theils nur

eine Zeitlang des Handels wegen daselbst aufzuhalten, theils auch um sich für immer auf der Insel niederzulassen. Diesem Herbeiströmen von Fremden waren ehemals durch die engherzige und eifersüchtige Politik der Holländer Hindernisse aller Art in den Weg gelegt worden, allein obgleich wirklich einige temporäre Nachtheile, wie z. B. die höheren Preisse der Lebensmittel, daraus entstehen, so sucht doch die liberale englische Regierung es möglichst zu begünstigen, weil hauptsächlich dadurch ein Grund zu einer stärkeren Bevölkerung, und folglich auch zur künftigen Vergrösserung des Wohlstandes der Insel gelegt werden kann.

Eine andere Ursache, warum in den ersten Jahren, nachdem wir Besitz von der Insel genommen hatten, die Vegetabilien, die ein so unentbehrliches Nahrungsmittel in diesem heissen Klima ausmachen, so selten waren, liegt darin, daß die Holländer es zwei Jahre hinter einander unterlassen hatten, sich, wie sonst gewöhnlich jährlich geschah, Sämereien von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Holland kommen zu lassen. Alle Europäischen Pflanzen schlagen in diesem Klima in wenigen Jahren sämmtlich aus der Art, und bringen bald nichts mehr als ungenießbare Produkte hervor. Es gehöret überhaupt sehr viele Sorgfalt dazu, wenn sie gedeihen sollen, und besonders müssen sie mühsam gegen die Ameisen und andere Arten von Ungeziefer geschützt werden, die über alle Vegetabilien begierig herfallen. Um sie aber von der nämlichen Qualität zu erhalten, muß man nothwendig fast

alle Jahre frischen Samen davon aus ihrem natürlichen Klima kommen lassen.

Diejenigen Produkte hingegen, die in der Insel selbst erzeugt werden, sind in großer Menge vorhanden, und können um billige Preisse gekauft werden. Rindfleisch, Fische und besonders Geflügel sind im Ueberfluße zu bekommen und sehr wohlfeil. Das Hammelfleisch aber ist außerordentlich theuer, weil in der Gegend um Kolumbo keine Schafe gehalten werden können. Ich habe schon oben angeführet, daß Jafnapatam der einzige Ort auf der Insel ist, wo die Schafzucht mit Erfolg getrieben werden kann; der Transport aber von daher oder von dem festen Lande von Indien bis nach Kolumbo muß natürlicher Weise den Preis dieser Thiere sehr erhöhen. Ich zweifle jedoch sehr, daß weder das Klima noch die Weide auf der Insel ihnen wirklich so schädlich sind, als man gewöhnlich dafür hält; denn ich habe selbst sehr gutes und fettes Fleisch von Hämmeln gegessen, die aus Bengalen und von der Koromandelschen Küste hergebracht, und mehrere Monate, ehe sie geschlachtet wurden, in Ceylon auf die Weide getrieben worden waren. Ich glaube vielmehr, daß eine der Haupturſachen, warum die Schafe bisher nicht mit glücklichem Erfolge hier haben gehalten werden können, darin besteht, daß sie zu leicht eine Beute der Schakals, der Schlangen und anderer schädlichen Thiere werden. Schweine werden in großer Menge in Kolumbo und der umliegenden Gegend gezogen. Ziegen sind aber selten, und Truthüner gar nicht zu bekommen, außer wenn gele-

gentlich einige durch Schiffe aus anderen Gegenden von Indien dahin gebracht werden.

Fünftes Kapitel.

Gegend um Kolumbo — Galkieſt — Pantura — Caltura — Barbareen — Bentot — Point de Galle — Matura — Bataculo.

Die Gegend um Kolumbo iſt auf mehrere Meilen hin ganz eben und außerordentlich fruchtbar. Reißfelder und Viehtriften wechſeln auf das reizendſte mit Baumgruppen ab, unter welchen der Kokosbaum ſich vorzüglich auszeichnet. Mehrere hier und da in der Ebene befindliche kleine Anhöhen gewähren einen Ueberblick über die ganze reizende Gegend, deren lachende Schönheit durch eine Menge kleiner Flüſſe, Seen und Kanäle beträchtlich erhöhet wird. Die beſchatteten Wege, die überall das Land durchſchneiden, verſchaffen dem Reiſenden einen erquickenden Schutz gegen die brennende Sonne, und die zahlreichen Landſitze und Gärten, die auf den beiden Seiten derſelben angelegt ſind, ſtellen dem Auge eine wechſelnde Reihe von ſchönen Gegenden dar. Die reichſten Holländer haben in dieſer Gegend Landſitze. Der letzte Gouverneur Herr van Anglebeck hat ein äußerſt ſchönes, reizend gelegenes Haus, an dem Ufer des Mutwals, wo ſich derſelbe in einen ſehr breiten Kanal ausdehnt; überhaupt gewähret

dieser Fluß von der Straße aus, die sich mehrere Meilen weit an seinen Ufern hinzieht, durch seine zahlreichen Krümmungen einen entzückend schönen Anblick. Auch das Haus, das der Gouverneur North in einer Entfernung von ungefähr einer englischen Meile vom Fort besitzet, ist ein vorzüglich schönes Gebäude, und mit den dazu gehörigen Gärten und Gründen einer der schönsten Landsitze, die man finden kann.

Eine der vorzüglichsten Schönheiten der Gegend von Kolumbo ist aber die unermeßliche Menge von Zimmtbäumen, in welchen auch der eigentliche Reichthum des Landes bestehet. In den Wäldern wachsen sie in Menge wild, und nunmehr hat man auch angefangen, sie in den Gärten regelmäßig zu kultiviren.

Südwärts von Kolumbo ist die Straße immerfort mit den herrlichsten Kokosbäumen eingefaßt, die für den Wanderer in gleichem Grade erquickend durch ihre Früchte wie durch ihren Schatten sind. Der Weg ist daher im Ganzen genommen sehr anmuthig, obgleich der Sand auf demselben etwas beschwerlich fällt. Er zieht sich sechs englische Meilen weit immer dicht an der Küste des Meeres hin, bis man in das kleine Dorf Galkiest kommt, wo eine Kirche zum gemeinschaftlichen Gebrauche für die Holländer und Cingalesen befindlich ist, denn sehr viele von den Eingebornen haben sich zum Christenthum bekehret.

Von Galkiest nach Pantura ist es zwölf englische Meilen; der ganze Weg ist köstlich beschattet, und führet

durch einen Theil der anmuthigen Zimmtgärten, die sich durch diese Gegend hinziehen. Pantura ist ein Dorf mit einer Kirche; es sind daselbst Baracken für unsere Truppen erbauet, damit sie auf ihren Märschen von Kolumbo nach Point de Galle darin ausruhen können. Ehe man dahin kömmt, muß man über einen ziemlich breiten Fluß setzen, der dicht bei dem Dorfe in das Meer fällt.

Von Pantura nach Kaltura, die zehn englische Meilen von einander entfernt sind, scheint das ganze Land ein zusammenhängender lieblicher Lustwald zu seyn, und die Straße gleicht vollkommen einem breiten Spatzierwege durch einen schattigen Garten. Nur sehr wenige Stellen sind so offen, daß die heisseste Mittagssonne durchdringen kann. Wie wohlthätig erquickend ein solcher Weg in einem so schwülen Klima für die Reisenden ist, kann nur derjenige ganz fühlen, der den Weg von Kolumbo nach Kaltura selbst gemacht hat.

Auch die Straße ist vorzüglich gut, und der kühlende Schatten giebt dem Körper eine Spannkraft, die besonders von einem Europäer in einem auffallenden Grade empfunden wird. Ich selbst habe mich auf einer Reise, die ich im Dezember 1799 von Kaltura nach Kolumbo machte, zu meinem großen Vergnügen davon überzeugt. Es war gerade in der heissesten Jahreszeit, und die Entfernung beider Oerter beträgt ungefähr 28 englische oder gegen 6 teutsche Meilen. Um 9 Uhr des Morgens gieng ich in Gesellschaft von zwei Paar Pulankin-Trägern, die den nämlichen Weg zu machen hatten, von Kaltura weg, al-

lein sehr bald ließ ich meine Reisegefährten hinter mir, und ungeachtet ich mich beim Uebersetzen über die Flüsse zu Kaltura und Pantura, und zu Galkiest, wo ich ein wenig ausruhte, über eine Stunde aufhielt, so kam ich doch schon des Nachmittags nach 4 Uhr zu Kolumbo an, so daß ich diesen Weg in der größten Tageshitze innerhalb 7 Stunden zurückgelegt hatte. Ich führe dieses bloß an, um zu beweisen, wie weit weniger abspannend und schwächend das Klima von Ceylon für die Konstitution eines Europäers ist, als das in irgend einem anderen Theile von Indien. In keiner Gegend des festen Landes, wo ich jemals gewesen bin, hätte ich in der nämlichen Zeit auch nur halb so weit gehen können, und doch lag das Land, worin ich diesen Marsch machte, nicht 6 Grade von der Linie entfernt.

Der Fluß bei Caltura ist einer der größten Arme des Mulivaddy, und hier ungefähr eine Meile breit. Er bespült zwei Seiten von dem Fort; von welchen er bestrichen wird, und ist für Böte, die in das Meer hinausfahren wollen, schiffbar. Die Anhöhe, auf welcher das Fort liegt, hängt über den Fluß herüber und man hat von derselben eine weite, äußerst pittoreske Aussicht. Das Fort kann seiner Lage nach zu einem ungemein festen Posten gemacht werden; man hat es jedoch sehr vernachläßiget und jetzt ist es fast gänzlich eingefallen. Das Kommando in demselben wird gewöhnlich einem Subaltern-Offizier gegeben, der die eingebornen Cingalesen im Respekte zu erhalten, sie zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und obrigkeitlichen Beamten zu zwingen und die Communikation

zwischen Kolumbo und Point de Galle offen zu erhalten hat. Er führt auch den Vorsitz in dem Gerichtshofe und entscheidet alle unter den Bauern entstehenden Streitigkeiten. Das Meer, die Esplanade mit dem außerhalb des Forts gelegenen Dorfe, und die romantisch schöne Gegend umher, machen Caltura zu einem der reizendsten Orte in der Welt. Hier und da sieht man noch Strecken von Zimmtbäumen, aber etwas weiter gegen Süden hin nimmt dieser fruchtbare Distrikt von Kolumbo, der einen so wesentlichen Theil von dem Reichthum der Insel in sich begreift, ein Ende.

Da es um Caltura eine Menge von Wildpret giebt, so werden oft Jagdpartien dahin angestellt, und die Gastfreiheit des kommandirenden Offiziers häufig auf die Probe gesetzt. Aber auch andere Reisende finden hier eine gute Aufnahme, indem der kommandirende Offizier nicht nur ein sehr schönes Haus bewohnt, sondern auch weil ihm die Regierung auch monatlich eine gewisse Summe giebt, um offene Tafel halten zu können. Die Art wie hier die Hirsche und wilden Schweine gejagt werden, ist derjenigen, die noch jetzt in dem Hochlande von Schottland gebräuchlich ist, vollkommen ähnlich. Die Gegend bei Caltura wo sich das Wildpret besonders häufig aufhält, ist nämlich mit äußerst dickem Unterholze bedekt; in dieses wird durch die einzelnen Oeffnungen und Pfade eine große Anzahl eingeborner Bauern hineingeschickt, und diese umringen eine große Strecke des Waldes in einem weiten Halbzirkel. In dieser Ordnung gehen sie immer vorwärts gegen das andere Ende des Waldes zu, wo sich die Jäger

aufhalten, und dabei machen sie beständig ein lautes Geschrei um das in dem Dickigt verborgene Wildpret aufzuschröcken. Wenn die Thiere merken, daß sie in ihren Lägern verfolgt werden, so suchen sie natürlicher Weise zu entwischen und sich durch das Thal hindurch in einen andern nahe gelegenen Wald zu flüchten; allein so bald sie hinaus ins Freie kommen, werden sie von den Jägern angegriffen, die mit ihren Cingalesen-Schützen in geringen Entfernungen von einander stehen und sämtlich mit den nöthigen Gewehren versehen sind. Die Geschicklichkeit, welche die Eingebornen bei dieser Art von Jagd an den Tag legen, und die Schnelligkeit, womit sie durch das dicht verwachsene und fast unzugänglich scheinende Unterholz und Buschwerk hindurchdringen, sind in der That bewundernswürdig.

In der Gegend um Caltura findet man bei den Eingebornen mehrere Manufakturen, die zum Theil von grosser Beträchtlichkeit sind. Besonders wird von den Kokosbäumen, die sich in einen zusammenhängenden Lustwäldchen auf mehrere Meilen in jeder Richtung von Kolumbo bis Caltura und noch einige Meilen über diesen letztern Ort hinaus erstrecken, eine große Menge Arrack verfertiget. Auch ist hier eine beträchtliche Pflanzung von Zuckerrohr und eine Rumbrennerei, welche einige in dem Dorfe und in der umliegenden Gegend wohnende Holländer angelegt haben. Der daselbst verfertigte Rum steht jedoch dem Westindischen in der Güte weit nach.

Sechs Meilen weiterhin von Caltura liegt Barb-

reen, ein kleines Dorf mit einer Art von Haven, der da, wo sich der Fluß in das Meer ergießt, durch einen Vorsprung des Landes gebildet wird. Dies ist durchaus der einzige Ort auf der ganzen Insel, wo die Schiffer Böte von Europäischer Bauart wegen der hohen Brandung und der Felsen, die sonst überall die Küsten bedecken, zu landen im Stande sind. Es befindet sich daselbst die vorzüglichste Manufaktur zur Verfertigung von Tauwerk und Seilen von Kokosbäumen, und es werden von hieraus unermeßliche Vorräthe davon nach Kolumbo und Point de Galle für die Schiffe die in diese Haven Handel treiben, abgeschickt.

Einige Meilen weiterhin liegt Bentot, das bloß deswegen bemerkenswerth ist, weil daselbst die besten Austern auf der ganzen Insel gewonnen werden; sie sind von einer ganz andern Art, als die Perlenmuscheln zu Manaar.

Point de Galle, das in Rücksicht seiner Wichtigkeit für die dritte Stadt der Insel gehalten wird, liegt ungefähr sechzig englische Meilen südwärts von Kolumbo, und im 6ten Grade nördlicher Breite. Das Fort ist sehr fest und mit mehreren bedeutenden Werken versehen. Die Garnison ist beträchtlich stark und das Kommando darüber führt immer derjenige Staabs-Offizier, der im Dienstalter zunächst auf die beiden Gouverneurs von Kolumbo und Trincomale folgt.

Der Haven ist sehr geräumig, besonders die äußere Rhede; der innere Haven ist zwar einen großen Theil des

Jahres hindurch vollkommen sicher, allein er hat den grossen Nachtheil, daß besondere Winde erforderlich sind, wenn die Schiffe sollen auslaufen können. Diejenigen Schiffe, die aus Europa hier anlangen, bekommen die Insel bei dem Vorgebirge Dondra, das die südlichste Spitze von Ceylon ausmacht, zuerst zu Gesicht, und dann laufen sie gewöhnlich sogleich in den Haven von Point de Galle ein.

Die Pettah von Point de Galle ist sehr weitläuftig und die Häuser darin, so wie die in dem Fort, weit größer und schöner als zu Trincomale. Auch ist sie gut bevölkert und folgt in Rücksicht des Handels sogleich nach Kolumbo. Die Fischerei wird hier außerordentlich ins Große getrieben und macht den vorzüglichsten Handelszweig der Stadt aus. Eine Menge Malaien und Eingeborne geben sich ausschließend nur mit dem Fangen, Einpökeln und Trocknen der Fische ab, die alsdann in die verschiedenen Theile des festen Landes von Indien versendet werden. Außerdem gehören auch Arrack, Oel, Pfeffer, Baumwolle und Kardemomen zu den Ausfuhr-Artikeln der Einwohner. Auch Zimmt wird hier gewonnen, allein nicht in so großer Menge wie zu Kolumbo; in Rücksicht seiner Güte ist er jedoch ganz der nämliche. Gewöhnlich kommt alle Jahre eines von unsern Indischen Schiffen hieher, entweder wenn es schon einen Theil seiner Ladung zu Kolumbo eingenommen hat, oder auch noch vorher, und holt den zur Ausfuhr bereit liegenden Zimmt ab.

Dreißig Meilen weiter hin von Point de Galle liegt Matura. Das Fort, so wie das Dorf, sind sehr klein;

die Gegend umher ist außerordentlich wild, aber mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen, und besonders giebt es daselbst einen Ueberfluß an Wildpret. Das Haus des Kommandanten ist ziemlich groß und bequem, und hat eine angenehme Lage in der Nähe des Flusses, der hier sehr breit ist und sich nicht weit davon in die See ergießt. Obgleich dieses Fort noch innerhalb des Distriktes von Kolumbo liegt, so steht es doch bloß allein unter den Befehlen des General-Gouverneurs der Insel, und das nämliche ist auch der Fall mit Caltura, Nigumbo und Manaar. In der Gegend um Matura giebt es eine große Menge Elephanten und hier werden auch die meisten, die man in andere Länder ausführt, gefangen. Alle 3 oder 4 Jahre werden hier auf Befehl der Regierung große Elephanten-Jagden angestellt, wovon ich weiter unten eine ausführliche Beschreibung geben werde.

Matura liegt beinahe an der südlichsten Spitze der Insel, und von da trifft man, wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes keine Europäische Niederlassung mehr an, bis nach Batacolo, das sechzig Englische Meilen davon entfernt ist. Das zwischen beiden Orten gelegene Land hat das wildeste Ansehn, das man sich denken kann, und sehr wenige Cingalesen besitzen Unerschrockenheit genug, um sich in diesen Gegenden häuslich niederzulassen, weil sie in beständiger Gefahr schweben, von der Menge von wilden Thieren aller Art, die diesen Theil der Insel bevölkern, überfallen zu werden. Um so weniger können also Fremde, die das Land und die Art, wie man sich vor seinen schröcklichen Bewohnern in Acht zu nehmen hat,

nicht kennen, große Lust haben durch dasselbige, hindurch zu reisen. Wer sich Geschäften wegen nothwendig von Kolumbo nach Batacolo begeben muß, der zieht gewöhnlich den Weg zur See vor, oder wenn die Jahreszeit hierzu nicht günstig ist, so macht er lieber den Umweg um die West- und Nordwest-Küste der Insel, als daß er durch diese wilde, unbesuchte Gegend reiste, wo er außer der Gefahr, die ihm von Elephanten, Büffeln und anderen wilden Thieren droht, auch noch auf jedem Schritte besorgen muß, den wilden Bedahs, die diese Wälder so wie die in der Gegend von Jafnapatam bewohnen, in die Hände zu fallen. Aus diesem Grunde hat Batacolo wenig oder gar kein Verkehr mit dem südlichen und westlichen Theile der Insel, und es ist überhaupt in jeder Rücksicht ein unbedeutender Ort; in den Haven können nur kleine Barken einlaufen und der Ort selbst besteht außer einem elenden Fort, in welchem unter dem Kommando eines Subaltern-Offiziers ein kleines Detaschement von der Garnison zu Trincomale liegt, in einem unbedeutenden Dorfe, worin einige wenige holländische Familien wohnen. Die umliegende Gegend ist aber äußerst romantisch, und besonders gewährt die Insel von der See aus bei Batacolo einen auffallend schönen Anblick. Die Küste ist vollkommen sicher und viele von den ungeheuern Felsen, die auf derselben aufgethürmt sind, haben von den grotesken Figuren, die sie vorstellen, besondere Benennungen erhalten und sind unter den Namen der Mönchskappe, des Elephanten, der Pagode und dergleichen allgemein bekannt.

Ich kehre nunmehr mit meinen Lesern wieder nach

Trincomale zurück, nachdem ich sie rings um die Insel herum geführt und ihnen jeden zu den Europäischen Besitzungen gehörigen Ort, der nur einigermaßen bemerkenswerth ist, angegeben und geschildert habe. Es ergiebt sich aus dieser Uebersicht, daß sich der innere Reichthum und die größte Bevölkerung auf der westlichen und südwestlichen Küste der Insel befinden; da hingegen der vortreffliche Haven durch welchen Ceylon für unsere übrigen Ostindischen Besitzungen so außerordentlich wichtig wird, auf der entgegengesetzten Seite und zwar in der allerunfruchtbarsten Gegend der Insel liegt. Die Landstraßen befinden sich auch gegenwärtig in einem solchen erbärmlichen Zustande, daß fast an kein Verkehr zu Lande zwischen den beiden entgegengesetzten Küsten zu denken ist, und daß diese gegenseitig keinen Antheil an den Vorzügen der andern genießen können. Mit der Zeit wird jedoch diesem Nachtheile größtentheils können abgeholfen werden, und man hat schon jetzt angefangen, mehrere dahin abzweckende heilsame Plane wirklich auszuführen. Auch ist es sehr wahrscheinlich daß man in der Folge der Zeit die ärmern Gegenden in den nördlichen und östlichen Theile der Insel ausschließend nur zur Hervorbringung der nöthigen Lebensbedürfnisse für die ganze Insel bestimmen, und dagegen die reichen Ebenen um Kolumbo bloß allein der Kultur ihrer kostbaren Gewürze überlassen wird.

Diejenigen Theile der Insel, deren Beschreibung nun noch übrig ist, stehen unter einem eingebornen Fürsten und werden von einem Volke bewohnt, das ganz anders aussieht und ganz verschiedene Sitten von dem an der See-

küste hat. Ehe ich daher zu demselben übergehe, will ich zuvor einige Nachrichten von den verschiedenen Völkern, welche die Seeküsten bewohnen, mittheilen, und dann soll auch der Beschreibung des Innern der Insel eine Schilderung von den Sitten und Gebräuchen seiner Einwohner beigefügt werden.

Sechstes Kapitel.

Schilderung der Ceylonschen Holländer — der Portugiesen — und der Malajen.

Die Bewohner der Seeküsten von Ceylon bestehen aus einer Menge ganz von einander verschiedener Völker; zu Kolumbo vorzüglich scheinen alle Theile von ganz Indien ihre eigene Repräsentanten zu haben; allein die Schilderung von den Sitten und Gebräuchen dieser verschiedenen Menschen-Rassen gehört in eine Beschreibung derjenigen Länder, worin sie einheimisch sind, und hier müssen bloß diejenigen Völkerschaften geschildert werden, welche einen bleibenden Wohnsitz auf der Insel haben, und einen beträchtlichen Theil von der Bevölkerung derselben ausmachen. Außer den eingebornen Ceylonern, die der Herrschaft der Europäer unterworfen sind, und den Namen Cingalesen führen, werden die Küsten vorzüglich von Holländern, Portugiesen und Malajen bewohnt. Alle diese sind im

äussern Ansehen, in Sitten und Kleidung so gänzlich von einander verschieden, daß eine besondere Beschreibung von ihnen den Lesern nicht uninteressant seyn wird.

Die Holländer und überhaupt die Europäer von allen Nationen, die Engländer ausgenommen, welche in Indien geboren werden und sich da aufhalten, weichen in ihren Gebräuchen und ihrer Lebensart von ihren Landsleuten in Europa gänzlich ab; nur allein die Engländer bleiben in jedem Klima und in jeder Lage den Sitten und Gebräuchen von Großbrittannien beharrlich getreu und wenn sie auch zuweilen durch die Vorurtheile des Volkes, unter dem sie leben, oder durch die Beschaffenheit des Klimas gezwungen werden, in manchen Stücken davon abzuweichen, so verlieren sie doch niemals ihre vaterländischen Gebräuche ganz aus dem Gesichte. Der Hauptzug in dem Charakter der ursprünglichen Holländer, den sie allein auch in Ceylon beibehalten haben, besteht in ihrem leidenschaftlichen Hange zu Genever oder Wachholder-Branntwein und zu Tabak; in allen anderen Stücken haben sie hier die Gebräuche und die träge, sorglose Lebensart des Landes angenommen. Ein Ceyloneſischer Holländer bringt seine Zeit gewöhnlich auf folgende Art zu; des Morgens steht er ungefähr um 6 Uhr auf und geht alsdann entweder spazieren oder setzt sich in einem weiten Schlafrock und mit der Nachtmütze auf dem Kopf vor die Hausthüre nieder um ein Pfeifchen zu rauchen und ein Glas Genever zu trinken. Dies beschäftigt ihn bis um 7 Uhr; alsdann bringen ihm seine Sklaven den Kaffee und er fängt in der nämlichen faulen Lage aufs neue zu rauchen an. Hierauf

begiebt er sich wieder in das Haus, kleidet sich an und geht an seine Geschäfte, oder, was weit häufiger geschieht, er legt Besuche ab, was eine Art von Zeitvertreib ist, wozu dieses Volk eine vorzügliche Neigung besitzt. Bei diesen Besuchen nimmt er gewöhnlich in jedem Hause, wo er hinkommt, eine Pfeife und ein Gläschen an. In ihren Begrüßungen sind die Holländer außerordentlich umständlich und feierlich und machen dabei mit einer ihnen eigenthümlichen Steifheit eine Menge von Bücklingen. Wenn sie Lust haben, sich in einem Hause eine Zeitlang zu verweilen, so ziehen sie ihren Rock aus, setzen eine Nachtmütze, die sie in dieser Absicht mitbringen, auf den Kopf und rauchen dann Tabak und plaudern zusammen bis um Mittag. Gegen 12 Uhr wird zu Mittag gegessen, auf ihren Tisch kommen sehr schwere und grobe Gerichte und besonders essen sie sowohl die Fische als alle andere Speisen gern mit einer großen Menge von Butter und Oel. In einigen holländischen Häusern und besonders in dem von Mynheer Conrade zu Kolumbo habe ich jedoch die Speisen sehr gut zubereitet und vorzüglich die Fische äußerst schmackhaft gefunden. Nach Tische nehmen sie sogleich ihre Lieblings-Beschäftigung, nämlich im Schlafrock Taback zu rauchen wieder vor, und dann legen sie sich eine Stunde schlafen. Wenn sie wieder angezogen sind, so gehen sie entweder aus, um Besuche zu machen, oder sie empfangen Gesellschaft bei sich, wobei aber immer die Pfeife eine mächtige Rolle spielt; auf diese Art bringen sie die Zeit bis zum Abendessen zu, das um 9 Uhr aufgetragen wird, und ebenfalls in nicht weniger schweren und fetten Speisen besteht.

Diese Lebensart muß sie natürlicher Weise träge und faul machen, und sie sind dieses auch wirklich in einem Grade, der zum Sprüchworte geworden ist. Da sie sich im mindesten nicht bemühen, ihre Kenntnisse zu vermehren, und weder die geringste Wißbegierde oder auch nur Neugierde zu besitzen scheinen, noch auch außer der eben beschriebenen faden und geistlosen Lebensart an irgend etwas in der Welt Geschmack und Vergnügen finden, so läßt es sich denken, daß sie im höchsten Grade dumm und unwissend sind und weder Fähigkeit noch Willen besitzen, sich durch Anstrengung in irgend etwas hervorzuthun. Ihre Kinder werden eben so sehr vernachläßiget, wie alles übrige, und sind gewöhnlich ganz allein der Aufsicht der Sklaven überlassen. In ihren engen und selbstsüchtigen Herzen ersterben nach und nach alle Gefühle der Menschlichkeit und ihre armen Sklaven werden häufig für das leichteste Versehen und oft sogar aus bloßer Laune auf das grausamste von ihnen gemißhandelt. Sie behaupten aber, diese Behandlung sey schlechterdings nothwendig, um sie in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten; ein Grundsatz, der nur von Menschen behauptet werden kann, die selbst fühlen, daß sie das Recht der Wiedervergeltung für ihre Ungerechtigkeiten verdienen, und die dadurch, daß sie die Gefühle der Menschheit gänzlich in sich ersticken, der gerechten Strafe zu entgehen hoffen.

Der Umgang mit dem anderen Geschlechte, der so viel zur sittlichen Bildung der Welt beigetragen hat, ist in den Gesellschaften der Ceyloneſischen Holländer fast für gar nichts zu rechnen, denn obgleich die Frauenzimmer

in denselben gegenwärtig sind, so wird ihnen doch die Höflichkeit und Aufmerksamkeit nicht erwiesen, an welche das schöne Geschlecht in Europa allgemein gewöhnet ist. Sobald im Gegentheil die ersten steifen Komplimente vorüber sind, so scheinen die Männer ganz zu vergessen, daß Frauenzimmer immer gegenwärtig sind; sie können einen ganzen Abend hindurch beisammen sitzen, ihre Pfeifen rauchen und mit einander kannegiesern, ohne daß es einem von ihnen einfällt, auch nur ein einziges Wort mit einem Frauenzimmer zu reden, oder sich auch sonst im geringsten um sie zu bekümmern. Um sich auch so viel als möglich von dieser, ihrer Meinung nach, äußerst drückenden Fessel des gesellschaftlichen Umganges zu befreien, gehen sie gewöhnlich mit einander in eine besondere Stube, oder setzen sich, wenn sie dieses nicht thun können, zusammen in die eine Ecke des Zimmers, und überlassen die andere ausschließlich den Damen.

Man darf daher, nach dieser Art, wie die Frauenzimmer von den Mannspersonen behandelt werden, nicht erwarten, daß sie sehr gebildet sind, oder es in der Kunst zu gefallen weiter gebracht haben. Ihr Anzug ist des Vormittags äußerst nachläßig und unreinlich; ich habe oft welche gesehen, die in dieser Tageszeit nichts anhatten, als einen Unterrock und eine weite Jacke, ohne Schuhe und Strümpfe, und das Haar bloß auf dem Scheitel in einen Knoten zusammengebunden. Auf den Abend hingegen waren diese nämlichen Frauenzimmer auf das prächtigste angezogen, und mit Putz in hohem Grade überladen. Ihre Seele wird jedoch noch weit mehr vernachläs-

siget als ihr Körper, und an ihrem Hochzeittage sind sie fast noch eben so unwissend, wie in ihrer Kindheit. Der Reiz einer gebildeten Unterhaltung, und die Mannichfaltigkeit nützlicher Kenntnisse, wodurch der Umgang mit unseren schönen Landsmänninnen so bezaubernd und belehrend wird, sind bei den Damen in Ceylon gänzlich unbekannte Dinge. Ihre Erziehung ist aber freilich auch so beschaffen, daß man keine Art von Ausbildung und Talenten von ihnen erwarten kann. Von ihrer frühesten Kindheit an werden sie gänzlich der Aufsicht und der Leitung von Sklavinnen überlassen, von denen sie Sitten, Gewohnheiten, und eine solche Menge abergläubischer Gebräuche annehmen, daß sie sich in der Folge nie mehr davon losmachen können. Unter dieser Aufsicht stehen sie so lange, bis sie verheurathet werden, und auch in diesem neuen Stande ist, nach dem, was ich von den Männern gesagt habe, nicht zu vermuthen, daß sie noch irgend eine wesentliche Ausbildung bekommen können, denn da sie in den Gesellschaften der Männer eine so kalte Aufnahme und Behandlung finden, so kehren sie aus denselben mit Vergnügen immer wieder zu ihren Sklavinnen zurück, weil ihnen von diesen Gehorsam geleistet und Aufmerksamkeiten aller Art erwiesen werden. Auch ihre moralische Denkungsart ist eben so vernachlässiget, wie ihr Aeußeres, und sie besitzen eben so wenig Würde und wahre Tugend, als gefällige einnehmende Sitten. Gewöhnlich reden sie keine andere Sprache, als die barbarische Portugiesische, ob sie gleich für äußerst gemein und eigentlich nur für die Sprache der Sklaven gehalten wird. Selten oder nie sprechen sie in Gegenwart eines Engländers

in einer anderen Mundart; sie haben den Glauben, daß sich das Holländische besser für die Männer schicke, für den Mund einer Dame aber viel zu rauh und hart sey.

Wenn aber gleich unsere englischen Schönen diese Männer nicht für sehr liebenswürdig halten würden, so haben doch ihre Holländischen Frauen die höchste Verehrung und Liebe für sie. Da sie sich nicht nur ihrer eigenen Mängel bewußt sind, sondern auch von ihren Ehemännern immer in einer großen Entfernung gehalten werden, so halten sie die Liebkosungen derselben für eine sehr große Ehre, und sind auf jede Gunstbezeugung von ihnen äußerst eifersüchtig. Demungeachtet ist aber ihr Betragen nach der Hochzeit nichts weniger als geeignet, um sich die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Männer zu erhalten, und wenn diese nur einiges Zartgefühl besäßen, so müßten sie bald einen Eckel und Widerwillen gegen sie bekommen. So lange die Holländischen Frauenzimmer noch jung und unverheurathet sind, so wenden sie noch ziemliche Sorgfalt auf ihren Anzug und Person; viele von ihnen können wirklich für hübsch, ja sogar für schön gelten. Nach ihrer Verheurathung aber gewöhnen sie sich nicht nur eine so träge und unthätige Lebensart an, daß sie in kurzer Zeit dickbeleibt und äußerst plump werden, sondern sie vernachlässigen auch gänzlich alle Reinlichkeit ihres Körpers, und gehen den ganzen Tag über in einem unbegreiflich unordentlichen und über alle Maaßen schmutzigen Anzuge herum.

Man würde daher in diesem Klima und bei dieser Le-

bensart vergebens die Blüte der Gesundheit und die Rosen und Lilien auf den Wangen der Frauenspersonen suchen, die in Europa gefunden werden; gewöhnlich haben sie eine todtenblasse Gesichtsfarbe, und nur wenige machen hiervon eine Ausnahme. Diejenigen unter ihnen, die eine Mischung von dem Blute der Eingebornen in ihren Adern haben, zeichnen sich durch eine besondere Farbe der Haut und ein sehr dickes schwarzes Haar aus, wodurch sie leicht von den anderen zu unterscheiden sind; diese charakteristischen Merkmale erhalten sich mehrere Generationenen hindurch unverändert. Die Frauenspersonen von dieser vermischten Rasse, deren es in allen Holländischen Niederlassungen eine große Anzahl giebt, werden auch früher alt, als die anderen, die gänzlich von Europäischer Abkunft sind. Allen aber ist die sonderbare Gewohnheit eigen, daß sie häufig mit ihren Gelenken knacken und sie fleißig mit Oel reiben, so daß sie dadurch ganz ungewöhnlich geschmeidig werden.

Die vorzüglichste Belustigung der jungen und ledigen Frauenspersonen bestehet im Tanzen; die verheuratheten und älteren hingegen kennen kein größeres Vergnügen als gegenseitig äußerst förmliche und Zeremonienreiche Besuche bei einander abzustatten. Wenn sie in solche Visiten gehen, so lassen sie sich immer von einer großen Anzahl ausnehmend geschmückter Sklavinnen begleiten. Diese Mädchen gehen hinter ihnen her, und tragen ihnen entweder die Betelbüchsen, oder halten ihnen Sonnenschirme über den Kopf, die sie um so mehr nöthig haben, weil ihr Kopf meistens ganz unbedeckt, und ihr von Oel

glänzendes Haar gemeiniglich glatt zurückgekämmt ist. In dieser weiblichen Begleitung bestehet ihr vorzüglichster Staat, und ihre Pracht wird nach der Anzahl der Sklavinnen, die sie zu halten im Stande sind, berechnet. Unter diese Sklavinnen werden immer die artigsten Mädchen aufgenommen, die man auftreiben kann, und ihre Gebieterinnen betragen sich im Ganzen genommen sehr sanft und gütig gegen sie. Da jedoch die Macht, wenn sie sich in den Händen eines unwissenden und engherzigen Menschen befindet, gewöhnlich Laune und Eigensinn hervorbringt, so geschieht es auch sehr häufig, daß die Holländischen Damen ihre Sklavinnen bei der geringsten Veranlassung und besonders bei der leichtesten Anwandlung von Eifersucht auf das ungerechteste und grausamste mißhandeln.

Die unverheuratheten Frauenzimmer wenden noch ziemlich viele Sorgfalt auf ihren Anzug, und seit unserer Eroberung der Insel haben sie durch Annahme der englischen Moden ein weit besseres Aussehen bekommen. Bei meiner ersten Ankunft auf der Insel trugen sie noch nach Holländischer Sitte lange Taillen und steife Schnürbrüste, die mir äußerst häßlich und grotesk vorkamen. Gegenwärtig tragen aber sehr viele von ihnen eine Mischung von inländischer und europäischer Mode, und dieser Anzug ist sehr leicht und hübsch. Er besteht in einem Stücke feinen baumwollenen Zeuches, das rings um den Körper herum geschlagen, und unter den Aermen befestiget wird, so daß er eine Art von Unterkleid ausmacht. Ueber diesem tragen sie ein Jäckchen von feinem Musselin und einen Rock

von dem nämlichen Zeuche. Ueber das Ganze werfen sie einen sogenannten Kabey, oder musselinenes Staatskleid mit Aermeln, die dicht auf die Aerme anschließen, bis an die Armgelenke hervorreichen, und mit 5 oder 6 Knöpfen von Gold, Silber oder kostbaren Steinen besetzt sind. Ein solcher Kabey wird nach Belieben länger oder kürzer getragen.

Die Haare tragen manche ganz los und frei, andere hingegen flechten sie am Hintertheile des Kopfes zusammen. Diese Flechten werden mit goldenen Nadeln befestiget, die sehr groß an dem einen Ende wie der Griff an einem Löffel gebogen, und unter dem Namen Condé bekannt sind; vermittelst derselben wird eine halbmondförmige goldene oder schildkrötene Platte befestiget, durch welche das Haar dicht auf dem Hintertheile des Kopfes zusammengehalten wird. Zu diesem Kopfputze kommt noch sehr häufig als Verzierung ein Kranz von arabischem Jasmin, einer kleinen weißen Blume, die einen außerordentlich angenehmen Geruch hat, und die auch zugleich von den Damen in Guirlanden um den Hals getragen wird. Die Frauenspersonen von der vermischten Rasse müssen ihre Haare mit Kokosnußöl befeuchten, denn wenn sie nur eine einzige Woche lang diese Vorsicht unterließen, so würde es seiner Dicke und der außerordentlichen Hitze des Klima's wegen sogleich anfangen auszufallen. Allein der widerliche Dunst von diesem Kokosnußöl, verbunden mit dem Wohlgeruche der Jasminflechten, macht eine so unerträgliche Wirkung auf die Geruchswerkzeuge der Eu-

ropäer, daß man vor Ekel kaum im Stande ist, sich diesen Frauenzimmern auf mehrere Schritte zu nähern.

Im Ganzen genommen sind weder die Personen noch die Zimmer der Frauenspersonen sehr reinlich. Viele von den älteren Damen und fast die meisten in den niederen Ständen kauen beständig Betelblätter und Arekanüsse mit einer Mischung von Chinam, oder einen aus verbrannten Muscheln bereiteten Kalk, um den Geschmack davon noch zu schärfen und beißender zu machen. In jedem Hause findet man eine Menge von kupfernen Gefäßen, die den Frauenzimmern, wenn sie diese Substanz kauen, und den Mannspersonen, wenn sie Tabak rauchen, zu Spucknäpfen dienen. In der Aufputzung ihrer Staatsstuben, worin sie Gesellschaft empfangen, sind die Frauenzimmer im Ganzen genommen pünktlich und genau; sie halten dieselben äußerst reinlich, und die mit Ziegeln bedeckten Fußböden werden immer glänzend erhalten. Allein von ihren inneren Zimmern und den übrigen Theilen ihrer Wohnungen kann ich nicht das Nämliche sagen, denn diese sind gerade das Gegentheil davon. Ich will jedoch damit nicht zu verstehen geben, als hätte ich das verborgene Heiligthum dieser Damen besonders genau untersucht, denn es werden wenige Europäer in Versuchung gerathen, dieses zu thun. Die Häuser in Indien sind aber sämmtlich so gebauet, daß sie ganz offen sind, und das Innere derselben jedem Vorübergehenden frei zur Schau gestellt ist, so daß man leicht mit einem einzigen Blicke die obigen Bemerkungen machen kann. Die Meubels die sie haben, sind auffallend schwer und plump,

und von einer Form, wie sie ungefähr vor einigen Jahrhunderten Mode gewesen seyn mag. Besonders gewähren ihre Wagen und die sonstigen zu Spazierfahrten eingerichteten Fuhrwerke einen äußerst grotesken und komischen Anblick, und haben meinen Landsleuten, die an geschmackvolle Moden in diesem Fache gewöhnt waren, nicht selten ein lautes Lachen abgenöthiget.

Ein anderes Volk, das einen Theil der Bewohner von Ceylon ausmacht, ist unter dem Namen der Portugiesen bekannt. Nach dieser Benennung sollte man sie für Abkömmlinge von derjenigen Europäischen Nation, deren Namen sie führen, halten; allein dies ist keinesweges der Fall. Der Name selbst stammt freilich von den Bastard-Abkömmlingen dieser Nation, die mit eingebornen Weibspersonen erzeugt wurden, her, allein die Sitten und die Farbe dieser ursprünglichen indianischen Portugiesen sind bei dem Volke, das gegenwärtig ihren Namen führet, gänzlich verschwunden. Die jetzigen Portugiesen auf Ceylon sind vielmehr ein Gemische von den mit eingebornen Weibern erzeugten Bastard-Abkömmlingen aller verschiedenen europäischen Besitzer dieser Insel, so wie der Mohren und Malabaren. Eine Farbe, die sich mehr der schwarzen als der weissen nähert, und eine besondere Art sich zu kleiden, nämlich halb indisch und halb europäisch, ist alles was hier erfordert wird, um Jemanden den Namen eines Portugiesen zu verschaffen.

Man findet diese Menschenrasse in allen europäischen Kolonien in Indien, vorzüglich in denen der Holländer,

die auch nicht selten Heurathen mit ihnen eingehen. Es ist etwas sehr gewöhnliches in Ceylon, daß ein angesehener und reicher Holländer sich eine solche Portugiesin zur Gattin wählt; eine Verbindung, welche die Engländer verabscheuen und um keinen Preis eingehen würden. Zur Entschuldigung deswegen führen die Holländer an, daß nur äußerst selten ein Frauenzimmer, außer etwa ein solches, das schon verheurathet ist, Holland verläßt, um nach Indien zu gehen.

Die Sitten dieser Portugiesen sind von denen der Mohren, Malabaren und anderen Muhamedaner in vielen Stücken verschieden, denn sie suchen eher den Europäern in ihren Gebräuchen nachzuahmen. Sie tragen Hüte statt der Turbane, und auch ordentliche Beinkleider statt des Stückes Tuch, das die übrigen Indianer um die Hüften herum zu schlagen und zwischen den Beinen wie weite Schifferhosen zusammenzuschürzen pflegen. Jeder Schwarze, der es möglich machen kann, sich einen Hut, Schuhe, Hosen und eine Weste anzuschaffen, und der einige oberflächliche Kenntnisse von der katholischen Religion erlanget hat, macht jetzt Ansprüche auf den Namen eines Portugiesen, und hält dieses für keine geringe Ehre.

Obgleich die schwarzen Portugiesen sich allgemein zur christlichen Religion bekennen, und zwar gewöhnlich zur römischkatholischen, so haben sie doch noch sehr viele heidnische Gebräuche beibehalten, und ihre Religion ist daher ein Gemische von der heidnischen und der christlichen. Sie

wollen dieselbe, so wie überhaupt ihren Ursprung, von den europäischen Portugiesen herleiten, ob sie gleich von dem einen wie von dem anderen nur den bloßen Namen besitzen. Die Holländer haben Priester und andere Missionarien angestellet, um an dem Bekehrungsgeschäfte dieser Portugiesen zu arbeiten, und viele von ihnen bekennen sich auch wirklich zur protestantischen Religion, und besuchen die Kirchen der Holländer. Die Farbe dieser Menschenrasse ist im Ganzen genommen etwas heller, als die der Mohren und Malabaren; allein diejenigen unter ihnen, bei denen dies in einem bedeutenden Grade der Fall ist, sind zuverlässig für spätere Abkömmlinge der Holländer anzusehen, denn von dem Blute der europäischen Portugiesen ist keine Spur mehr in ihnen vorhanden. Uebrigens werden bei dieser Mestizenrasse alle möglichen Schattirungen der Farben, vom Rabenschwarzen bis zum kränklichen Gelb oder Zigeunergelb gefunden. Ihre Haare, welche schwarz oder dunkelbraun sind, werden nie geschnitten, sondern gewöhnlich aufgebunden, was dem Gebrauche der Muhammedaner gänzlich entgegen ist. Unter ihren Weibern giebt es manche sehr hübsche, und besonders viele, die eine bewundernswürdig schöne Gestalt haben; die Männer hingegen sind in der Regel klein, schmächtig und übel gewachsen, so daß man sie auf den ersten Blick von allen anderen Volksklassen unterscheiden kann. Putz und Prunk lieben beide Geschlechter bis zum Uebermaaß; alles Geld, das sie bekommen können, verwenden sie auf Kleider, und gehen nie aus, ohne mit den schönsten, die sie besitzen, behangen zu seyn. Ihr moralischer Charakter ist nichts weniger als empfehlend;

sie sind in einem hohen Grade träge, falsch, weibisch und jähzornig. Von dem Charakter ihrer angeblichen Stammväter haben sie nichts, als den allerlächerlichsten Stolz übrig behalten; sie besitzen wie die europäischen Portugiesen eine thörigte Vorliebe für eine lange Reihe hochtrabender Namen, die sich immer mit Don Juan, Don Fernando u. dergl., anfangen.

Eigentlich machen sie keine bestimmte Kaste aus, und werden allgemein für die schlechteste Menschenrasse in ganz Indien gehalten. Als Bastardrasse haben sie wirklich auch nur die Fehler, die den Charakter ihrer Stammväter beflecken, beibehalten, und sie vereinigen fast alle Laster der Europäer und Indier in sich, ohne eine einzige von ihren Tugenden zu besitzen. Aus diesen schwarzen Portugiesen wurden die Truppen genommen, die unter dem Namen der Topaßen bekannt waren. Dieser Name entstand daher, weil sie Hüte statt der Turbane zu tragen pflegen, denn das Wort Topée, oder Chaupée, das wahrscheinlich das verdorbene französische Wort Chapeau ist, bedeutet in ihrer Sprache einen Hut. Sie waren niemals gute Soldaten, und zeigten sich bei weitem weniger tapfer und abgehärtet, als die Seapoys, weshalb sie auch nur selten von den Engländern zum Dienst ausgehoben wurden. Die Franzosen unterhielten gewöhnlich zu Pontichery und in ihren anderen Kolonien mehrere aus denselben bestehende Korps.

Die Malajen sind ein drittes Volk, das einen beträchtlichen Theil von den Einwohnern von Ceylon aus-

macht. Diese Nation, die den Europäern hauptsächlich durch Erzählungen von ihrer barbarischen Wildheit bekannt ist, findet man in allen östlichen Ländern von Indien, wo sie überall hin zerstreut ist. Ihr eigentliches Vaterland liegt auf der Halbinsel von Malacca, und von da haben sie sich über Java, Sumatra, die Moluckischen, Philipinischen und eine Menge anderer Inseln in dem Indischen Archipel verbreitet. Die Zeit ihrer ersten Ankunft in Ceylon ist schwer zu bestimmen; es war jedoch seit langen Jahren her die allgemeine Sitte bei den Holländern, daß sie so wohl in diese als auch in ihre übrigen Kolonien in Asien und Afrika Malajen einführten, um von ihnen theils verschiedene Handelszweige und Manufakturarbeiten betreiben zu lassen, theils sie auch als Soldaten und Dienstboten zu gebrauchen.

Die Malajen sind nicht nur durch Religion, Gesetze, Sitten und Gebräuche, sondern auch durch Gestalt, Farbe und Kleidung von allen anderen Bewohnern Asiens sehr verschieden, und sogar unter ihnen selbst findet man in den mancherlei Inseln und Kolonien beträchtliche Abweichungen; denn überall nehmen sie mehr oder weniger von den Gebräuchen und sogar von dem Aeußern der Nationen an, unter denen sie leben. Demungeachtet sieht man es ihnen allen doch überall sogleich auf den ersten Blick an, daß sie von Malajischer Herkunft sind, denn ob sie sich gleich, vorzüglich in Ceylon, mit den Mohren und den übrigen Kasten häufig durch Heurathen vermischen, und dadurch eine dunklere Farbe bekommen, als die Natur der Malajen eigentlich mit sich bringt, so sind doch ihre charakteristi-

schen Züge so auffallend und hervorstechend, daß man sich nicht in ihnen irren kann. Diejenigen unter ihnen, die in Europäischen Kolonien geboren und erzogen werden, nehmen natürlicher Weise mehr von den Gebräuchen der civilisirten Gesellschaft an, allein ganz legen sie doch niemals ihre natürliche Wildheit ab, sondern werden nur weniger grausam und rachsüchtig, als die anderen Malajen, die auf der Halbinsel von Malacca und in ihren anderen ursprünglichen Wohnplätzen leben.

Die Männer unter ihnen sind von mittlerer Größe, und haben einen starken, muskulösen und auffallend proportionirten Körperbau. Ihre Aerme und Beine sind vorzüglich schön geformt, und an den Gelenken und Knöcheln außerordentlich schlank; auch ist es ein seltener Fall, daß man an einem unter ihnen schlecht gebaute Beine findet. Ihre Farbe ist hellbraun oder vielmehr gelblich, allein wenn sie alt werden, oder der Sonne besonders stark ausgesezt sind, so geht sie ins Kupferfarbene über. Ihre Stirne ist breit und flach; ihre Augen sind klein, schwarz und liegen tief im Kopfe; ihre Nase ist oben flach eingedrückt, breit gegen die Nasenlöcher zu und hat an der Spitze gegen die Lippen hin eine Art von Krümmung. Ihr Haar ist lang, grob und schwarz und wird immer durch und durch mit einer Menge Kokosnußöl befeuchtet. Einige tragen es frei über den Rücken herunterhängend, andere hingegen flechten es zusammen und stecken es mit schildkrötenen Kämmen auf den Hintertheil des Kopfes fest; einige von der ärmeren Klasse pflegen es auch mit einem bunten Tuche aufzubinden.

Die vornehmeren Malajen tragen einen weiten Mohrischen Rock, den sie Badjour nennen und der den langen Staatskleidungen unserer Beamten nicht unähnlich ist. Er besteht gewöhnlich aus reichem geblümtem Seidenzeuche, oder auch, nach dem Geschmacke jedes Einzelnen, aus feinen Kattunen von mancherlei Farben. Unter diesen tragen sie eine Art von Weste ebenfalls von Seidenzeuch oder Kattun, die Hadjou heißt und dicht auf den Leib anschließt; hierzu kommt immer ein Paar weite Schifferhosen von dem nämlichen Zeuche. Auf dem Kopfe haben sie ein Kleidungsstück von ganz besonderer Gestalt; es ist weder ein Turban noch eine Mütze, sondern hat etwas von beiden, und ist oft sehr kostbar ausgeschmückt. Die Pantoffeln oder Sandalen, deren sie sich bedienen, sind die nämlichen wie sie die Mohren zu tragen pflegen. Die Kleidung der ärmeren Klasse besteht in einem Stücke Baumwollenzeuche, das rings um den Körper herumgeschlagen und wovon das eine Ende zwischen den Beinen hindurch gezogen und auf dem unteren Theile des Rückens befestiget wird. Bei dieser fest auf dem Körper anschließenden Bedeckung bleiben die Aerme vollkommen nackt. Einige tragen auch eine Art von Weste oder Jacke ohne Aermel und die meisten Sklaven der Europäer haben, anstatt des Stückes Baumwollenzeuchs, förmliche Hosen an, die von irgend einem groben Zeuche, das ihre Herren ihnen geben, gemacht sind. Kein Malaje läßt sich den Bart wachsen, sondern sie reissen die Haare, so wie sie zum Vorschein kommen, sorgfältig aus, denn es ist gegen ihre Religion sie wachsen zu lassen.

Der Anzug der Frauenspersonen aus den ärmeren

Klassen besteht bloß in einem großen Stücke von grobem Kattun, das den Namen Sarow führt. Dieser wird dicht unter dem Busen, den es zum Theil bedeckt, in großen Falten um den Leib herum geschlagen und fällt bis auf die Knöcheln auf die Mitte der Beine hinab; das obere Ende davon wird unmittelbar unter den Achselhöhen befestiget. Ihr Haar wird wie bei den Männern hinten zusammengeflochten und mit einem Bande oder Kondé, den schon beschriebenen langen Nadeln, befestiget.

Die Frauenspersonen aus den vornehmeren Klassen kleiden sich mit mehr Sorgfalt und Pracht und zuweilen sogar mit sehr vielem Geschmacke. Sie tragen zwar auch den eben beschriebenen Sarow, allein er ist von einem feineren Zeuche und wird tiefer hinab und in reicheren Falten um den Leib geschlagen. Dazu haben sie eine Art von Schnürleibchen mit Aermeln, die bis über den Leib hinunter reichen, und wodurch, wie es scheint, der Busen nicht nur bedeckt, sondern auch zusammen gedrückt und an seinem vollen natürlichen Wachsthum gehindert werden soll. Ueber diesen Anzug tragen sie noch ein weiteres und längeres Kleid, das aus buntem Seidenzeuche, feinem Mußlin oder Kattun besteht; an demselben befindet sich ein schön gestickter Gürtel von dem nämlichen Zeuche, der drei oder viermal ganz locker um den Leib gewunden wird. Ueber das Ganze wird dann noch der Badjou angezogen, oder das weite Staatskleid, das demjenigen das die Männer tragen, beinahe ähnlich ist. Anstatt dieses letzteren tragen jedoch auch viele unter ihnen den Salendang, ein ungefähr fünf Fuß langes Stück Seidenzeuch oder Mußlin,

das ganz leicht über den Hals und die Schultern geworfen wird, so daß es vorne herunter fällt und quer über den Leib wieder rückwärts befestiget wird. Ihre Haare werden ebenfalls mit Kondé-Nadeln befestigt und glänzen beständig von Kokosnußöl; auf dem Scheitel und dem Hintertheile des Kopfes werden drei oder vier schildkrötene, mit Gold eingelegte Kämme hineingesteckt. An dem Hals und den Aermen tragen sie Ketten von Gold oder Filigran, und alle sind beständig mit Ohrringen geschmückt. Die Frauensperſonen aus den höheren Ständen machen einen außerordentlichen Aufwand auf die Kleidung, und es werden daher auch von den Malajen die schönsten Arbeiten in Filigran oder Golddrate zum Schmuck für das andere Geschlecht verfertiget.

Der größere Theil der Malajen hat auffallend häßliche Gesichter, und alle ihre Züge verrathen ihren wilden, treulosen und rachsüchtigen Charakter. Manche unter ihnen sind jedoch sehr hübsch und zuweilen sieht man Frauensperſonen, die man wirklich schön nennen kann, besonders wenn sie nicht zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen sind und ihre Nase nicht zusammengedrückt ist. Da aber eine flache Nase bei diesem Volke für eine große Schönheit gilt, so ist es ein allgemeiner Gebrauch bei ihnen, daß die Mütter ihren Kindern kurz nach der Geburt durch einen Druck den Knorpel in dem oberen Theile der Nase entzwei brechen. Demungeachtet habe ich mehrere junge, wirklich sehr schöne Malajinnen gesehen, deren Haut hellgelb oder goldfarben war und sich bei mehreren sogar der weißen Farbe näherte. Allein die

Europäer thun wohl, wenn sie ihren Reizen zu widerstehen suchen, denn alle dergleichen nähere Bekanntschaften sind mit großen Gefahren verbunden und nehmen oft ein unglückliches Ende. Die Männer sind im höchsten Grade eifersüchtig und besonders auf die Europäer, weil diesen von ihren Frauenspersonen ein ganz entschiedener, sehr auffallender Vorzug gegeben wird. Sie verzeihen niemals die Untreue eines Weibes und ob sie es gleich zulassen, daß ein Europäer vertrauten Umgang mit einer von ihren unverheuratheten Frauenspersonen haben darf, so ist doch für ihn von dem Gegenstand seiner Zuneigung selbst nicht viel weniger Gefahr zu besorgen, als von einen eifersüchtigen Ehemann. Das weibliche Geschlecht hat ganz eben so heftige Leidenschaften, als die Männer und es ist nicht minder im Stande, die allerschröcklichste Rache auszuüben. Wenn ihre Europäischen Liebhaber sie nur im geringsten vernachlässigen, oder wenn sie gar den Verdacht auf sie werfen, daß sie eine andere Liebschaft angefangen haben, so sind sie sogleich auf blutige Rache bedacht und tragen kein Bedenken, ihre Liebhaber entweder mit dem Dolche niederzustoßen oder ihnen heimlich Gift beizubringen; ein Gebrauch, zu dem sie nur allzugeneigt sind.

Die Erziehung der Malajen wird von ihrer zartesten Kindheit an hauptsächlich darauf eingeschränkt, daß sie abgehärtet und kühn werden sollen. Bis in das Alter von ungefähr zwölf Jahren gehen sie durchaus nackt und bald nachher werden sie schon verheurathet. Da sie allgemein der Muhammedanischen Religion zugethan sind, obgleich

in einigen weniger wesentlichen Lehren die verschiedenen Klassen von einander abweichen, so dürfen die vornehmeren Malajen so viele Weiber nehmen als sie erhalten können; die geringeren Klassen hingegen werden durch ihre Armuth genöthiget, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen.

Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Vegetabilien und besonders in Reiß, in Geflügel und in Fischen. Die Wohlhabendern unter ihnen essen jedoch auch Rind- und Hammelfleisch, wenn es von einem aus ihrem Volke geschlachtet und auf ihre besondere Art zubereitet worden ist. Will daher der Gouverneur eines Forts in Ceylon den Offizieren von dem Korps Malajen ein Gastmal geben, so läßt er einige von ihren eigenen Leuten holen, um das Rind und den Hammel, von denen auf die Tafel aufgetragen werden soll, selbst zu schlachten und die Speisen zuzurichten. Das Muhammedanische Vorurtheil gegen die Schweine hat auch bei ihnen in einem hohen Grade statt; sie haben einen solchen Abscheu vor diesen Thieren, daß sie das Fleisch derselben um keinen Preis auch nur mit den Fingern berühren würden. Ich habe selbst gesehen, daß Malajische Dienstboten, die doch noch junge Bursche waren, sich durchaus geweigert haben, eine Schüssel mit Schinken oder Schweinefleisch vom Tische wegzutragen.

Ihr gewöhnliches Getränke besteht in Wasser und Palmensaft, obgleich auch einige unter ihnen sich kein Gewissen daraus machen, Arrak zu trinken, wenn sie ihn

bekommen können. Den ganzen Tag über hören sie nicht auf, Betel zu kauen und Bang zu rauchen; aus diesem letzteren Kraute wird auch eine Art von Opium bereitet, das sie in großer Menge kauen, um damit so wie die Europäer mit starken Getränken, ihre Lebensgeister aufzuregen. Wenn sie jedoch zu viel davon gebrauchen, so betäubt es gänzlich ihre Sinne und sie verfallen in einen dem Tode ähnlichen Zustand der Erstarrung. Ich habe oft Malajen, die eine zu große Portion von diesem schadlichen Präparat gekauet hatten, sprachlos und die Augen starr auf einen Punkt geheftet auf der Erde liegen sehen. Demungeachtet ist die Macht der Gewohnheit so stark in ihnen, daß sie bis zum Wahnsinn für dieses Opium eingenommen sind, und schlechterdings nicht ohne dasselbe leben können.

Die Vergnügungen der Malajen sind ihrem Charakter angemessen und bestehen insgesamt in starken, kühnen und wilden Anstrengungen des Körpers. Die Männer sowohl als die Weiber besitzen eine unmäßige Neigung zum Baden, die sie oft mehreremale den Tag über befriedigen. Sie haben ein Spiel, das unserem Ballspiel sehr ähnlich ist, nur daß der Ball, dessen sie sich bedienen, aus geflochtenem Rohre besteht. Unter allen ihren Vergnügungen sind ihnen jedoch das Spiel und das Hahnengefecht die liebsten; ihre Leidenschaft für diese beiden reißt sie oft so sehr hin, daß die allerschröcklichsten Folgen daraus entstehen. Bei den ärmeren Klassen tritt häufig der Fall ein, (wie man es auch von den alten Teutschen erzählt) daß wenn sie schlechterdings alles was sie besitzen

verspielt haben, sie sich und ihre Familien verkaufen, um nur ihre Leidenschaft noch etwas länger befriedigen zu können; oft sogar wenn sie ihren letzten Einsatz verloren haben, opfern sie ihr Leben und zugleich auch das ihres glücklichen Gegners ihrer wüthenden Verzweiflung auf.

Von musikalischen Instrumenten besitzen die Malajen eine große Mannichfaltigkeit und bei ihren religiösen Ceremonien, ihren Heurathen und sonstigen Festen wird von diesen allen gewöhnlich zu gleicher Zeit Gebrauch gemacht. Bei diesen Gelegenheiten wird all' der groteske Pomp, an dem rohe Völker ein so großes Gefallen finden, mit der größten Verschwendung zur Schau gelegt und eine Menge Fahnen, Flaggen, Figuren von ihren Göttern, von Menschen und Thieren, die ihnen desto mehr Vergnügen zu machen scheinen, je häßlicher und abscheulicher sie gestaltet sind, werden auf das feierlichste herumgetragen. Eines ihrer vorzüglichsten Instrumente ist der Gonggong, der aus einer großen gewölbten Platte von einem zusammengesetzten Metalle besteht, und der sowohl der Substanz als der Form nach so eingerichtet ist, daß wenn man ihn nur leise berührt, er ein beträchtliches Getöse verursacht. Der Tom-tom ist eine Art von Trommel von einer eigenthümlichen Gestalt. Eine andere Art von Instrumenten besteht aus Bambusrohren, die mit Eisendrat zusammengebunden sind, und sehen der Gestalt nach einigermaaßen unserem Hackbret ähnlich. Durch diese Mannichfaltigkeit von Instrumenten, die man von aller Größe, von dem unbeholfensten, plumpesten Klotze an bis zu den kleinsten zierlichsten Röhrchen hat, wird

eine nichts weniger als unangenehme Wirkung hervorgebracht.

Man findet auch bei diesem Volke eine große Kenntniß medizinischer Kräuter; es besitzt eine Menge Vorschriften, um vermittelst derselben vielerlei Krankheiten zu heilen. Diese Kenntnisse hat es seiner ausgezeichneten Liebhaberei für das Gartenwesen und überhaupt für den Anbau aller Arten von Pflanzen zu verdanken; denn fast alle Malajen werden von ihrer frühesten Kindheit an zu diesen Beschäftigungen angezogen; daher suchen auch die vornehmen Europäer sich Gärtner aus diesem Volke anzuschaffen.

Die Regierungsform, welche die Malajen in ihrem Vaterlande haben, gleicht in sehr vielen Stücken dem alten Feudal-Systeme, und folglich ist der Krieg ihre Hauptbeschäftigung. Sie besitzen daher auch alle die Sitten und Neigungen, die nothwendig aus dieser gesellschaftlichen Einrichtung entspringen müssen. Sie sind kühne, kriegerische Menschen und zu den allerverzweifeltsten Unternehmungen jederzeit bereit; auf ihre Vorgesetzten hören sie mit der tiefsten Verehrung und gehorchen auch ihren strengen Befehlen ohne Widerrede. Allein die rauhe Wildheit, welche aus ihrer militärischen Einrichtung entsteht, und die ehemals in Europa bei einer ähnlichen Verfassung durch die christliche Religion gemildert worden war, wird bei den Malajen durch ihre Religion nur noch mehr aufgeregt und begünstigt. Von jenem romantischen Geiste der Ritterschaft, der mitten unter den

Gräueln eines beständigen Blutvergießens die milde Höflichkeit eines civilisirten Volkes hervorbrachte, wird auch nicht die geringste Spur bei den Malajen, diesen Nachfolgern eines Propheten gefunden, der eben so wild und kriegerisch war, wie sie selbst sind. Da sie gewohnt sind, sich immer auf ihren eigenen Muth zu verlassen und jede ihnen zugefügte Beleidigung selbst zu rächen, so besitzen sie eine größere Unabhängigkeit des Geistes und eine kühnere Unerschrockenheit, als irgend eines von den übrigen knechtisch gesinnten Völkern des Orients. Da sie nicht nur bei jeder Gelegenheit, welche Blut zu erfordern scheint, den höchsten Grad von Tapferkeit, oder eigentlich von toller Verwegenheit an den Tag legen, sondern da sie auch in ihrem Zorne die Grausamkeit und die Rachsucht weiter treiben, als man die menschliche Natur für fähig dazu halten sollte, so müssen natürlicherweise die furchtsamen und weichlichen Indianer sie mit Entsetzen und Abscheu ansehen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieses bei den Einwohnern von Ceylon zu bemerken; sie erstarren beinahe vor Schrecken, wenn sie nur zufällig einem Malajischen Soldaten auf der Straße begegnen.

Die Waffen, deren sich die Malajen bedienen, sind ihrem wilden und blutdürstigen Charakter vollkommen angemessen, und da sie bei jeder wirklichen oder eingebildeten Beleidigung ohne alles Bedenken ihr eigenes Leben in die Schanze schlagen, wenn sie dabei nur das ihrer Rache geweihte Opfer nicht verfehlen, so richten sie sehr häufig mit den Mordgewehren, die sie beständig bei sich

führen, unaussprechlich viel Unheil an. Diese Gewehre bestehen in einer Art von Dolch, den sie Kreese, oder Krisse nennen; die Klinge an demselben ist von dem bestgehärteten Stahl und hat oft eine gebogene Gestalt, so daß die damit beigebrachten Wunden äußerst gefährlich sind. Der Griff ist von Holz oder von Elfenbein und hat die Gestalt eines menschlichen Körpers, mit einem Kopfe, der das Mittel zwischen einem menschlichen und einem Vogelskopfe hält. Diese Figur nennen sie ihren Swammy, oder ihren Gott, und vor derselben machen sie jedesmal, ehe sie den Dolch ziehen, um irgend ein blutiges Unternehmen auszuführen, ihren Salam, oder ihre Verbeugung. Durch diese Ceremonie bekräftigen sie gleichsam ihr gethanes Gelübde; nach demselben ziehen sie ihren Kreese und stecken ihn nicht eher wieder in die Scheide, bis sie ihn in Blut getaucht haben. Auf diesem wütenden Entschlusse beharren sie mit einer solchen Festigkeit, daß wenn es physisch unmöglich ist, ihre Rache an ihrem Feinden zu befriedigen, sie wenigstens, um ihr Gelübde nicht zu brechen, ihren Dolch in den Leib eines Hundes, eines Schweines oder sonst eines lebendigen Thieres, das ihnen aufstößt stecken. Die Scheide des Dolches ist von Holz und sehr häufig mit Gold- oder Silberdrat verziert; die Gestalt desselben, so wie auch die Art ihn auf der rechten Seite zu tragen, kommt beinahe ganz mit dem überein, was man in den alten Kostümen der Celtischen Nationen findet. Dieses an und für sich schon schröckliche Gewehr wird aber dadurch noch weit gefährlicher, daß es die Malajen gewöhnlich vergiften; sie bedienen sich hierzu meistentheils des Saftes von gewissen giftigen Pflanzen,

oder auch, wenn sie einigermaßen im Stande sind es anzuschaffen, des Giftes von dem Upa-Baume.

In dem Gebrauch dieser schröcklichen Waffen besitzen sie eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit; sie machen sich aber auch, wie die meisten anderen wilden Völker, kein Gewissen daraus, ihre Feinde heimlicherweise zu überfallen und durch Verrath zu morden. Es ist sogar gewöhnlich bei ihnen, daß sie irgend eine günstige Gelegenheit ablauern und dann ihren Feind, ehe er es sich versieht, von hinten her niederstossen. Diese Dolche, die Werkzeuge ihrer wilden Grausamkeit, werden von ihnen mit einer außerordentlichen Ehrfurcht behandelt. Sie vererben sich, als die heiligsten Vermächtnisse, von Vater auf Sohn und von Generation zu Generation fort; mit keinem Gelde lassen sie sich erkaufen und keine Gewalt kann ihre Besitzer zwingen, sie hinzugeben. Wenn ein Malaje in der Schlacht stark ins Gedränge kommt, so läßt er sich eher ermorden, oder bringt sich selbst ums Leben, ehe er seine Kreese dem Feind überreicht.

Wenn die Malajen irgend eine verzweifelte Unternehmung ausführen wollen, so nehmen sie zuvor gewöhnlich eine Dosis Opium ein, oder, wie sie sich ausdrücken, sie b a n g e n sich. Der B a n g ist eine Pflanze, die von allen Völkern Indiens als ein Mittel sich zu berauschen gebraucht, und die überall in diesem ganzen Kontinent, so wie auch auf der Insel Ceylon wächst. Es ist eine kleine Staude, deren Blätter der Gestalt nach viele Aehnlichkeit mit denen des Tabacks haben, aber nicht größer

sind als Salbei-Blätter. Aus dieser Pflanze wird eine Art von Opium gepreßt, das in kleinen Kugeln eingenommen, dieselbe Wirkung hervorbringt wie der Branntwein bei den Europäischen Nationen. Außerdem wird das Blatt des Bang's auch getrocknet und wie Taback geraucht, wo es noch eine weit berauschendere Kraft hat als das Opium. Wenn sich die Malajen dnrch dieses Mittel gefühllos gegen alle Gefahren gemacht haben, so sind sie der allerunmenschlichsten Handlungen fähig und rennen blindlings fort, um die abscheulichsten Handlungen zu verüben. Mit gezogenem Dolche durchstreift ein solcher von Rachsucht beseelter, wütender Mensch die Straßen und stößt ohne Unterschied jeden, der ihm in den Weg kommt, mit seinem vergifteten Kreese nieder; dabei schreit er immer mit lauter Stimme: amok! amok! oder: schlag todt! schlag todt!, woher auch diese schröckliche Art sich zu rächen von den Europäern mit dem Namen des Amok-laufens belegt worden ist. Die Wut eines solchen Unglücklichen geht über alle Beschreibung und oft richtet er, ehe ein glücklicher Schuß ihn zu Boden streckt, unsäglich viel Unheil an. *) Die Eingebornen fliehen

*) Da das Opium, selbst wenn es in sehr großen Dosen eingenommen wird, bei keiner andern Nation in Indien als bei den Malajen diese furchtbare der Raserei ähnliche Wirkung hervorbringt, und es bei keiner einzigen unter ihnen sogenannte Amoken giebt, so behauptet man, daß dieses Volk allein ihm durch Beimischung einiger Säuern, wodurch es einen unangenehmen Geschmack erhält, und daher auf diese Art nicht zum Vergnügen eingenommen wird, diese schröckliche Zubereitung zu geben weiß. In dem ganzen mittleren

vor ihm mit dem höchsten Entsetzen und Niemand, als etwa ein Europäer, wagt es ihn anzugreifen, denn es ist mit unglaublicher Gefahr verbunden, sich einem solchen rasenden Wilden in den Weg zu stellen, weil er sich nicht nur bis auf den letzten Augenblick verzweifelt wehrt, sondern auch selbst dann noch, wenn er schon tödtlich verwundet zu Boden liegt, seinem Feinde einen Stoß mit seinem vergifteten Dolche beizubringen sucht. Die Holländische Regierung in Ceylon hat es für nöthig erachtet, diesem barbarischen, unsinnigen Gebrauche durch die strengsten Strafen Einhalt zu thun; wer einen Amoken ums Leben brachte, bekam eine Belohnung von 200 Reichsthalern und wenn man einen solchen Elenden lebendig fieng, so wurde er unter den schröcklichsten Martern hingerichtet.

Daß es übrigens gerade nur in den Holländischen Kolonien so sehr viele Amoken giebt, scheint von der Art herzurühren wie diese Nation die Malajen zu behandeln pflegt. Die Sklaven und Dienstboten der Holländer sind größtentheils von diesem Volke und bei dieser Klasse fallen auch gewöhnlich alle Beispiele von einer solchen wütenden Raserei vor. Ihre natürliche Wildheit wird durch die grausame, eigensinnige und verächtliche Behandlung

Asien, in der Türkei, in China u. s. w. wird allgemein von dem Opium Gebrauch gemacht und in keinem von diesen Ländern giebt es Amoken. S. ausführlicher hierüber Charpentier-Cossigny's Reise nach China und Bengalen; aus dem Französischen übersetzt, Berlin, in der Vossischen Buchhandlung, 1801, S. 237 ff.

Anm. d. Uebersetzers.

ihrer Gebieter immer mehr aufgeregt, und da sie unmöglich auf irgend eine Art gesetzlichen Schutz gegen ihre Tyrannen finden können, so übersteigt ihre lang verbissene Wut zuletzt alle Gränzen und sie suchen sich endlich dadurch zu rächen, daß sie ihre Herren, sich selbst und das ganze Menschengeschlecht ins Verderben zu stürzen suchen. Zu Batavia und in den anderen östlichen Kolonien der Holländer, wo ihr Betragen noch weit despotischer und grausamer ist, sind auch die Amoken weit häufiger als in Ceylon und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Seit der Ankunft der Engländer in Ceylon ist kein einziges Beispiel von diesem barbarischen Gebrauche vorgekommen und so lange ich mich zu Kolumbo aufgehalten habe, sind, außer der Ermordung einiger Seapoys und verschiedener Schwarzen in der Pettah, durchaus keine Verbrechen von dieser Art von den Malajen verübt worden. Von dieser gänzlichen Veränderung in dem Betragen dieses Volkes kann man keinen anderen Grund angeben, als die größere Milde der Englischen Regierung. So lange zwar noch die Herzen der Malajen durch die erlittene schlechte Behandlung erbittert sind und das Andenken an diese wütende Art sich zu rächen noch nicht gänzlich in ihnen erloschen ist, so müssen sie natürlicherweise durch die Furcht vor den strengsten Strafen von solchen Ausbrüchen der Raserei zurück gehalten werden; allein es liegt in der Natur der Menschen, daß sie nach und nach durch eine milde Behandlung und durch das Beispiel von sanften Sitten allen veralteten Groll aus ihrem Herzen verbannen und auch ohne Rücksicht auf Strafe nicht mehr an solche wütende Ausbrüche der Rache denken wer-

den. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind sie freilich ein so gänzlich verdorbenes Volk, daß sie durchaus in keine gesellschaftliche Verhältnisse können aufgenommen werden. Sie haben noch keinen Begriff davon, daß Selbstrache ein Verbrechen ist; es ist ein Triumph für sie, wenn es ihnen glückt, mit eigener Hand das Blut ihrer Feinde zu vergießen, und nichts kann sie abhalten, das allerabscheulichste Vorhaben auszuführen, wenn sie einmal den Entschluß dazu gefaßt haben. Die Einführung des Christenthums ist in der That das einzige Mittel, wodurch diese regellose Wildheit in ihnen ausgerottet werden kann, und es wäre daher zuverläßig in politischer Rücksicht von unendlichem Nutzen, wenn nach und nach alle Malajen in unseren Kolonien zur Annahme der christlichen Religion gebracht werden könnten. Man stelle sich nur vor, wie unangenehm und ängstlich gegenwärtig, wo sich die Europäer noch in jedem Augenblicke vor ihren Dienstboten wie vor tollen Hunden zu fürchten haben, das Leben derselben seyn muß.

Die Holländische Regierung in Ceylon hatte beständig ein Regiment Malajen in ihrem Dienste. Dieses Korps schien eine geraume Zeit hindurch die vorzüglichste Stärke ihrer Besatzungen auszumachen, und war auch wirklich das einzige, bei welchem noch ein Rest von Disciplin gefunden wurde, und das sich im Felde noch einigermaßen tapfer bewies. Auch wurde von ihm allein, wie ich schon oben angeführet habe, den englischen Truppen bei der Eroberung der Insel sowohl zu Kolumbo als zu Trinkomale einiger Widerstand geleistet. Die Malajen

schienen zugleich eine so eingewurzelte Abneigung gegen die Engländer zu besitzen, daß im Anfang wenig Hoffnung jemals ihre Freundschaft zu gewinnen, vorhanden war. Dieser Haß war ihnen durch die ungroßmüthige Politik der Holländer eingeflößet worden, die sich den Besitz ihrer Kolonien dadurch zu sichern suchten, daß sie in die Herzen der Eingebornen eine unversöhnliche Erbitterung gegen alle andre Europäischen Nationen pflanzten, und daß sie ihnen besonders die Engländer als die grausamsten und unmenschlichsten Tyrannen schilderten, die überall, wo sie hinkämen, Druck und Verheerung mit sich brächten. Dieses kleinliche und durch nichts zu rechtfertigende Betragen schränkte sich jedoch nicht allein auf dergleichen falsche Schilderungen ein, sondern man hielt auch zuweilen die Ermordung von Fremden für eine sehr erlaubte und politische Vorsichtsmaasregel. Ich will jedoch hier die mehreren neueren Fälle dieser Art, die auch zum Theil in öffentlichen Blättern erzählet worden sind, nicht noch einmal berühren; genug, durch dergleichen Künste hatten die Holländer den Malajen einen solchen Haß gegen die Engländer eingeflößt, daß sie bereit waren, gegen diese letzteren alle Arten von Abscheulichkeiten auszuüben. Es haben mir seitdem mehrere Malajen selbst erzählet, daß sie durch die Versicherung der Holländer, wir würden ihnen schlechterdings kein Quartier geben, so sehr gegen uns wären aufgebracht gewesen, daß sie den festen Entschluß gefaßt hätten, uns allen möglichen Schaden zuzufügen, und uns bis aufs äußerste zu verfolgen. Allein das furchtsame und feige Benehmen der Holländer, die sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, vor den englischen

Truppen zurückzogen, und die Malajen, die für sie fochten, schimpflicher Weise im Stiche ließen, hat diese letzteren ihren vorigen Herrn gänzlich abgeneigt gemacht. Sie sehen jetzt die Holländer mit der äußersten Verachtung an, und denken nie ohne Grimm an die tyrannische Behandlung, die sie von ihnen erlitten haben; dagegen ihre sonstigen Vorurtheile gegen die Engländer durch die bewiesene Tapferkeit und das offene Betragen derselben schon großentheils in ihnen verwischt worden sind.

Nach der Einnahme von Kolumbo traten die Malajen zum erstenmal während der langen Zeit, daß die Engländer Verkehr mit Indien haben, in die Dienste derselben. Das daselbst von den Holländern unterhaltene Regiment trat sogleich in Brittische Dienste, und das Kommando darüber wurde dem Kapitän Whitlie, einem Offizier von der Ostindischen Kompagnie, übergeben. Durch unablässige Bemühungen und eine sehr verständige Behandlung ist es ihm geglückt, eine sehr gute Disciplin bei diesem Korps einzuführen, und ihm sogar einen hohen Grad von Anhänglichkeit an die Regierung einzuflößen. Der Gouverneur North hat demselben seitdem eine neue Gestalt gegeben, und es auf einen weit ansehnlicheren Fuß gesetzt. Außer dem Kapitän Whitlie wurde noch ein anderer Stabsoffizier dabei angestellt; bei jeder einzelnen Kompagnie wurden geborne Malajen zu Kapitäns und Subaltern-Offiziers ernannt, und der Gouverneur selbst übernahm auf das dringende Ansuchen des gesammten Korps die Stelle des Obersten davon. Ganz neuerlich ist abermals eine Veränderung mit diesem Regimente vor-

gegangen; mehrere Offiziere sind für dasselbe aus Europa abgeschickt worden, der Oberst Champagne hat das Kommando darüber erhalten, und es ist den übrigen Englischen Linien-Regimentern förmlich einverleibet worden.

In der Bewaffnung und Kleidung sind diese Malajischen Truppen bloß allein dadurch von den Europäischen verschieden, daß sie anstatt der Schuhe, die ihre Religion ihnen zu tragen verbietet, eine Art von Sandalen anhaben. Außer ihren übrigen Waffen tragen sie aber immer noch ihre Kreeses, oder vergifteten Dolche an der Seite; in der Hitze des Treffens werfen sie oft ihre Flinten und Bajonette weg, stürzen sich mit diesen Dolchen in die Mitte der Feinde, und verbreiten überall, wo sie hinkommen, Schrecken und Tod. Da ich viertehalb Jahre lang mit ihnen in der nämlichen Garnison gestanden bin, und diese ganze Zeit über mit Offizieren von ihrer Nation in einem sehr vertrauten Umgange gelebt habe, so hat es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, den Charakter der Malaien als Soldaten kennen zu lernen. Wegen ihrer angebornen Unerschrockenheit und Kühnheit können sie allerdings, wenn gute Offiziere an ihrer Spitze stehen, vortreffliche Truppen werden, und sehr nützliche Dienste leisten. Es gehöret jedoch ein sehr kluges Benehmen, große Rücksicht auf ihren Charakter, viele Geschicklichkeit in Besorgung ihrer wirthschaftlichen Angelegenheiten, Festigkeit in Handhabung der Disciplin, und zu gleicher Zeit auch eine große Behutsamkeit in Bestrafung ihrer Fehltritte dazu, wenn die Vortheile, die man aus ihnen

ziehen kann, wirklich erreicht werden sollen. Den Offizieren von ihrer Nation, die damals aus den Vornehmsten unter ihnen ausgewählet waren, erzeigten sie stats einen unbedingten Gehorsam, und schienen einen außerordentlichen Grad von Ehrfurcht für sie zu haben. Wenn sie durch ein Urtheil des Kriegsgerichtes bestraft wurden, so murrten sie niemals, und schienen sogar ihre Lieblingsleidenschaft, den Durst nach Rache, gänzlich abgelegt zu haben. Dieses Betragen war von ihrem gewöhnlichen wütenden Zorne, der bei den geringsten Veranlassungen in helle Flammen ausbricht, so auffallend verschieden, daß ich mein Erstaunen darüber nicht verbergen konnte, und mehrere Offiziere um die Ursache davon befragte. Von diesen erfuhr ich, daß es bei ihnen theils ein unabweichlich festgesetzter Grundsatz, theils auch ein Gesetz ihrer Religion sey, daß sie ihren Offizieren, sowohl Europäischen als Malajischen, unbedingten Gehorsam leisten, und alle ihre militärischen Befehle mit der pünktlichsten Genauigkeit vollziehen müssen; sie dürften auch niemals über das Benehmen ihrer Vorgesetzten murren, so lange sie noch in dem Dienste von dieser oder jener Macht ständen, und Sold von derselben zögen. Außerdem aber würden sie bei allen ihren Vergehungen vor ein Kriegsgericht gezogen, das bloß allein aus Offizieren von ihrer Nation bestände, die mit ihrer Sprache und ihren Sitten genau bekannt wären, so daß hierdurch jeder Angeklagte vollkommen sicher seyn könnte, daß stäts die vollste Gerechtigkeit gegen ihn gehandhabt würde. — Diese Geduld, womit sich die Malajen den Urtheilssprüchen ihrer eigenen Kriegsgerichte

unterwerfen, und die Entfernung von jedem Gefühle der Rache, sobald sie versichert zu seyn glauben, daß ihnen Gerechtigkeit wiederfährt, ist der überzeugendste Beweis von dem, was ich oben gesagt habe, daß man es durch eine milde und wohlwollende Behandlung nach und nach zuverlässig dahin bringen kann, daß sie ihre angeborne Wildheit zuletzt ganz ablegen.

Siebentes Kapitel.

Von den Ceyloneſen — ihrem Urſprunge — ihren Sitten und Gebräuchen — ihrer Sprache — und ihrem geſellſchaftlichen Zuſtande.

Ich habe bisher die verſchiedenen Völker beſchrieben, die theils als Eroberer, theils des Handels wegen ſich auf den Küſten von Ceylon niedergelaſſen haben. Die bei weitem größere Anzahl der Einwohner dieſer Gegenden beſtehet aber aus den eingebornen Ceyloneſen, die ſich nach und nach der Herrſchaft der Europäer unterworfen haben. Als die Portugieſen zuerſt auf der Inſel ankamen, war ſie, mit Ausnahme der Wälder, worin ſich die wilden Bedahs oder Waddahs, aufhielten, durchaus von einem einzigen Volke bewohnet; allein bald hernach ſahen ſich die Bewohner der Seeküſten genöthiget, entweder in die gebirgigen Gegenden zu flüchten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, oder ſich den fremden

Eroberern zu unterwerfen. Ein großer Theil von ihnen wählte jedoch das letztere, und zog die Annehmlichkeiten des Lebens, welche ihnen die ebenen Gegenden darboten, der Unabhängigkeit und Armuth in den unfruchtbaren Bergfesten vor. Auch war es unmöglich, daß sie sich alle hätten in die Gebirge flüchten können, denn in dem inneren Theile derselben ist auch die geringe Anzahl von Einwohnern, die sich darin befindet, kaum im Stande, sich auch nur kümmerlich zu nähren. Ihre häufigen Empörungen haben jedoch bewiesen, mit welchem Widerwillen sie im Anfange das Joch der Portugiesen ertrugen, allein die Länge der Zeit hat es ihnen nach und nach zur Gewohnheit gemacht, bis sie endlich auf ihre jetzige Stufe des verächtlichsten Gehorsams herabgesunken sind, worin sie auch immerfort als Sklaven beharren müssen, bis vielleicht einmal durch eine ausserordentliche Verkettung von Umständen ihre ursprüngliche Denkungsart wieder in ihnen rege gemacht wird.

Die der Herrschaft der Europäer unterworfenen Ceylonern haben ihren ursprünglichen Namen Cingalesen beibehalten, dahingegen die anderen, die in dem Inneren leben, und keinen Oberherrn als ihren eingebornen Fürsten anerkennen, durch den Namen Kandier, nach dem Lande das sie bewohnen, von den ersteren unterschieden werden. Durch das beständige Verkehr der Cingalesen mit den Europäern, und durch den Haß, den die Kandier unausgesetzt gegen die verschiedenen fremden Nationen, die in ihre Insel einfielen, genähert haben,

sind einige beträchtliche Verschiedenheiten in den Sitten dieser beiden Zweige des nämlichen Volkes entstanden; in den wesentlichsten Punkten sind sie jedoch einander noch vollkommen ähnlich, und eine Beschreibung des einen muß daher nothwendig auch viele charakteristische Züge von den anderen in sich begreifen. Ich will daher hier vorerst dasjenige anführen, was beiden Völkern unter dem allgemeinen Namen der Ceyloner gemein ist, und alsdann auch diejenigen charakteristischen Züge angeben, wodurch eines von dem anderen verschieden ist.

Ob die Cingalesen die ursprünglichen Bewohner der Insel waren, oder aus welchem anderen Lande sie kamen, und zu welcher Zeit sie sich hier zuerst niederließen? — darüber sind weder sie selbst noch irgend Jemand im Stande eine bestimmte Auskunft zu geben. Es ist eine alte Tradition unter ihnen, daß nach der Vertreibung Adams aus dieser Insel, von der sie allgemein behaupten, daß sie das Paradies unserer ersten Aeltern gewesen sey, dieselbe zuerst von einer Bande Chinesischer Abentheuerer, die durch einen Zufall auf die Küste geworfen worden, bevölkert worden wäre. Diese Tradition ist jedoch im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn die Cingalesen haben durchaus nichts mit den Chinesen gemein, weder in ihrer Sprache noch in Sitten und Gebräuchen, noch auch in ihrer Kleidung. Sehr viele von ihnen behaupten dagegen, daß Ceylon vor alten Zeiten einen Theil des festen Landes von Indien ausgemacht habe, und durch irgend eine außerordentliche Erschütterung der Natur davon losgerissen worden sey. Nach diesen stammen die

Einwohner der Insel von dem nämlichen Volke ab, das sie ehe sie noch eine besondere Insel wurde, bewohnt hatte. Die Entfernung zwischen Ceylon und dem festen Lande ist auch in der That so gering, daß man sehr leicht auf den Gedanken, die Insel sey entweder von der Koromandelschen oder von der Malabarischen Küste bevölkert worden, verfallen kann; und diese Meinung ist auch wirklich fast allgemein angenommen. Allein aus mancherlei Gründen kann man schließen, daß die ersten Einwohner der Insel aus einer größeren Entfernung hergekommen sind; ihre Farbe und Gesichtszüge, ihre Gebräuche und ihre Sprache haben so viele Aehnlichkeit mit denen der Maldiver, daß ich wenigstens für meinen Theil sehr geneigt bin beiden einerlei Ursprung zuzuschreiben. Die Maldivischen Inseln sind nur zwei oder drei Tagereisen von Ceylon entfernet, und die Bewohner derselben sind in Sitten und Gebräuchen so gänzlich von den Indianern auf dem festen Lande verschieden, daß man in der That an ihre unmittelbare Abstammung von den Bewohnern von Hindostan nicht glauben kann.

Die Ceyloner sind von mittlerer Größe und von einer helleren Gesichtsfarbe, als die Mohren und Malabaren auf dem festen Lande; übrigens sind sie weder so gut gebaut, noch so stark wie diese, und ich kenne kein Volk mit dem sie, was das Aeußere anbelangt, eine größere Aehnlichkeit hätten, als die Maldiver. Die Kandier sind jedoch von etwas hellerer Gesichtsfarbe, besser gebaut, und weniger weichlich als die Cingalesen.

Die Frauenzimmer sind verhältnißmäßig weniger groß als die Männer; ihre Gesichtsfarbe ist heller, und nähert sich der gelben oder der Mulatten-Farbe. Sie salben ihre Körper beständig mit Kokosnußöl, und besonders sind ihre Haare unaufhörlich damit durchnäßt. Beide Geschlechter sind sowohl an ihrem Körper als in ihren Häusern auffallend reinlich. In der Zubereitung ihrer Lebensmittel gehen sie außerordentlich sauber zu Werke. Sie nehmen sich sogar in Acht, das Gefäß, woraus sie trinken, nicht mit ihren Lippen zu berühren, sondern (was einem Europäer eine sehr ungeschickte Art zu trinken scheinen wird) sie halten dasselbe in einiger Entfernung über den Kopf, und gießen das Getränke wörtlich genommen in den Hals hinab. Bei der Zubereitung ihrer Nahrungsmittel, so wie auch bei dem Essen, bedienen sie sich niemals der linken Hand, wahrscheinlich weil sie fürchten, daß sie sich damit nicht mit der gehörigen Geschicklichkeit benehmen können. Während der Mahlzeiten sprechen sie selten ein Wort mit einander, und scheinen überhaupt das ganze Geschäft des Essens bloß für die nothwendige Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses zu halten, die sich aber mit der Wohlanständigkeit durchaus nicht verträgt; wenn sie trinken, so kehren sie einander jedesmal sorgfältig den Rücken zu. In ihrer Nahrung sind sie außerordentlich mäßig und enthaltsam; Obst und Reiß machen den wesentlichsten Theil derselben aus. An manchen Orten, wo es eine Menge Fische giebt, gehören diese ebenfalls zu den Nahrungsmitteln der Einwohner; allein Fleisch wird fast nirgends für gewöhnlich gegessen.

Die Ceyloner sind in ihrem Betragen höflich und artig, und zwar in einem weit höheren Grade, als man nach der Stufe der Civilisation, worauf sie stehen, von ihnen erwarten sollte. In manchen Stücken haben sie wesentliche Vorzüge vor allen anderen Indiern, die ich je kennen gelernt habe; es ist auch schon oben angeführet worden, daß sie von den Lastern des Stehlens und des Lügens, die fast allen Indiern angeboren zu seyn scheinen, gänzlich frei sind. Sie besitzen viel Sanftmuth, und sind in dem Umgang unter einander nichts weniger als zänkisch oder jähzornig, obgleich ihr Zorn, wenn er einmal aufgeregt wird, äußerst heftig ist und sehr lange dauert. Ihr Haß ist alsdann furchtbar, und im eigentlichsten Verstande tödtlich; sie bringen sich sogar häufig selbst ums Leben, um nur den verhaßten Gegenstand mit sich ins Verderben zu stürzen. Ein einziges Beispiel wird hinreichend seyn, um zu zeigen, wie weit diese Leidenschaft sie hinreißt. Wenn ein Ceyloner von einem anderen das Geld, das er ihm schuldig ist, nicht bekommen kann, so geht er zu ihm, und droht ihm, wenn er ihn nicht sogleich bezahle, sich selbst ums Leben zu bringen. Auf diese Drohung, die auch nicht selten ausgeführet wird, bleibt dem Schuldner nichts anders mehr übrig, als ihn, wenn es nur einigermaßen möglich zu machen ist, unverzüglich zu bezahlen; denn nach ihren Gesetzen hat ein Mensch, der Veranlassung giebt, daß ein anderer das Leben verlieret, das seinige verwirkt. „Auge um Auge, Zahn um Zahn" ist ein Sprüchwort, das sie beständig im Munde führen. Aber auch bei anderen Gelegenheiten ist dies eine sehr gewöhnliche Art, wie sie sich zu rächen pfle-

gen; es geschieht häufig, daß ein Ceyloner in der Gesellschaft seines Feindes sich selbst ums Leben bringt, damit dieser letztere dafür büßen müsse.

Dieser schröckliche Geist der Räche, der mit den sonstigen sanften und menschlichen Gesinnungen der Ceylonesen gar nicht übereinstimmt, und dem blutdürstigen Charakter der Malajen weit angemessener ist, wird bei den Kandiern durch ihre Religionsgebräuche noch immer unterhalten und genährt. Unter den Cingalesen hingegen hat er durch das Verkehr mit den Europäern schon sehr abgenommen, denn da sie bei der verzweifelten Art, Rache zu üben, zu wiederholtenmalen den beabsichtigten Zweck verfehlet haben, so fangen sie nach und nach an, sie ganz aufzugeben. Ueberdies ist auch in allen denjenigen Gegenden der Insel, die der Herrschaft der Europäer unterworfen sind, die Art der letzteren, Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen, allgemein eingeführet. Ein Fall dieser Art hatte aber noch zu Kaltura im Jahr 1799 statt. Ein Cingalesischer Bauer, der mit einem anderen in einen Streit verwickelt war, ergriff die Gelegenheit, wo er sich mit diesem zugleich im Bade befand, um sich selbst zu ersäufen, in der Hoffnung, daß sein Feind dafür zum Tode werde verurtheilet werden. Wirklich wurde auch dieser ergriffen, und nach Kolumbo geschickt, und daselbst verhöret, und nach dem Grundsatz, daß er zuletzt in der Gesellschaft des Verstorbenen gesehen worden sey, ebenfalls hingerichtet zu werden. Da jedoch keine Beweise gegen ihn vorhanden waren, so wurde er hier natürlicher Weise losgesprochen. Dieses Urtheil war aber keineswegs nach

dem Sinne der Cingalesen, denn, wenn sie die Macht dazu besäßen, so wären sie noch eben so wie ihre Brüder, die Kandier geneigt, diese alte barbarische Gewohnheit beizubehalten.

Es giebt keine Nation, bei welcher der Unterschied des Standes pünktlicher beobachtet würde, als bei den Ceylonern; sie werden durch denselben sogar in der Bauart und der Größe ihrer Häuser eingeschränkt, und wenn man ein Haus sieht, das etwas ansehnlicher ist, als die anderen, so kann man sicher schließen, daß es einem Manne aus einem höheren Stande zugehöret. Dieser starke Zug von Barbarei ist jedoch bei den Bewohnern des Innern natürlicher Weise noch weit auffallender, als bei denen, die durch den Umgang mit den Europäern schon eine gewisse Kultur erlangt haben. Die Kandier dürfen z. B. ihre Häuser durchaus nicht weißen, noch auch mit Ziegeln decken, denn dieses Recht ist allein dem großen Könige vorbehalten. Allein bei den Cingalesen hat demungeachtet außer dem Unterschiede des Reichthums auch der Stand noch immer vielen Einfluß auf ihre häuslichen Einrichtungen.

Es ist schwer zu bestimmen, ob es von einem ehemaligen tyrannischen Verbote, oder von einem auf die Gefahr der Elektrizität in diesem Klima sich gründenden Aberglauben herrührt, daß die Ceyloner sich zum Bau ihrer Häuser durchaus keiner Nägel bedienen. Ihre kleinen niederen Hütten, die viel zu schwach zusammengefügt sind, als daß sie mehr als ein Stockwerk hoch seyn

könnten, werden durchaus nur mit Banden von Rohr oder mit Koya-Seilen festgehalten. Sie sind alle von schwachem Holz oder von Bambusrohr erbauet, mit Lehm überzogen und mit Reißstroh, oder mit Blättern vom Kokosbaum bedeckt. Rings um die Wände laufen niedere Bänke von Lehm herum, auf denen die Bewohner sitzen, und des Nachts auch schlafen. Diese Bänke werden, so wie der Boden, überall dicht mit Kuhmist überdeckt, um theils das Ungeziefer davon abzuhalten, theils auch um zu verhindern, daß die Oberfläche nicht so leicht, als wenn sie aus bloßem Lehm bestände, durch Regengüsse in Koth aufgelößt werde.

In einem gesellschaftlichen Zustande, wo man von dem Luxus durchaus keinen Begriff zu haben scheint, kann man auch in den besten Häusern keine kostbaren Geräthschaften erwarten. In diesen Hütten aber findet man die letzte Stufe von Einfachheit, und die sämmtlichen Mobilien bestehen nur in den unentbehrlichsten Geräthschaften zur Zubereitung ihrer Lebensmittel. Einige wenige irdene Töpfe, in denen sie ihren Reiß kochen, und eine oder zwei kupferne Schalen, woraus sie ihn essen; ein hölzerner Mörser, nebst einem ähnlichen Stößer, um ihn zu mahlen, und ein flacher Stein, um Pfeffer, Turmerick u. dergl. darauf zu zerstoßen; ein Homeny oder eine Art von Reibeisen, auf welchem sie ihre Kokosnüsse raspeln; dies macht, nebst wenigen anderen noch unentbehrlicheren Geräthschaften, den ganzen Inbegriff ihrer Mobilien aus. Sie haben weder Tische noch Stühle, noch Löffel, sondern sie setzen sich, wie alle andere Indier, auf die

Erde nieder, und essen mit den Händen. Die Häuser der Kandier sind hübscher und besser gebauet, als die der Cingalesen, denn ob die letzteren gleich an bessere Muster gewöhnt seyn sollten, so sind sie doch in dem Zustande von Verworfenheit, worein sie durch die Tyrannei der Portugiesen und Holländer nach und nach versetzt worden sind, in Verbesserungen und Aufklärungen, seitdem sie aufgehöret haben, ihrer eingebornen Regierung unterworfen zu seyn, eher rückwärts als vorwärts gegangen.

Ihre Städte und Dörfer machen kein so dicht zusammenhängendes Ganzes aus, wie es bei uns der Fall ist, sondern es hat mehr das Ansehen, als wenn eine Anzahl einzelner Häuser mitten in einem dicken Walde hier und da zerstreuet läge; es wird dabei nicht die geringste Regelmäßigkeit beobachtet, sondern jeder erbauet sich seine Hütte in irgend einem Gebüsche von Kokosbäumen und an dem schicklichsten Orte, den er finden kann. In denjenigen gebirgigen Gegenden, wo bei der äußersten Seltenheit aller Lebensbedürfnisse die Einwohner in beständiger Furcht vor wilden Thieren, schädlichen Schlangen oder plötzlichen Ueberschwemmungen leben müssen, ist es sehr gewöhnlich, daß sie ihre Hütten auf die Spitze der Felsen oder auch auf die Gipfel hoher Bäume bauen. Viele unter ihnen schlagen sogar nur eine Anzahl hoher Pfähle in die Erde, und setzen auf diese eine Art von Hürde, worin sie die Nächte zubringen. Um sich den Tag über gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, tragen sie fast ohne Unterlaß das große Blatt von dem Talipot-Baum über ihren Köpfen. Die Ceyloner sind in ihrer Höflichkeit außeror-

dentlich umständlich und förmlich, und begegnen einander nie, ohne sich gegenseitig Betel anzubieten, was bei ihnen ein großer Beweis von Achtung und Freundschaft ist. Alle Stände ohne Unterschied kauen Betel; es macht den Nachtisch bei allen ihren Gastmälern aus, und ist das untrügliche Mittel, die Lücken in ihren Unterhaltungen auszufüllen. Das Betelblatt gleicht der Gestalt nach dem Epheu, aber der Farbe und Dicke nach hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Lorbeerblatte. Mit dem Betelblatte vermischen sie auch noch Tabak, Arekanüsse und Kalk von gebrannten Muscheln, um es desto schärfer und beißender zu machen, was die übrigen Indianer nicht zu thun pflegen. Wenn man diese Mischung kaut, so wird sie blutroth, und färbt Mund, Lippen und Zähne nach und nach so schwarz, daß es nie mehr verwischt werden kann. Allein diese Wirkung, die einen Europäer entstellen würde, wird von ihnen für schön gehalten, denn weiße Zähne schicken sich nach ihrer Meinung bloß für die Hunde, und gereichen den Menschen zur Schande. Durch den häufigen Gebrauch dieser ätzenden Mischung werden aber auch ihre Zähne sehr bald zu Grunde gerichtet, und sie sind oft schon in einem sehr frühen Alter gänzlich zahnlos. Auch färben sie häufig mit dem Safte des Betelblattes ihre Nägel und Finger; dies scheint jedoch keine nachtheiligen Folgen zu haben, denn sie haben fast sämmtlich außerordentlich zarte und schön geformte Hände. In der Unterhaltung herrscht selbst zwischen den nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden ein auffallender Grad von Ernsthaftigkeit. Man sieht nicht selten eine Gesellschaft von Ceylonern eine ziemlich lange Zeit hindurch so ernst-

haft und stumm bei einander sitzen, wie eine Versammlung von Quakern, die der Geist noch nicht antreibt; dabei hören sie aber nicht einen Augenblick auf, gleichsam um die Wette Betel zu kauen, und dieser Genuß scheint ihnen so viel Vergnügen zu machen, als einem Engländer eine Flasche mit altem Portwein.

In ihren Begrüßungen sind sie besonders pünktlich; ihre gewöhnliche Art zu grüßen, die sie mit allen Indiern gemein haben, besteht darin, daß sie ihre flachen Hände an die Stirne halten, und dann einen Salam, oder tiefen Bückling, machen. In dem letzteren aber wird der Unterschied der Stände vorzüglich sichtbar, denn wenn ein Mensch von einer niederen Klasse einem Vornehmeren begegnet, so wirft er sich der Länge nach vor ihm nieder, und wiederholet fünfmal hinter einander seinen Namen und seinen Titel; dahingegen der Vornehmere mit der stolzesten Ernsthaftigkeit vorübergeht, und ihn kaum des leichtesten Kopfnickens würdiget.

In Rücksicht des weiblichen Geschlechtes sind die Eingebornen von Ceylon weit enthaltsamer als alle andere Asiatischen Völker, und ihre Frauen werden auch von ihnen mit weit mehr Achtung und Aufmerksamkeit behandelt. Die Ceylonerinnen sind keinesweges bloß Sklavinnen, sondern ihre Männer gehen mit ihnen nach der Sitte der Europäer als mit Ehefrauen und Gefährtinnen um. Diese Züge könnten jedoch mit dem ausschweifenden Umgange zwischen beiden Geschlechten, der den Asiatischen Sitten und Begriffen so ganz zuwider ist, und doch von

undenklichen Zeiten her in dieser Insel statt gehabt hat, im Widerspruche zu stehen scheinen. Ihr gänzlicher Mangel an Keuschheit und ihre Unbekanntschaft mit allen Gränzen, die bei der Geschlechtsvermischung statt haben müssen, ist uns schon von Hrn. Knox ausführlich geschildert worden, und nach allem, was ich bei den Cingalesen selbst gesehen und durch glaubwürdige Zeugen von den Kandiern erfahren habe, hat dieser Schriftsteller das Gemälde von ihren Ausschweifungen in keinem Stücke übertrieben.

Ein Cingalesischer Ehemann ist auf seine Frau im geringsten nicht eifersüchtig, und macht sich vielmehr eine Ehre daraus, sie den Augen des Publikums darzustellen. Auch hält er es nicht für eine besondere Beleidigung, wenn sie sich eine Untreue gegen ihn zu Schulden kommen läßt, es müßte denn seyn, daß sie von ihm auf der That selbst ertappt würde, in welchem Falle er sich für befugt hält, die Rechte eines Asiatischen Ehemannes auszuüben. Durch Verletzungen der Keuschheit setzt sich keine Frauensperson, sie mag verheurathet oder unverheurathet seyn, dem geringsten Tadel oder Vorwurf aus, so lange sie nur nicht mit einem Manne aus einer geringeren Kaste Umgang hat; nur allein dieses letztere wird von ihnen für eine wahre Ausschweifung und für eine infamirende Handlung gehalten. Dieser Unterschied zwischen Vergehungen von dieser Art, der einer barbarischen Nation so ganz angemessen ist, wird besonders von den Kandiern aufs aller strengste beobachtet. Die Männer wagen es sogar äußerst selten, Frauenspersonen aus geringeren Ständen

zu heurathen, und der König würde auch, wenn man nicht eine beträchtliche Geldstrafe dafür bezahlte, unfehlbar seine Einwilligung dazu nicht geben; allein von einer Frauensperson, die eine Verbindung mit einem Manne aus einer niederen Klasse eingehen wollte, hat man gar keine Beispiele, denn eine solche würde sich auf immer in den Augen der ganzen Nation beschimpfen. Mit Personen von dem nämlichen Stande hingegen wird insgeheim ein Umgang getrieben, der durchaus keine Gränzen hat, und auch durch kein Gesetz eingeschränkt wird; es ist sogar nichts ungewöhnliches, und bringt auch keine Schande, daß die nächsten Verwandten auf diese Art mit einander Umgang haben.

Unter den Cingalesen wird zwar der Unterschied des Standes in diesem Punkte nicht mehr so streng beobachtet, allein ohne daß dafür andere vernünftigere Gränzen gesteckt worden wären. Eine Mutter macht sich kein Gewissen daraus, die Gunstbezeugungen ihrer Tochter für eine geringe Summe an den ersten, der sie zu genießen wünscht, zu verkaufen. Besonders gehen sie sehr gerne dergleichen Verbindungen mit Europäern ein, und dies gereicht ihnen nicht nur zu keinem Vorwurfe, sondern eine Mutter kann sogar, wenn sie sich mit einer oder der anderen Nachbarin zankt, diese dadurch sogleich zum Stillschweigen bringen, daß sie, um sich ihres höheren Werthes zu rühmen, ihr erzählt, daß ihre Tochter die Ehre gehabt habe, bei einem Europäer zu schlafen. Auch sogar Frauenspersonen aus den höchsten Ständen halten sich durch einen solchen Umgang mit Europäern keines-

weges für beschimpft, und schämen sich auch nicht, sich öffentlich vor ihnen sehen zu lassen. Hierin sind sie von den Muhammedanischen Weibern auf dem festen Lande gänzlich verschieden, denn diese würden sich für entehrt und verunreiniget halten, wenn durch einen Zufall nur ein einziger Zug ihres Gesichtes von einem Fremden erblickt würde.

Die Nachrichten, die wir bisher von den ehelichen Verhältnissen der Ceyloner gehabt haben, sind in manchen Punkten ganz unrichtig. Es ist besonders behauptet worden, daß ein Mann nur eine einzige Frau haben dürfe, dahingegen es einer Frauensperson erlaubt wäre, mehrere Ehemänner zu haben. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, sondern viele Männer haben zwar allerdings nur eine einzige Frau, allein andere haben deren so viele als sie nur ernähren können. Es ist hierüber durchaus keine bestimmte Vorschrift vorhanden, und die wahre Ursache, warum die Polygamie nicht allgemeiner unter ihnen ist, liegt wahrscheinlich theils in den geringen Schwierigkeiten, womit sie mit anderen Weibern Umgang haben können, theils in der Leichtigkeit, womit alle Ehen bald wieder getrennt werden, und theils auch in ihrer Armuth. In ihren Verhältnissen und bei ihrer Art zu leben, wo die Häuser so häufig nur aus einem einzigen Zimmer bestehen, und wo auch die allerdringendsten Bedürfnisse des Lebens äußerst sparsam vorhanden sind, wird es zuverlässig keinem Manne so leicht einfallen, sich die Last von zwei Weibern zugleich aufzubürden, besonders da er, sobald es ihm beliebt, die Frau, deren er anfängt müde

zu werden, fortschicken, und ihre Stelle dem neuen Gegenstande seiner Zuneigung einräumen kann.

Die Heurathszeremonien, welche andere Nationen, die strengere Begriffe von Keuschheit besitzen, für ehrwürdige Mysterien und für eine heilige Handlung halten, werden von den Ceylonern äußerst gering geachtet. Sie scheinen von ihnen durchaus in keiner andern Absicht beobachtet zu werden, als um beiden Theilen das Recht zu geben, an dem Vermögen des andern Theil zu nehmen, und um den beiderseitigen Verwandten eine Gelegenheit zu verschaffen, sich zu überzeugen, daß sie eine Person aus ihrer eigenen Kaste geheurathet haben. Die Ehen werden oft von den Aeltern geschlossen, während beide Theile noch wahre Kinder sind, und bloß in der Absicht, damit sie ihrem Stande gemäß heurathen sollen; dagegen werden sie aber auch sehr oft in der Folge, wenn sie kaum wirklich vollzogen sind, durch gemeinschaftliche Einwilligung der jungen Leute wieder getrennt. Ueberdies ist es Sitte bei ihnen, daß wenn zwei junge Leute einander heurathen wollen, sie vorläufig eine Zeitlang bei einander wohnen, um ihren Charakter gegenseitig kennen zu lernen; finden sie nun, daß sie nicht für einander passen, so brechen sie alle Verhältnisse mit einander ab, ohne daß irgend eine Zeremonie oder die Dazwischenkunft eines Priesters dabei statt hat. Auch fällt hierdurch auf keinen von beiden Theilen der geringste Schimpf, und das Mädchen wird von ihrem künftigen Liebhaber ganz eben so in Ehren gehalten, als wenn er sie noch vollkommen im jungfräulichen Zustande gefunden hätte. Wenn aber beide

Theile mit einander übereingekommen sind, einander zu heurathen, so muß vor allen Dingen der Mann seine Braut mit den Hochzeitkleidern beschenken; diese sind jedoch keinesweges sehr kostbar, denn sie bestehen bloß in einem sechs oder sieben Ellen langen Stücke Zeuch für die Braut, und in einem anderen ähnlichen Stücke, das über das Hochzeitbette gedeckt werden muß. Es giebt aber einen auffallenden Beweis von dem gänzlichen Mangel an Industrie bei den Ceylonern und ihrer außerordentlichen Armuth, daß sehr häufig der Mann außer Stande ist, auch diese geringen und armseligen Hochzeitgeschenke anzuschaffen, und sie daher in diesem traurigen Falle von einem seiner Nachbarn borgen muß.

Die Hochzeitgeschenke werden von dem Bräutigam in Person überbracht, und in der darauf folgenden Nacht hat er das Recht, bei der Braut zu schlafen. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Tag bestimmt, an welchem er sie heimführen, und wo die Hochzeit mit einem Feste gefeiert werden soll. An demselben begiebt sich der Bräutigam, in Begleitung seiner Verwandten, die alles, was sie zum Hochzeitfeste beizutragen im Stande sind, mitbringen, in das Haus der Braut. Hier essen zuerst beide Verlobte in Gegenwart der ganzen Gesellschaft mit einander aus der nämlichen Schüssel, um anzudeuten, daß sie beide von gleichem Stande sind. Hierauf werden ihre Daumen zusammengebunden, und die Zeremonie endiget sich damit, daß entweder die nächsten Verwandten, oder der Priester, wenn einer gegenwärtig ist, diese Bande wieder entzweischneidet. Diese Art von Hochzeits-Zeremonie

wird jedoch keinesweges für sehr bindend gehalten, und die lange Dauer der Ehe ist auch keinesweges der dabei beabsichtigte Zweck. Wenn diese hingegen so fest und unauflöslich gemacht werden soll, als der Denkungsart und den Sitten dieses Volkes nach geschehen kann, so werden die beiden jungen Leute durch ein langes Stück Zeuch, das mehrere Male zu gleicher Zeit um die Körper von beiden herumgeschlagen wird, zusammengebunden, und alsdann wird von dem Priester, der bei dieser letzteren Zeremonie immer gegenwärtig seyn muß, dagegen er es bei der ersteren nur selten ist, über beide Wasser gegossen. Wenn die Heurathe-Zeremonie, es mag die weniger bindende oder die strengere seyn, vorüber ist, so bringen die jungen Leute die Nacht in dem Hause der Braut zu, und am andern Morgen führt der junge Ehemann seine Frau, in Begleitung ihrer sämmtlichen Freunde, welche alle zu einem andern Gastmal erforderlichen Vorräthe mit sich nehmen, in seine Wohnung. Bei diesem Heimführen der Braut wird ein seltsamer Gebrauch beobachtet; sie muß nämlich beständig vor ihrem Manne hergehen, und er darf sie nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren. Der Grund hiervon liegt in einer Tradition, daß einmal bei einer solchen Gelegenheit ein Mann vorangegangen und seine Frau, ohne daß er es bemerkt habe, hinter ihm weggeführt worden sey; ein Vorfall, der sich bei einem Volke, das einen so geringschätzigen Begriff von dem Bande der Ehe hat, allerdings kann zugetragen haben. Der Hochzeittag wird stäts bei ihnen durch besondere Schmausereien gefeiert, und diejenigen, die es vermögen, erhöhen noch die Frölichkeit durch Musik und Tanz; das

Fest dauert häufig die ganze Nacht hindurch, wobei immer gewisse bestimmte Hochzeitgesänge gesungen werden.

Die Aussteuer, die einer Tochter mitgegeben wird, richtet sich nach dem Vermögen der Aeltern, und wenn das junge Paar nicht im Stande ist, sich sogleich selbst zu ernähren, so bleibt es noch eine Zeitlang bei den Aeltern wohnen. Finden auch nach der Heurath die jungen Leute, daß sie nicht für einander passen, so trennen sie sich ohne weitere Zeremonie, die Frau nimmt dann immer ihr Eingebrachtes wieder mit sich, um für ihren künftigen Mann eine eben so gute Partie zu werden. Auf diese Art heurathen und trennen sich Männer und Weiber zu verschiedenen Malen, bis sie endlich eine Partie finden, mit der sie den Rest ihres Lebens glauben zubringen zu können. Die Mädchen werden gewöhnlich schon im zwölften Jahre verheurathet; durch diesen frühen Umgang mit dem andern Geschlechte verlieren sie aber sehr zeitig die Blüte der Jugend, und sehen schon alt und hohläugig aus, wenn sie kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben. Das Klima trägt jedoch ebenfalls sehr viel zu diesem baldigen Verblühen bei; denn sie setzen sich beständig so ganz ohne Vorsicht der Sonne aus, daß ohne die Menge von Kokosnußöl, womit sie ihren Körper im Uebermaaß einsalben, ihre Haut bald aufplatzen und mit Blattern bedeckt seyn würde.

Die Cingalesinnen haben etwas weit gefälligeres in ihrem Betragen, und sind überhaupt weit angenehmer von Person als alle übrigen Indierinnen. Durch ihre

außerordentliche Reinlichkeit machen sie sich vorzüglich den Engländern sehr angenehm, obgleich diese im Anfange Mühe haben, sich an den starken Geruch des Kokosnußöls zu gewöhnen. Gleich allen übrigen Bewohnern des heißen Klima's sind die Ceyloner außerordentliche Freunde vom Baden; sie tauchen sich oft mehrere Male im Tag ins Wasser. In diesem Vergnügen werden sie jedoch häufig durch Krokodille gestöret, vor denen sie aber auch eine unbeschreibliche Furcht haben; um sich gegen diesen schröcklichen Feind zu schützen, umschließen sie einen kleinen Flek an dem Ufer eines Teiches oder Flusses, der gerade groß genug ist, um sich darin abzukühlen und waschen zu können, mit einem starken Pfahlwerke.

Die Ernsthaftigkeit der Ceyloner ist weit größer, als man sie von der Stufe der Kultur, worauf dieses Volk steht, erwarten sollte; wahrscheinlich rührt sie von der abergläubischen Furcht her, womit sie von ihrer frühesten Kindheit an angesteckt werden, und die ihnen ihr ganzes Leben hindurch ihre Existenz verbittert. Spiele und Belustigungen sind bei ihnen gänzlich unbekannte Dinge; mit den Kunststücken, wobei es auf Geschwindigkeit ankömmt, und wodurch die Bewohner von Hindostan so berühmt sind, geben sie sich durchaus nicht ab, sondern alle Taschenspieler, Gaukler, Tänzer und Zauberer, die man in Ceylon antrifft, kommen sämmtlich vom festen Lande herüber. Man könnte annehmen, daß durch den Zustand der Unterdrückung und Muthlosigkeit, worin die Cingalesen schon so lange geseufzet haben, ihre ursprünglichen Belustigungen außer Uebung gekommen, und nach

und nach gänzlich vergessen worden seyn; allein auch die Kandier haben keine eigenen Spiele, und so lange ich mich auf der Insel aufhielt, habe ich bei den sorgfältigsten Nachforschungen nichts von solchen Belustigungsarten unter ihnen entdecken können. Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß sie zu der Zeit, wo sie sich noch in einem blühenderen Zustande befanden, gleich andern Nationen auch einige Arten der Erholung für ihre müßigen Stunden mögen gehabt haben, und wirklich führt auch Hr. Knox eine oder zwei derselben an, die zu seiner Zeit noch am Neujahr und an besonderen Festen üblich gewesen waren; allein ihre beständigen Streitigkeiten mit den Portugiesen und Holländern, verbunden mit ihrem finsteren Aberglauben und der Tyrannei ihrer Regierung, haben wahrscheinlich diesen Schimmer von gesellschaftlichen Unterhaltungen, der kaum erst durch die Nacht der Barbarei durchzubrechen anfieng, nach und nach wieder gänzlich bei ihnen ausgelöscht.

Während der nassen Jahreszeit sind die Ceyloner mehreren Arten von Krankheiten unterworfen. Jeder Mensch ist hier sein eigener Arzt, und folglich sind die Heilmittel außerordentlich einfach. Gewöhnlich bestehen sie darin, daß ein Pflaster von Kräutern oder Kuhmist auf den leidenden Theil gelegt wird, und ich habe selbst gesehen, daß dieses Mittel bei einem Manne angewandt wurde, der in einem heftigen Fieber lag, und dessen ganzer Körper über und über mit dieser Salbe beschmieret wurde. Der Aussatz scheint sehr bei ihnen zu herrschen, denn die Straßen von Kolumbo sind immer voll von

Cingalesischen Bettlern, die mit diesem schröcklichen Uebel behaftet sind. Ich habe einige unter ihnen gesehen, deren Haut halb schwarz und halb weiß aussah, denn diese Krankheit läßt an allen Stellen der Haut, wo sie ausbricht, weiße Flecken zurück, und es ist nichts ungewöhnliches, daß man solche Unglückliche sieht, deren eines Bein ganz weiß ist, während das andere noch die natürliche schwarze Farbe hat.

Die Krankheit aber, vor der die Ceylonesen am meisten Furcht haben, sind die Kinderpocken. Sie halten dieselbe für ein unmittelbares Werkzeug der Rache Gottes, und wenden daher auch durchaus keine Art von Beschwörungen oder Zaubermitteln dagegen an, wie sie es in allen ihren andern Krankheiten zu thun pflegen. Wenn einer von ihnen daran stirbt, so wird er für verflucht gehalten, und sein Leichnam nicht begraben; man trägt ihn bloß an einen ganz einsamen, unbesuchten Ort, und wirft einiges Gesträuch und Baumzweige über ihn. Diese finsteren Begriffe von dem menschlichen Verhängnisse werden sich jedoch hoffentlich durch den Umgang mit den Engländern bald bei ihnen verlieren, und die Eingebornen werden die Heilmittel der Europäer, wenn sie erst an diesen die Wirkungen derselben erfahren, ebenfalls annehmen. Besonders muß aber die Regierung dafür sorgen, daß die Einimpfung der Kuhpocken, durch deren neuerliche Entdeckung das Menschengeschlecht von der allerfurchtbarsten und verheerendsten Pest befreit werden kann, sobald als möglich bei ihnen eingeführet wird.

Die Sprache der Ceyloner könnte der sicherste Leitfaden zu seyn scheinen, um den eigentlichen Ursprung dieses Volkes auszumitteln; allein sie hüllt im Gegentheil alle desfallsigen Muthmaßungen nur noch in größere Dunkelheit ein; denn sie scheint dieser Insel schlechterdings eigenthümlich zu seyn, und wird von keiner einzigen unter den Malabarischen oder andern Nationen auf dem festen Lande von Indien gesprochen; auch können diese sie nicht ohne beträchtliche Mühe erlernen. Wenn es mir zukäme, meine Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der eine gründliche Untersuchung der Gelehrten erfordert, so möchte ich behaupten, daß ihre Sprache am meisten mit der Maldivischen verwandt ist. Während meines Aufenthaltes zu Kolumbo hatte ich häufig Gelegenheit, die Aehnlichkeit zwischen diesem Volke und den Ceylonern sowohl in dieser als in anderen Rücksichten zu beobachten; denn der König der Maldivischen Inseln schickt jährlich regelmäßig einen Gesandten mit Geschenken an den englischen Gouverneur in Ceylon ab, um zwischen beiden Nationen ein freundschaftliches Verhältniß zu erhalten. Die Maldiver, die sich in seinem Gefolge befinden, haben an Bildung, Gesichtsfarbe und der Art sich zu kleiden, weit mehr Aehnlichkeit mit den Ceylonern, als mit irgend einem Malabarischen Volke, und auch ihre Sprache schien mir ungefähr den nämlichen Regeln zu folgen.

Es giebt jedoch zweierlei Dialekte in der Ceylonischen Sprache, die beträchtlich von einander unterschieden

sind, und wovon auch jeder seine besondere Sprachlehre hat. Die Poetische oder die Hofsprache, wird auch das Kandische Sanskrit oder eigentlicher das Paulee oder Mangada genannt. In diesem Dialekte, der in denjenigen Gegenden des Innern gesprochen wird, wo sich wahrscheinlich die Sprache am reinsten erhalten hat, findet man eine beträchtliche Menge Arabischer Worte, und er wird für den weichsten und wohlklingendsten gehalten. Die Gelehrten mögen beurtheilen, was allenfalls aus dem Umstande, daß das Arabische einen so beträchtlichen Theil der Ceylonischen Sprache und zwar in denjenigen Gegenden ausmacht, wo die letztere noch in ihrer ursprünglichen Reinheit gesprochen wird, gefolgert werden kann. Bei den Einwohnern ist allgemein die Meinung angenommen, daß das Arabische ihre ursprüngliche Sprache gewesen sey, und daß dieselbe späterhin durch eine, über die Adamsbrücke von dem festen Lande von Indien gekommene Kolonie eine Beimischung von der Sanskrit-Sprache erhalten habe. Von den Cingalesen, die an den Seeküsten wohnen, wird der gemeine Dialekt gesprochen, der daher auch den Namen der Cingalesischen Sprache führt; er ist durch Einführung fremder Worte äußerst verdorben worden, und man findet nichts mehr von dem Wohlklange und der Stärke darin, welche die im Innern übliche Sprache besitzen soll. Ich habe das an den Küsten gesprochene Cingalesische weit weniger angenehm gefunden, als irgend eine andere Indische Sprache, die ich je zu hören bekam.

Die hyperbolischen Komplimente und Schmeiche-

leten, die allen Asiatischen Völkern gemein sind, werden nirgends in einer größern Vollkommenheit gefunden, als auf der Insel Ceylon. Man wägt hier mit einer solchen pünktlichen Genauigkeit den Ausdruck nach dem Stande der Person ab, mit welcher man spricht, daß ein Europäer sich nicht genug darüber verwundern kann. In den Augen der Einwohner kann ein Mensch keine größere und unverzeihlichere Unschicklichkeit begehen, als wenn er sich gegen Vornehmere einer Redensart bedient, die bloß für seines gleichen oder für einen Geringeren passend ist.

Die Eintheilung ihrer Zeit ist fast die nämliche wie bei uns, außer daß ihr Jahr mit dem acht und zwanzigsten März anfängt. Auch das Schaltjahr beobachten sie, um die einzelnen Zeittheile, die in die regelmäßige Berechnung nicht mehr passen, gehörig anzubringen; sie fangen nämlich alsdann ihr Jahr um einen Tag früher oder später an, d. h. mit andern Worten, sie setzen dem vorigen Jahre noch einen Tag zu. Den ersten Monat des Jahres nennen sie Wasachmahayé, den zweiten Pomahayé u. s. w., wobei jeder Name sich mit der Lieblingssylbe ayé endiget. Ihre Monate sind wie die unsrigen in Wochen von sieben Tagen eingetheilt. Den ersten Tag der Woche, der mit unserm Sonntage übereinstimmt, nennen sie Fridahé, und die folgenden Sandudahé, Onghorudahé, Bodadahé, Braspotindahé, Sekouradahé und Henouradahé. Der Mittwoch und der Sonnabend sind die Tage, an welchen sie ihre Religionsübungen ver-

richten. Der Tag, der bei ihnen von Sonnen-Aufgang bis zu Sonnen-Untergang gerechnet wird, ist in fünfzehn Stunden, und die Nacht in eben so viele eingetheilt; hieraus entsteht eine äußerst regelmäßige Eintheilung der Zeit, weil die Länge des Tages und die der Nacht nur sehr wenig von einander abweichen. In dem gesellschaftlichen Zustande, worin sie sich befinden, ist jedoch die pünktliche Ausmessung der Zeit kein wesentliches Erforderniß für sie, und sie behandeln daher auch diesen Gegenstand mit großer Nachlässigkeit. Vor der Ankunft der Europäer auf der Insel scheinen sie auch nicht einmal die allerroheste Art von Sonnenuhren gekannt zu haben. Bei besonderen Gelegenheiten bedienen sie sich eines Gefäßes mit Wasser, in dessen Boden ein Loch befindlich ist, durch welches das Wasser nach ihrer Berechnung gerade in der Zeit von einer Stunde herausfließt. Dieses rohe Werkzeug war für ihr Bedürfniß vollkommen hinreichend, und auch von diesem wurde nur selten anders als bei Hoffeierlichkeiten Gebrauch gemacht.

Die Gelehrsamkeit der Ceyloner schränkt sich größtentheils bloß auf einige vermeinte Kenntnisse in der Astrologie ein. In älteren Zeiten scheinen sie jedoch allerdings einige Literatur und auch einige Kenntnisse in den feineren Künsten besessen zu haben, denn auf dem Adamsberge, dem Hauptorte ihrer gottesdienstlichen Verehrungen, und in den Ruinen mehrerer ihrer Tempel hat man alte Inschriften gefunden, die sie jetzt nicht mehr zu erklären im Stande sind. Die Holländer haben zu verschiedenen Malen einige der unterrichtetsten Makabaren und Personen

von fast allen den vielerlei Völkerschaften des festen Landes dahin abgeschickt, um diese Inschriften zu entziffern allein ob sie gleich von allen unter den Eingebornen vorhandenen Traditionen genau unterrichtet waren, und sogar von diesen selbst in ihrer Arbeit unterstützt wurden, so konnten sie doch niemals einen Sinn herausbringen. In der Gegend um Sittivacca hatte ich selbst Gelegenheit einige solche Inschriften in den Ruinen einer Pagode zu sehen.

Das Lesen und Schreiben sind bei den Ceylonern äußerst ungewöhnliche Talente, und bei den Kandiern schränken sich diese Künste hauptsächlich nur auf die Gelehrten von derjenigen Sekte ein, die den Namen Gonies führt; diese werden aber sämtlich von dem Könige in Dienste genommen, um die Staatsschriften und solche, welche die geistlichen Angelegenheiten betreffen, zu verfertigen. Hierbei bedienen sich dieselben immer der Arabischen Charaktere.

Da sie die Kunst, Papier zu machen, nicht verstehen, so bedienen sie sich zum Schreiben der Blätter des Talipot-Baumes. Diese Blätter sind aber außerordentlich groß, und daher schneiden sie einen bis anderthalb Schuhe lange und ungefähr einige Zoll breite Streifen aus derselben, glätten sie und schneiden sorgfältig alle Auswüchse aus denselben heraus; worauf sie ohne weitere Zubereitung zum Gebrauch fertig sind. Diese Talipot-Blätter sind sehr dick und steif und die Buchstaben werden mit einem fein zugespitzten stählernen Stift, der einer Pfrieme

ähnlich und mit einen hölzernen oder auch elfenbeinernen auf mancherlei Art verzierten Handgriffe versehen ist, darauf geschrieben oder vielmehr in dieselben hinein gegraben. Um die Schrift deutlicher und lesbarer zu machen, reiben sie eine Mischung von Oel und pulverisirten Holzkohlen hinein, und hierdurch wird sie auch zugleich so dauerhaft, daß sie durchaus nie mehr verwischt werden kann. Ist ein solcher Streif nicht hinlänglich, um alles zu fassen was sie über einen Gegenstand zu schreiben haben, so reihen sie mehrere derselben vermittelst einer durchzogenen Schnur an einander und befestigen sie auf ein Bretchen, so wie es bei uns mit den Zeitungen zu geschehen pflegt.

Zuweilen bedienten sich die Ceyloner auch der Palmblätter zum Schreiben, allein die von dem Talipot werden ihrer Breite und Dicke wegen vorgezogen. Wenige von den Eingebornen und zwar nur solche aus den höheren Ständen, die sehr viel Verkehr mit den Europäern und sonst weitläuftige Rechnungen zu führen haben, bedienen sich anderer Schreibmaterialien, als die eben angeführten. Zuweilen machen sie jedoch auch Gebrauch von einer Art Papier, das aus Baumrinde bereitet wird. Ich habe mehrere solche Talipot-Bücher oder Schnüre, die von den Eingebornen Olioes genannt werden, gesehen, die kostbar verziert und mit dünnen elfenbeinernen, ja sogar auch mit goldenen und silbernen Leisten eingebunden waran. In der Verfertigung solcher Schriften zeigen die Ceyloneſen eine große Geschicklichkeit und außerordentliche Pünktlichkeit. In den Briefen, welche von dem Könige an die Holländische Regierung geschickt wurden, scheint

es sich der Monarch haben angelegen seyn lassen, seine Herrlichkeit und Pracht durch den Reichthum und den Glanz, womit dieselben abgefaßt waren, an den Tag zu legen. Die Schrift war in Blätter von geschlagenem Gold, in Gestalt von Kokosbaumblättern, eingeschlagen und dann in einen reich verzierten und mit kostbaren Steinen fast ganz bedeckten Umschlag gewickelt; das Ganze lag wieder in einem silbernen oder elfenbeinernen Kästchen, das mit dem großen Kaiserlichen Siegel verschlossen war. Die nämliche Pracht ist auch bei den Briefen beobachtet worden, die an die Englische Regierung, seitdem diese Nation die Insel im Besitze hat, geschickt worden sind.

Die Fortschritte der Ceyloner in den Künsten des gemeinen Lebens stehen mit dem Zustande ihrer Literatur in gleichem Verhältnisse. Ihr Ackerbau ist in der allerschlechtesten Verfassung, und vielleicht werden in keinem Theile von Indien die Ländereien mit größerer Nachläßigkeit bestellt. Die Ceyloner sind wie alle andere Bewohner von gebirgigten Ländern, denen das Hirtenleben zur Gewohnheit geworden ist, im höchsten Grade faul und träge. Ihr Boden liefert ihnen da wo er bewässert werden kann, eine hinlängliche Quantität Reiß, um ihre Existenz zu erhalten und dies scheint durchaus alles zu seyn, was sie verlangen. Bis jetzt hat das Beispiel der Europäer in der Kultur der Zimmtbäume noch keine Nacheiferung bei ihnen erweckt, und auch ihre rohen Werkzeuge zum Ackerbau sind noch nicht im geringsten verbessert worden. Ihr Pflug bestehet bloß in einem gekrümmten Stücke Holz, welches so gestaltet ist, daß das eine Ende zum Grisse dient,

während das andere, das mit Eisen beschlagen ist, damit das Holz sich nicht abnütze, den Boden pflügt oder vielmehr leicht aufreißt. Dieses äußerst rohe Werkzeug entspricht jedoch ganz seinem Zwecke, denn es kömmt den Ceylonern nicht darauf an, regelmäßige Furchen zu ziehen, sondern bloß die Erde aufzulockern, damit das Wasser, womit sie nachher das Land überschwemmen, sie vollkommen durchdringen kann. Wenn die Felder mit diesem Instrumente einmal gepflügt sind, so werden sie unter Wasser gesetzt, denn Wasser ist das einzige Düngungsmittel, dessen sie sich bedienen. Nach einiger Zeit wird dieses wieder abgelassen und die Felder werden zum zweitenmal gepflügt. Durch das Wasser wird nicht nur dem Reiße seine gehörige Nahrung gegeben, sondern zugleich auch das Unkraut ausgerottet. Der einzige lobenswerthe Zug in ihrer Land-Oekonomie ist die Sorgfalt, womit sie ihre Felder vor dem Unkaute zu schützen suchen; allein dies kostet sie freilich sehr wenige Mühe, da sie Gelegenheit haben, den ganzen Boden zu überschwemmen. Die übrigen Werkzeuge, deren sie sich zum Ackerbau bedienen, bestehen in einem Brete, womit sie die Felder eben machen und es zu diesem Ende auf dem scharfen Theile durch Ochsen darüber hinziehen lassen; und in einem anderen Stück Bret, das am Ende einer langen Stange befestiget ist und ihnen statt eines Rechens dient.

Wenn die Zeit zum Pflügen herankömmt, so macht jedes Dorf dieses Geschäft zu einer gemeinschaftlichen und allgemeinen Angelegenheit und jeder Einwohner arbeitet

so lange mit seinem Pfluge und seinen Ochsen, bis die sämtlichen dieser Gemeine zugehörigen Felder bestellt sind. Das nämliche Verfahren hat auch nachher bei dem Schneiden des Getraides statt; daher sind die Saat- und die Aerndtezeit diejenigen Jahreszeiten, wo ein allgemeiner Fleiß herrscht, und die freundschaftlichste Nachbarschaft beobachtet wird. Jeder Einwohner des Dorfes liefert der ganzen Gemeinde, so lange sie die ihm zugehörigen Felder bestellt, die nöthigen Lebensmittel. Die Frauenspersonen dürfen aber an keiner von diesen mühsamen Beschäftigungen Theil nehmen; ihre Arbeiten bestehen bloß darin, daß sie das Getraide hinter den Schnittern zusammen sammeln, und ihnen im Aufheben desselben behülflich sind.

Sowohl zum Pflügen, als auch zum Dreschen bedienen sie sich der Ochsen, die zu diesem letzteren Zwecke das Getraide mit dem Füßen stampfen. Diese Methode, den Reiß von dem Stroh abzusondern, ist auch in der That weit förderſamer als das bei uns übliche Dreschen, und da es auch noch überdies weit weniger Mühe verursacht, was in den Augen der Ceyloner von der höchsten Wichtigkeit ist, so wird dieser Gebrauch wahrscheinlich immer beibehalten werden. Um den Reiß auszuhülsen wird er in einem Mörser gestossen, oder noch weit häufiger auf einer harten Tenne gedroschen; wenn jedoch der Reiß brüchig oder spröde ist und daher leicht bei dieser Arbeit zermalmet werden könnte, so wird er vorher gekocht, ehe sie ihn dreschen.

Aus dieser kurzen Schilderung ihres Ackerbaues sieht

man offenbar, daß die Felder in Ceylon keine solche Aerndten hervorbringen können, als bei einer besseren Kultur zuverlässig geschehen würde. Bei einer vernünftigeren Bestellung des Bodens würde die Insel wahrscheinlich sehr bald im Stande seyn, nicht nur ihre jetzigen Einwohner, sondern auch noch eine weit größere Volksmenge hinlänglich mit Lebensmitteln zu versorgen. Bei der außerordentlichen Trägheit, worin die Ceylonern versunken sind, benutzen sie jedes Mittel, um der Arbeit auszuweichen, und die geringe Quantität von Lebensmitteln, die zur Erhaltung ihrer Existenz erforderlich ist, setzt sie auch in den Stand, den größten Theil des Jahres hindurch im strengsten Verstande unthätig und müßig zu seyn. So gering aber auch die Arbeit ist, die zum Anbau ihrer Reißfelder erfordert wird, so verpachten dennoch sehr viele unter ihnen die ihnen zugehörigen Felder an ihre etwas weniger trägen Nachbarn für eine gewisse Quantität Getraide, die gewöhnlich in dem dritten Theile des Ertrags besteht. Mehr können sie nicht davon bekommen, weil ein sehr ansehnlicher Theil desselben ohnehin schon abgegeben werden muß, denn sie müssen nicht nur sehr viel an die Priester zur Unterhaltung der Tempel und des Gottesdienstes abliefern, sondern sie bringen auch freiwillig eine große Quantität davon ihren Göttern zum Opfer dar, wodurch sie ihnen theils für den geschenkten Seegen Dank abstatten, theils sie auch um ihren ferneren Schutz und Beistand anflehen wollen.

Achtes Kapitel.

Religion der Ceyloner.

Die Religion der Ceyloner macht einen der hervorstechendsten Züge in dem Gemälde derselben aus, denn sie hat den wesentlichsten Einfluß auf ihre Sitten und auf alle Verhältnisse ihres Lebens. Es giebt kein Volk, das in einem höheren Grade von abergläubischer Furcht gequält wird; in allen ihren Handlungen werden sie durch Anzeigen und Vorbedeutungen geleitet, und diese bestimmen von ihrer Geburt an das ganze Schicksal ihres Lebens. Sobald ein Kind auf die Welt kömmt, so haben die Aeltern nichts eiligeres zu thun, als einen Astrologen herbeizurufen, um von ihm zu erfahren, ob dasselbe bestimmt sey, glücklich oder unglücklich zu werden; erklärt der Astrolog, daß es zum Unglück geboren ist, so geschieht es sehr häufig, daß sie dem Elende, das in Zukunft auf dasselbe warten soll, dadurch zuvor kommen, daß sie es sogleich ums Leben bringen. Wenn sie des Morgens ausgehen, so geben sie ängstlich Achtung, was für ein Gegenstand ihnen zuerst aufstößt, und je nachdem dieser nach ihrer Meinung von guter oder schlechter Vorbedeutung ist, je nachdem prophezeihen sie ihrem vorhabenden Geschäfte einen günstigen oder ungünstigen Erfolg. Ein Weisser, oder eine Frau mit einem Kinde werden für vorzüglich glückliche Anzeigen gehalten; allein einem Bettler zu be-

gegnen oder einer ungestalten Person, ist in ihren Augen ein schröcklicher Unfall, und wenn sie es nur immer möglich machen können, so lassen sie alsdann das Geschäft, um deswillen sie ausgegangen sind, für diesen Tag liegen. Ich habe auf Spatzierritten, die ich des Morgens zu machen pflegte, häufig eine lange Reihe von Cingalesen gesehen, die alle mit der größten Behutsamkeit einer in des anderen Fußstapfen traten und ängstlich abwarteten, was für eine Anzeige dem vordersten zuerst aufstoßen würde; ich als ein Europäer war ihnen daher immer ein höchst erfreulicher Anblick.

Dieser ängstliche Aberglaube, der die Seelen der Ceylonern fesselt und verwirret, ist größentheils eine Wirkung des Klimas, worin sie leben. Man sollte glauben, weil die Gewitterstürme so häufig in Ceylon wüten, daß die Eingebornen nach und nach daran gewöhnt werden müßten; allein das Rollen des Donners ist zu schröcklich und die ungesehenen Wirkungen des Blitzes zu furchtbar, als das sich Jemand, der nicht wenigstens einige Kenntnisse von den Ursachen dieser Naturerscheinungen besitzt, von aller Furcht vor denselben jemals ganz losmachen könnte. Die armen Ceyloner halten diese Gewitter für Strafgerichte des Himmels, und glauben, daß sie von den Seelen schlechter Menschen, die abgeschickt wären, um sie zu quälen und für ihre Sünden zu bestrafen, verursachet würden. Die Menge von Gewittern, die bei ihnen ausbrechen, halten sie für einen Beweis, daß ihre Insel der Herrschaft von bösen Geistern übergeben ist, und es ist für sie ein höchst trauriger Gedanke, daß der

nämliche Ort, wo einst Adam gewohnt habe und wo der Sitz des Paradieses gewesen sey, jetzt ein so schröckliches Schicksaal haben muß. Diese Idee, daß böse Geister die Herrschaft über die Insel besitzen, haben jedoch die Ceyloner nicht allein, sondern die Malabaren und übrigen Indier sind ebenfalls davon eingenommen, weil sie eben so wenig wie jene die häufigen Gewitter, die hier herrschen, begreifen können; ja sogar bei den Holländern, die auf der Insel wohnen, hat diese Meinung allgemeinen Eingang gefunden. Die Feinde, von denen sich die Ceyloner umschwebt glauben, sind ohne Zahl. Jede Krankheit oder jeder Unglücksfall, der sie trifft, ist eine unmittelbare Wirkung der bösen Dämonen; dahingegen jedes Glück, das ihnen wiederfährt, oder jeder gute Erfolg einer Unternehmung ihnen geradezu aus der Hand des wohlthätigen Gottes zufließt. Um sich gegen die Macht der unteren Gottheiten, die sie sämtlich für böse Geister, ihre Gewalt aber keinesweges für unwiderstehlich halten, zu schützen, tragen sie Amulette von allen möglichen Arten an sich, und wenden eine Menge Zaubermittel an, um die Hexereien und Verzauberungen, von denen sie auf aller Seiten umringt zu seyn glauben, unwirksam zu machen.

Diese Schimären haben sich der Seelen der Ceyloner von Kindheit an mit einer solchen Gewalt bemächtiget, daß sie auch bei Erweiterung ihrer Kenntnisse und selbst bei der Ueberzeugung, daß es eine Thorheit ist, dennoch nicht im Stande sind, sich ganz davon loszumachen. Viele sogar unter denen, die sich zum Christenthum bekehrt haben, werden noch immer von ihrer ehemaligen Furcht ge-

martert und sehen mit Betrübniß und Neid auf die Geistesstärke der Europäer, womit dieselben diesen täuschenden Blendwerken den Zugang in ihre Seelen verschließen; sie sind überzeugt, daß es bloße Vorurtheile sind, und doch können sie sich von den marternden Wirkungen derselben nicht befreien. Diejenigen hingegen, die zu Kolumbo und in den anderen Städten der Insel leben, wo sie Gelegenheit haben, das Beispiel der Europäer zu benutzen, haben es doch nach und nach dahin gebracht, daß sie wieder ziemlich viele Ruhe der Seele besitzen. Manche unter ihnen gehen sogar soweit, daß sie ihren unteren Gottheiten offene Fehde ankündigen. Es ist jedoch überhaupt nichts ungewöhnliches bei den Cingalesen, daß sie, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt werden, oder wenn sie, ungeachtet ihrer wiederholten Gebete, von einer Reihe ungünstiger Zufälle betroffen werden, sich mit ihren Gottheiten herumzanken, sie schelten und sogar ihre Bildnisse mit Füßen treten.

Desto unglücklicher sind aber die armen Bauern, die in den gebirgigteren Gegenden des Landes und in einer beträchtlichen Entfernung von unseren Kolonien wohnen; diese sind in keinem Augenblick ihres Lebens von der quälendsten Furcht vor diesen bösen, sie überall umschwebenden Dämonen befreiet. Ihre Einbildungskraft ist so voll von diesen Vorstellungen, und wird so sehr dadurch zerrüttet, daß sie nicht selten darüber in Narrheit verfallen. Ich habe selbst mehrere Cingalesische Wahnsinnige gesehen, und wenn ich mich nach der Ursache, wodurch sie ihres Verstandes beraubt worden sind, erkundigte, so war es

immer ein Uebermaaß von abergläubischer Furcht, das sie in diesen unglücklichen Zustand versetzt hatte.

Der Aufklärung der Ceyloner und der Befreiung von ihrer abergläubischen Furcht werden hauptsächlich durch den Eigennutz ihrer Priester Hindernisse in den Weg gelegt, denn diese verstehen die Kunst, sich die bösen Geister dienstbar zu machen vortrefflich. Damit das Obst nicht gestohlen wird, hängt das Volk gewisse plumpe Figuren rings um den Baumgarten herum und weiht denselben den bösen Dämonen; worauf selten ein eingeborner Ceyloner es um irgend einen Preis wagen würde, das Obst auch nur anzurühren. Aber auch der Eigenthümer kann es nicht eher genießen, bis diese Weihung wieder aufgehoben ist; er trägt zu diesem Ende einen gewissen Vorrath davon in die Pagode, und alsdann heben die Priester, die das Mitgebrachte für sich behalten, den Zauber, der auf den übrigen liegt, auf. Sollte es jedoch irgend einmal geschehen, daß nach verrichteter Weihung ein Theil des Obstes von einem weniger gewissenhaften Nachbaren dennoch wäre gestohlen worden, so brechen sie in die allerlächerlichsten und ausschweifendsten Verwünschungen gegen die bösen Dämonen aus, die niederträchtig genug gewesen wären, das ihrer Obhut anvertraute Pfand zu verrathen.

Diese ausschweifende Furcht und die darauf Bezug habenden Zeremonien machen den wichtigsten Gegenstand ihrer Verehrung übernatürlicher Wesen aus. Worin aber eigentlich das Wesentliche ihrer Religion besteht, da-

von besitzen weder die Europäer noch auch sie selber einen deutlichen Begriff. Viele haben behauptet, es wäre, mit einiger Abweichung in der Form und den Namen, die Religion der Hindus; allein wenn wir der Einbildungskraft freies Spiel lassen, so ist nichts leichter, als Aehnlichkeiten zwischen verschiedenen Religionen aufzufinden. Die Religion der Ceyloner scheint mir auf ein ganz anderes System von Götzendienst gegründet zu seyn, als die der Hindus, obgleich mehrere Grundsätze der letzteren darin aufgenommen seyn mögen; außerdem ist aber auch sehr vieles darin von der Muhammedanischen Religion erborgt. In einem Punkte stimmt sie mit beiden sowohl als auch mit der Christlichen überein, nämlich in der Anerkennung eines einzigen höchsten Wesens, das alle Dinge erschaffen hat und regiert; dagegen weichen sie in einem anderen Punkte von den Muhammedanern und den strengen Hindus ganz ab, denn sie hegen die höchste Verehrung für die christliche Religion und es haben sich schon viele von ihnen zu derselben bekehrt, ohne daß sie von ihren Mitbürgern wegen dieses Abfalles besonders wären getadelt worden. Daß sie aber bei der Anbetung eines einzigen höchsten Wesens, das mächtiger als alle übrigen ist, dennoch zu gleicher Zeit auch Dämone, Thiere und sogar Produkte der Erde göttlich verehren, ist ein Beweis von der wunderbaren Verwirrung, die in ihren Religionsbegriffen herrscht.

Die untergeordneten Dämonen werden allein von den Ceylonern für böse gehalten, und daher fürchten sie sich vor denselben weit mehr, als vor den mächtigeren,

Gottheiten, die nach ihrer Meinung bloß Glück und Seegen über sie ausgießen. Sie nehmen nämlich außer dem einzigen höchsten Wesen, das sie als den Schöpfer und Regierer des Himmels und der Erde verehren, und außer den bösen, sie zu quälen bestimmten Dämonen, noch eine Menge von unteren Gottheiten an. Diese letzteren, die beständig über sie wachen, halten sie für die Seelen von verstorbenen guten Menschen, und die Dämonen für die Geister der schlechten; von beiden glauben sie aber, daß sie mit Erlaubniß des höchsten Wesens handeln. Der Gott, der diesem höchsten Wesen an Würde zunächst kommt, ist ihr Buddhu, der Erlöser der Seelen. Diese Idee von einem Erlöser scheint mehr oder weniger in allen Religionen auf der ganzen Erde vorhanden zu seyn, und, was noch weit merkwürdiger ist, die Hoffnungen, die man sich von der Vermittelung dieses Erlösers macht, sind durchaus in allen Religionen die nämlichen. Nach den allgemeinen Traditionen war Buddhu ursprünglich der Geist eines guten Menschen, der noch einmal auf die Erde herabgeschickt wurde, und nachdem er eine unzählbare Menge tugendhafter Handlungen verübt hatte und in hundert und neun und neunzig verschiedene Gestalten verwandelt worden war, wieder in den Himmel hinauf gestiegen ist, wo er sich jetzt unabläßig bemüht, seinen Verehrern Verzeihung auszumitteln. Die Zeit, wo diese Verehrung des Buddhus in Ceylon eingeführt worden ist, wird von den Ceylonern ungefähr auf vierzig Jahre nach der christlichen Zeitrechnung angegeben; damals, sagen sie, sey zwischen den Braminen und den Verehrern des Buddhus, die bis zu jener Zeit eine von

den religiösen Sekten auf dem festen Lande ausgemacht hätten, ein heftiger Streit entstanden, worin die Braminen den Sieg davon getragen und die Buddisten gezwungen hätten, sich auf die Insel Ceylon zu flüchten. Was aber hier vorher für eine Religion eingeführt war, und ob es etwa schon die nämliche gewesen ist, darüber wäre es vergebens und in der That auch sehr zwecklos Untersuchungen anzustellen. Ursprünglich sollen die Buddisten eine Sekte von Mönchen, oder vielmehr von Eremitten gewesen seyn, die ein herumwanderndes, einsiedlerisches Leben geführt, sich der strengsten Keuschheit geweihet, allen irdischen Dingen, so wie allem Eigenthum entsagt und sich in der alleräußersten Armuth bloß mit Handlungen der Frömmigkeit abgegeben hätten.

Die Priester des Buddhs sind in Ceylon die vornehmsten unter allen. Sie führen den Namen Tirinanzes und stehen an dem Hofe von Kandi in dem höchsten Ansehen, denn die meisten Geschäfte gehen durch ihre Hände. Der König hat keine Gewalt über sie, sondern muß sie immer durch Schonung ihrer Freiheiten und durch Ertheilung aller Arten von Auszeichnungen bei gutem Willen zu erhalten suchen. Für diese Behandlungsart haben sie sich aber auch bei mehrerern Gelegenheiten dankbar erwiesen und ihm theils dadurch, daß sie Unruhen und Empörungen in seinem eigenen Lande wieder beilegten, theils auch daß sie das Volk aufmunterten, ihm in seinen Kriegen gegen die Holländer bereitwillig beizustehen, wesentliche Dienste geleistet.

Diese Klasse von Priestern steht in einem solchen

Grade von Achtung und Verehrung, daß ihre Personen für heilig gehalten werden; der König von Kandi darf, so uneingeschränkt auch sonst seine Gewalt ist, sie auch sogar dann, wann sie sich gegen ihn selbst in eine Verschwörung eingelassen haben, weder am Leben noch auf irgend eine andere Art strafen. Sie besitzen das Recht, ihre Obern selbst zu erwählen, und ihr Oberpriester, oder Erzbischoff, besitzt die Gewalt, in allen Religionsstreitigkeiten den entscheidenden Anspruch zu thun. Das Corps der Tirinanxen wird von dem Könige aus den Edelleuten des Landes erwählt, und folglich besitzen sie sämtlich schon an und für sich und ohne Rücksicht auf ihre geistliche Würde, eine gewisse Gewalt und einen nicht unbedeutenden Einfluß. Die tiefe Ehrfurcht, und die Ehrenbezeugungen, die ihnen überall erwiesen werden, sind Beweise von der großen Abhängigkeit, worin sie das Volk von sich zu erhalten wissen. Alle Stände beugen sich vor ihnen; wenn sie sich niedersetzen, so finden sie stäts ihre Stühle mit einem weissen Tuche bedeckt, und wohin sie gehen, wird immer das breitere Ende eines Talipot-Blattes vor ihnen hergetragen; dies alles sind aber Vorrechte von der äußersten Wichtigkeit, und die sonst Niemand anders als bloß dem Monarchen zukommen. Auch sind die Tirinanxen von allen Arten von Abgaben befreiet. Dagegen aber sind sie gewissen Einschränkungen und Regeln unterworfen und dürfen unter andern durchaus weder Wein trinken, noch sich mit dem andern Geschlecht abgeben; von diesem Zwange können sie sich zu jeder Stunde losmachen, denn es steht bei ihnen, wann sie wollen aus dem Orden wieder herauszu treten.

Ihr Anzug besteht in einem langen und weiten Stücke von gelbem Tuche, das über die linke Schulter geworfen und um den Leib durch einen Gürtel von dem nämlichen Tuche befestiget wird. Die rechte Schulter, die Aerme, der Kopf und die Füße sind vollkommen nackt; in der einen Hand tragen sie einen bunt gemalten Stab und in der andern einen Sonnenschirm, der aus dem breitern Ende des Talipot-Blattes besteht.

Die Tempel des Buddhs sind größer und prächtiger, als die aller übrigen Gottheiten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sie dem höchsten Wesen niemals Tempel errichten, noch auch dasselbe unter irgend einem Bildnisse darstellen. In den Tempeln des Buddhs aber sieht man viele menschliche Figuren, die wie die Priester dieses Gottes gekleidet sind, und vielerlei zum Theil sehr sonderbare Stellungen haben; manche sitzen mit kreutzweis über einander geschlagenen Beinen auf der Erde, und haben wie die Weiber lange buschige Haare um den Kopf herum hängen; andere liegen der Länge nach auf der Erde. Zu Ruanelli, in dem Innern der Insel, sah ich eine ungeheure Figur, die über zwanzig Fuß lang war, in der Höle eines Felsens liegen. Ich werde jedoch weiter unten in der Erzählung von der Gesandtschaft nach Kandi Gelegenheit finden, dieses Götzenbild näher zu beschreiben.

In dem Innern von Ceylon bestanden alle Ruinen von Pagoden und Tempeln, die ich zu sehen bekam, aus gehauenen Steinen und waren von einer weit vorzüglicheren Arbeit als die in den ebenen Gegenden der Insel. Meh-

rere davon hatten sich noch sehr gut erhalten und wenn man sie mit den in neueren Zeiten aufgeführten Tempeln vergleicht, so sieht man offenbar, daß die Ceyloner entweder in älteren Zeiten einen weit höheren Grad von Kultur besessen hatten, oder daß die Insel von einem ganz anderen Volke als gegenwärtig, bewohnt worden war. Die meisten von diesen alten Denkmälern sind jedoch von den Portugiesen mehr oder weniger zerstört worden; denn dieses Volk hatte es aus vermeinter Politik darauf angelegt, alle Monumente der Kunst und eines frühern Glanzes, deren sich die unglücklichen Eingebornen zu erfreuen hatten, so viel als möglich war, zu vertilgen. Diese Barbaren begnügten sich auch nicht damit, die religiösen Gebäude der Ceyloner einzureißen, und zu zerstören, sondern sogar auch die Materialien woraus sie bestanden, die gehauenen Steine und Säulen, wurden an die Seeküsten transportirt, und dort die Festungswerke damit erbauet, wodurch sie die Fesseln, die sie den vormaligen Eigenthümern dieser Materialien anlegten, zu verstärken suchten.

Die Tempel der unteren Gottheiten sind elend, armselig und größtentheils bloß von Lehm und Holz erbaut. Eigentlich sind es bloße Hütten, die nur ein Stockwerk hoch sind, keine Fenster haben, und mit Kokosbaumblättern bedeckt sind. Ueber der Thüre dieser häßlichen Gebäude ist gewöhnlich eine Stange mit einer Art von Fahnen ausgesteckt, und bei derselben sieht man den ganzen Tag über ununterbrochen einen Priester sitzen. In dem Innern derselben findet man die allerlächerlichsten Bil-

der; außer Götzenbildern von aller Art giebt es auch darin Abbildungen von wilden Thieren und Vögeln, Stücke von geweihten Waffen und mehrere äußerst unanständige männliche und weibliche Figuren.

Die Priester der unteren Gottheiten sind zwar eben so wie die Tirinanres gekleidet, allein man kann sie doch sehr leicht von diesen durch den geringern Grad von Ehrfurcht, der ihnen erwiesen wird, unterscheiden. Man trifft überall einige von ihnen auf ihren Wanderungen durch die Insel an, und sie sind, ganz wie die von der nämlichen Klasse in Indien, faule unverschämte Vagabunden, die das Recht haben, ohne selbst zu arbeiten, und etwas nützliches zu treiben, durch Erpressungen vom Volke ein gutes gemächliches Leben zu führen. Die Einwohner selbst wissen recht gut, was für ein schlechtes Gesindel diese Priester sind, aber demohngeachtet versorgen sie dieselben reichlich mit allem, was sie verlangen; denn die abergläubische Furcht hat sich ihrer Seelen zu sehr bemächtiget, als daß es Einer unter ihnen wagte, sich diesem geistlichen Joche zu entziehen. Auch werden bei den Ceylonern alle religiöse Anstalten bloß durch diesen Aberglauben erhalten; denn regelmäßige Stiftungen sind nicht bei ihnen vorhanden. Die Kandier hingegen haben zur Unterhaltung ihrer Priester und Tempel, besonders derer des Buddus, einige Strecken Landes bestimmt, und bezahlen auch noch außerdem einige besondere Abgaben dafür; allein die Priester der unteren Gottheiten haben hieran keinen Antheil, und es ist ganz ihrer eigenen Geschicklichkeit überlassen, sich und ihre Tempel so gut sie können zu unterhalten. Dies

thun sie jedoch mit dem größten Erfolge, denn da alle Arten von Krankheiten für unmittelbare Beweise von dem göttlichen Zorne gehalten werden, so glauben die Einwohner, nur allein durch die Priester und in den Tempeln Mittel dagegen zu finden. Daher sieht man die letztern täglich mit einer Menge von Kranken umringt, die durch ihre Gebete die beleidigte Gottheit zu versöhnen hoffen, auch unterlassen sie niemals durch ein Geschenk, das sie auf den Altar niederlegen, ihren Gebeten den gehörigen Nachdruck zu geben. Die Priester überreichen diese Geschenke mit gewissen Zeremonien der Gottheit und dann thun sie dieselben klüglicher Weise zu ihrem eigenen Gebrauch bei Seite. Da die Priester, ihren Gesetzen nach, niemals den Tempel verlassen dürfen, als bis einige andere von dem nämlichen Orden ihre Stelle wieder einnehmen, so werden diese von Kranken und Frommen dargebrachte Opfer zu jeder Zeit pünktlich angenommen, während zugleich eine andere Abtheilung der Priester in dem Lande herumzieht und von den Einwohnern freiwillige Beiträge einsammelt. Die Jahrszeit der Krankheiten ist folglich die eigentliche Aerndte Zeit für die Priester. Außer mehreren anderen Geschenken pflegt der Ceyloner, wenn er sein Uebel für einigermaßen gefährlich hält, dem bösen Geiste, von dem er sich gequält glaubt, gewöhnlich auch einen Hahn zu opfern. Das Thier bleibt in diesem Falle noch so lange in seinem Hause, um unterdessen gehörig gemästet zu werden, bis es dem Jaddese, oder Priester gelegen ist, es in den Covel, oder Tempel abzuholen. Wenn daher bald ein besonderes Fest eintritt, so sieht man immer die Priester von Dorf zu Dorf herum gehen, und

die geopferten Hähne abholen; sehr häufig bekommen sie dann mehrere Dutzende auf einmal.

Der Mittwoch und Sonnabend in jeder Woche sind zwar eigentlich die bestimmten Tage, wo die Tempel besucht werden; allein die Kranken finden sich täglich von allen Seiten in denselben ein; auch werden zur Ehre ihrer Gottheiten, und um ihre Gunst zu erwerben, noch mehrere besondere Festtage gefeiert. Im Monat Junius, am Neumond hat ein solches Fest in allen Tempeln auf der ganzen Insel statt, und es strömen dabei eine Menge Menschen in die Pagoden; jedoch ist hierzu Niemand gezwungen, und da überhaupt die Ceyloner, so lange ihre Furcht nicht dabei ins Spiel kommt, in Religionssachen äußerst gleichgültig sind, so bleiben viele von ihnen bloß weil es ihnen nicht behagt, von dieser Feier weg. Zu Kandi wird dieses Fest mit dem allergrößten Pomp gefeiert, und der König wohnt demselben, umgeben von dem ganzen Glanze seines Hofes in Person bei. Bei dieser Gelegenheit, wo er gemeinschaftlich mit seinem Volke die Gottheiten anbetet, bringt er denselben auch sein jährliches Opfer dar.

Die großen Feste zu Ehren des Buddhs, werden jedoch nicht in den Tempeln, worin er gewöhnlich verehrt wird, gefeiert, sondern auf einem hohen Berge und unter einem geweihten Baume. Dieser Berg heist Hammalleel oder Adamsberg; er ist einer der höchsten auf der Insel und liegt ungefähr 50 Englische Meilen nordostwärts von Kolumbo. Von dem Gipfel dieses Berges soll, nach

einer Tradition, Adam den letzten Blick auf das Paradies geworfen haben, ehe er es auf immer verließ. Den Fleck, wo in jenem Augenblicke sein Fuß stand, will man noch jetzt in einem daselbst befindlichen Eindrucke finden, der zwar einem männlichen Fußstapfen ähnlich, aber mehr als noch einmal so groß ist. Nach diesem letzten Abschiedsblicke soll der Vater des Menschengeschlechtes auf das feste Land von Indien, das damals noch mit der Insel zusammengehangen habe, hinüber gegangen seyn; allein kaum habe er die Adamsbrücke zurückgelegt gehabt, so sey das Meer hinter ihm über getreten und habe ihm jede Hoffnung zur Rückkehr auf ewig abgeschnitten. Der Ursprung dieser Tradition mag seyn welcher er wolle, so scheint sie sich doch auf ihre frühesten Religionsbegriffe zu gründen, und sie würde sich wahrscheinlich nicht so tief ihnen eingeprägt haben, wenn sie nicht ursprünglich eine von ihren Religionslehren gewesen wäre. Ich habe mich häufig über diese Tradition von Adam bei Eingebornen aus verschiedenen Kasten erkundiget, und alle haben mir bestimmt versichert, daß die Sache vollkommen gegründet sey; als Beweis dafür führten sie mir alte Sagen und Prophezeihungen an, die schon seit Jahrhunderten bei ihnen im Umlauf waren. Hierbei ist es wenigstens auffallend, wie genau diese Tradition mit unsern Geschichtsbüchern übereinstimmt und es ist ein neuer Beweis, daß die Meinung von dem Ursprunge des Menschengeschlechts, so wie sie in der Bibel enthalten ist, fast bei allen Völkern des Erdbodens gefunden wird.

In einem Felsen nahe an dem Gipfel des Berges sieht

man auch noch eine große Kette, die ein Werk Adams seyn soll. Sie scheint allerdings in einem entfernten Zeitalter hier angebracht worden zu seyn, allein durch wen? und warum? es geschehen ist, kann man bei den verwirrten und mit Aberglauben untermischten Traditionen der Eingebornen unmöglich mehr herausbringen. Der Berg ist außerordentlich steil und schwer zu besteigen; in der Nähe des Gipfels müssen sogar an manchen Stellen die Eingebornen, wenn sie ihrer Andacht wegen hinauf gehen, sich der Seile und Ketten, die mit Klammern in den Felsen befestiget sind, bedienen und mit Lebensgefahr hinauf klettern. Gewöhnlich geschieht dieses äußerst beschwerliche Hinaufsteigen in der Nacht, denn bei der übermäßigen Hitze des Tages wäre es ganz unmöglich. Der Gipfel besteht aus mehreren großen, ganz ebenen Felsen, die reichlich mit Wasserquellen versehen sind.

Für diesen Berg als den ursprünglichen Wohnort Adams, haben nicht nur die Eingebornen in Ceylon, sondern auch eine Menge von Menschen von mancherlei Kasten und Religionen durch ganz Indien die höchste Verehrung und viele von ihnen besitzen auf demselben besondere, für ihre Religions-Uebungen bestimmte Plätze, zu denen sie in gewissen Jahreszeiten förmliche Wallfahrten anstellen. Auch die Römisch-katholischen Geistlichen haben aus dem Volksaberglauben zur Verbreitung ihrer eigenen Lehre Vortheil zu ziehen gewußt, und eine Kapelle die sie auf dem Berge erbaut haben, wird jährlich von einer großen Menge Christen von der Portugiesischen und Malabarischen Rasse besucht.

Auf diesem Adamsberge wird das große Fest des Buddus gefeiert. Die Cingalesen strömen von der Küste in ungeheurer Menge dahin, und es finden sich auch sehr viele Kandier daselbst ein; allein diese scheinen entweder aus Furcht vor der Anwesenheit der Fremden, oder aus einem Begriffe von größerer Heiligkeit das große Fest lieber in den Schatten des Bogaha-Baumes zu feiern, der bei Annarodgburro, einer alten Stadt in dem nördlichen Theile des Kandischen Staates steht. Zu diesem Heiligthume ist durchaus Niemanden, als allein den Unterthanen des Königs der Zutritt verstattet. Dieser Bogaha-Baum ist, nach der Tradition, plötzlich aus einem sehr entfernten Lande herbeigeflogen und hat sich selbst an dem Orte, wo er jetzt steht gepflanzt, um dem Gott Buddu zum Schirm und Obdache zu dienen; und unter seinen Zweigen hat auch dieser, so lange er auf der Erde wandelte, gewöhnlich geruhet. An diesem heiligen Orte liegen neunzig Könige begraben, die alle durch die Tempel und Bildnisse, die sie dem Buddu errichteten, sich der Aufnahme in die Wohnung der Seeligen würdig gemacht haben. Sie werden jetzt sämtlich als gute Geister abgeschickt, um über das Wohl ihrer Nachfolger zu wachen und sie besonders dagegen zu schützen, daß sie nicht unter die Botmäßigkeit der Europäer gebracht werden; denn dies halten sie für ein solches namenloses Unglück, daß sie nicht aufhören, die Götter um dessen Abwendung anzuflehen. Rings um den Baum sind für die Frommen, die hieher reisen, eine beträchtliche Anzahl von Hütten erbauet, und da von diesem geheiligten Orte alle Arten von Unreinlichkeiten entfernt werden müssen, so sind besondere Leute dabei ange-

stellt, die ihn beständig kehren und reinigen, und zugleich auch den Priestern bei Verrichtung der heiligen Zeremonien an die Hand gehen müssen.

Wegen des Vorzuges, den Buddu dem Bogaha-Baume vor allen andern gegeben hat, wird derselbe überhaupt von den Ceylonern für heilig gehalten. Ueberall auf der ganzen Insel, wo er gefunden wird, sind eigene Leute angestellt, die ihn warten und pflegen und vor Dürre oder Beschädigung schützen müssen. Die Nachfolger Buddus haben für diesen Baum die nämliche Verehrung, wie die Braminen für den Banianen-Baum.

So vielerlei religiöse Zeremonien und abergläubische Gebräuche aber auch bei den Ceylonern obwalten, so sind sie doch bei weitem keine solche fromme Eiferer, wie es bei den meisten Sekten auf dem festen Lande der Fall ist. Sie scheinen mehr durch Furcht, als durch wahren Eifer angetrieben zu seyn und meistens bekümmern sie sich nicht eher etwas um Religions-Angelegenheiten, als bis sie krank werden oder sich dem Ende ihres Lebens nähern; daher muß es ihnen desto mehr aufgefallen seyn, daß die Portugiesen sie mit so vieler Härte zur Annahme ihrer Religion zwingen wollten, da bei ihnen selbst nicht eine Spur von intolerantem Eifer zu finden ist. Sie sehen es nicht allein nicht ungern, wenn Europäer oder sonst Leute von anderm Glauben in ihre Tempel hineingehen und ihre Zeremonien mit ansehen, sondern sie halten es vielmehr für eine besondere Ehre, die ihnen erwiesen wird. Wenn man sie wegen ihres Aberglaubens zur Rede stellt, so ge-

ben sie gerne zu, daß ihre Furcht höchst albern ist, allein sie glauben, daß es ihnen unmöglich ist, sie abzulegen und halten sogar jeden Versuch, sich davon loszumachen, für gefährlich, weil sie fürchten, daß sie alsdann sogleich der Rache der bösen Geister Preiß gegeben würden. Den christlichen Priestern und Missionarien ist es zwar oft geglückt, ihren Religionslehren Eingang bei ihnen zu verschaffen, allein niemals sind sie im Stande gewesen, den Aberglauben, den sie von der Wiege an eingesogen hatten, ganz in ihnen auszurotten.

Zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich während meines Aufenthaltes auf der Insel, daß die Ceyloner auch Rosenkränze tragen, und an denselben gerade wie man es in katholischen Ländern sieht, indem sie auf den Straßen gehen, Gebete hermurmeln. Als ich die ersten sahe, glaubte ich, die, welche sie trugen, wären zu dieser Religion bekehrt, allein bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß sie noch sämmtlich eifrige Verehrer von Buddah wären. Ihre große Ehrfurcht für die Sitten der Europäer hat sie aber sehr frühzeitig veranlaßt, diesen Gebrauch von den Portugiesen anzunehmen; die Gebete aber die sie an ihren Rosenkränzen hersagen, haben durchaus keine Aehnlichkeit mit denen der Katholiken, sondern beziehen sich bloß auf ihren Aberglauben und sollen sie gegen den Einfluß der bösen Geister schützen.

Die Anhänger von Buddah glauben fest an die Unsterblichkeit der Seelen und an die Wanderung derselben in verschiedene Körper, ehe sie in den Nimban, oder die

Region der Ewigkeit aufgenommen werden. Die Seelen der Gerechten werden jedoch nach ihrer Meinung unmittelbar nach ihrem Tode zu Göttern erhoben, und ihre alten Propheten und guten Könige üben schon über diese ganze seit ihrem Tode verflossene lange Zeit her, die mit diesen hohen Range verbundene Gewalt aus, da hingegen die Seelen der schlechten und boshaften Menschen, besonders aber die der ungerechten Tyrannen und gottlosen Priester in den Körper von wilden Thieren, Schlangen und anderm Ungeziefer fahren. Sie sind strenge Anhänger an die Lehre der Prädestination, und halten dafür, daß jedem Menschen sein besonderes Schicksal, es sey günstig oder ungünstig, schon von seiner Geburt an bestimmt und es für ihn ganz unmöglich sey, demselben auszuweichen oder es abzuändern. Durch Zaubermittel und Besprechungen glauben sie jedoch die Unglücksfälle, die in das Loos eines Menschen verflochten sind, vermindern zu können und eine beträchtliche Erleichterung hoffen sie sich vorzüglich durch Allmosengeben zu verschaffen. Aus diesem Grunde sind die Ceyloner äußerst wohlthätig gegen die Armen, und halten es für ausgezeichnete Beweise von Güte des Herzens, daß sie ihren Priestern Geschenke und ihren Bettlern Allmosen geben. Die in unsern Diensten stehenden Cingalesen, die ihren wilden Charakter größtentheils verloren haben, liefern in dieser Rücksicht oft sehr merkwürdige Beispiele von einer außerordentlich guten Denkungsart. Daß sie einen Theil ihrer täglichen Nahrung bei Seite legen, um sie unter die Armen zu vertheilen, ist etwas sehr gewöhnliches bei ihnen, und so wenig Mitleiden die Indier sonst gewöhnlich mit fremden Armen zu haben pfle-

gen, so wird doch ein Cingalese niemals einen Malabaren oder Mohren, der ihn um Hülfe bittet, abweisen. Zuweilen erstreckt sich auch ihr Mitleiden sogar bis auf das Thierreich, und es ist bei ihnen eine fast allgemein beobachtete Sitte, daß sie während der Dauer gewisser Feste sich selbst das Verbot auflegen, kein lebendiges Geschöpf ums Leben zu bringen, sondern bloß allein von Pflanzen und Obst zu leben.

Die Ceyloner sind weit gewissenhafter in ihrem Verkehre mit andern, als die Eingebornen des festen Landes; dies gilt jedoch hauptsächlich von den Cingalesen, die von Natur mäßig, enthaltsam und durchaus frei von Habsucht sind, und daher auch nicht durch Mangel verleitet werden, sich an dem Eigenthum ihrer Nebenmenschen zu vergreifen. Die Kandier hingegen, ob sie gleich weit mehr Stolz, und auch mehr Geist besitzen, als die vorigen, sind doch bei weitem nicht so gewissenhaft, noch so ehrlich. Wenn zwar einer unter ihnen sich eines Diebstahls oder einer Lüge schuldig macht, so entgeht er ohnfelbar dem Tadel nicht, so wie er dagegen auch für seine guten und löblichen Handlungen auf thätige Beweise von dem Beifalle seiner Mitbürger rechnen kann; allein wenn sie hoffen können, nicht entdeckt zu werden, so lassen sie sich äußerst selten durch die Stimme des Gewissens, oder durch innere Rechtlichkeit von strafbaren Handlungen abhalten. Zu dieser Ausartung ihrer ursprünglich guten Denkungsart scheinen ihre häufigen Einfälle in die europäischen Kolonien ebenfalls viel beigetragen zu haben.

Bei ihren Begräbnissen haben durchaus keine reli-

giöse Feierlichkeiten statt; Hr. Knox behauptet zwar, daß sie zu seiner Zeit den Gebrauch gehabt hätten, ihre Todten und besonders die Leichname der Vornehmen zu verbrennen. Sollte auch noch jetzt in irgend einem Theile der Insel dieser Gebrauch obwalten, so muß er doch äußerst selten und nur in den entlegensten Gegenden derselben statt haben, denn ungeachtet meiner vielfältigen Nachforschungen habe ich nie etwas davon erfahren können. Da jedoch bei mehreren Kasten auf der Koromandelschen und Malabarischen Küste der Gebrauch, die Todten zu verbrennen, allgemein eingeführt ist, so könnte dieses vielleicht zu einen Beweise dienen, daß es ehemals auch in Ceylon üblich gewesen sey. Heut zu Tage sind, so weit ich nur immer auf der Insel herum gekommen bin, die Leichenbegängnisse überall äußerst einfach, und von den unsrigen, so wie sie jetzt bei uns üblich sind, nur wenig verschieden. Der Leichnam wird nämlich in eine Matte oder in ein Stück Tuch eingewickelt und an einen einsamen, unangebaueten Ort gebracht, wo man ihn ganz stille zur Erde bestattet.

Dies sind die wesentlichsten Charakterzüge der Ceyloner im Allgemeinen. Zwischen den Kandiern und Cingalesen sind jedoch durch die natürliche Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen, und besonders durch das weit stärkere Verkehr der Letztern mit den Ausländern einige beträchtliche Verschiedenheiten entstanden; diese betreffen hauptsächlich ihre politische Lage und die Handhabung der Gerechtigkeit; denn diese letztere muß natürlicherweise bei den Cingalesen sehr viele Aehnlichkeit mit

derjenigen erhalten haben, die bei dem Volke, unter deſſen Botmäßigkeit ſie leben, eingeführt iſt. Um daher beide Völker gehörig kennen zu lernen, müſſen dieſe Züge einzeln angeführt werden; ich will alſo vorerſt hier diejenigen beſchreiben, die den Cingaleſen eigenthümlich ſind, und von den Kandiern in der Folge ſprechen, wenn von ihrem Lande die Rede ſeyn wird.

Neuntes Kapitel.

Züge, wodurch ſich die Cingaleſen von den Kandiern unterſcheiden.

Die Cingaleſen, welche die ebenen Gegenden und die Küſten bewohnen, ſtehen gänzlich unter der Herrſchaft derjenigen Europäiſchen Nation, die ſich in dem Beſitze von dieſem Theile der Inſel befindet. Nach der Beſchaffenheit ihres Landes bleibt ihnen aber auch in der That kaum eine andere Wahl übrig, als ſich unbedingt zu unterwerfen, wenn ſie ſich nicht entweder mit den Europäern in eine offene Feldſchlacht einlaſſen, oder aber ihre fruchtbaren Felder gegen die öden und armſeligen Gebirge im Inneren vertauſchen wollen. Die Unterwürfigkeit, worin ſie ſich ſchon eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch befinden, hat zwar allerdings den männlichen Charakter von wilder Unabhängigkeit in ihnen verwiſcht, aber ihnen zugleich auch eine ſanftere und humanere Denkungs-

art eingeflößt. Die Cingaleſen ſind ein harmloſes, äußerſt ernſthaftes und mäßiges Volk. Die Schlaffheit ihrer Seele geht auch auf den Körper über, und es koſtet außerordentlich viele Mühe, ſie in irgend eine Art von angeſtrengter Thätigkeit zu verſetzen. Wenn ſie jedoch einmal Geſchäfte, als z. B. die Beſtellung ihrer Aecker nothgedrungen angefangen haben, ſo fahren ſie damit in einem Zuge fort und arbeiten mit außerordentlichem Eifer. Sie ſind jedoch bei weitem nicht ſo ſtark als die Mohren und Malabaren und geben daher auch keine guten Palankin- oder Laſtträger ab.

Die ſanfteren Tugenden machen die hervorſtechenden Züge in dem Charakter der Cingaleſen aus. Sie ſind ſanft, mildthätig, wohlwollend und kennen die falſchen verrätheriſchen und hinterliſtigen Ränke nicht, wovon man bei den Kandiern ſo viele Beiſpiele findet. Bei einiger weniger angenehmen Geſtalt und einem nicht ſo einnehmenden Betragen als die letzteren, haben ſie weit beſſere Herzen. An der Art, wie ſich dieſe beiden Klaſſen von Ceylonern in ihrem Aeußeren benehmen, kann man die Verſchiedenheit der Lage, worin ſie ſich befinden, kennen lernen. Der Kandier gehet aufrecht und gerade, ſein Blick iſt trotzig, ſeine Miene vornehm und in ſeinem ganzen Aeußeren iſt der Stolz der Unabhängigkeit ſichtbar; dahingegen das beſcheidene, nachgebende Betragen der Cingaleſen und die geduldige oder vielmehr verächtliche Ergebung in alle ihre Züge abgedruckt iſt, und auf den erſten Blick den Zuſtand von Abhängigkeit und Unterjochung verräth, in welchem ſie ſchmachten müſſen.

Auch haben die Cingaleſen etwas weibiſches und furchtſames in ihrem Blicke, das ihnen die Verachtung der Kandier zugezogen hat; allein die letzteren können denn doch, mit aller ihrer Hochherzigkeit und ihrem trotzigen Geiſte, es niemals wagen, die Europäer auf eine andere Art als die Cingaleſen anzugreifen, d. h. ſie müſſen ebenfalls einen günſtigen Moment abwarten, um ſie aus Gebüſchen, worin ſie ſich verſteckt halten, unverſehens zu überfallen. Die Cingaleſen haben einmal den Verſuch gewagt, ſich den Befehlen unſerer Regierung zu widerſetzen, allein die nachdrücklichen Maaßregeln, die ſogleich ergriffen wurden, überzeugten ſie bald, daß ſie den Engländern noch weit weniger als ihren vorigen Herren widerſtehen konnten. Die Veranlaſſung zu dieſem Aufſtande war eine neue Abgabe, die ihnen von Seiten der Kompagnie aufgelegt wurde. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen griff zu den Waffen und zog ſich ungefähr fünf Meilen von Kolumbo in die Wälder zurück; zugleich erklärten ſich auch mehrere Korles oder Diſtrikte zu Gunſten der Rebellen. Es wurde daher ein Korps von Seapoys gegen ſie abgeſchickt, worauf mehrere ſehr ernſtliche Gefechte erfolgten und von beiden Seiten viel Blut vergoſſen wurde, ehe man die Inſurgenten vollkommen wieder unterwerfen konnte; denn wegen der dickverwachſenen Waldungen, der ſchmalen Fußſteige und der vielen Flüſſe konnten unſere Truppen nur äußerſt ſelten gehörig agiren und wurden oft angefallen, ehe ſie den Feind ſahen, oder ehe ſie auch nur ahndeten, daß er in ihrer Nähe war. Weil jedoch die kriegeriſchen Kandier mit Verachtung auf die feigen Cingaleſen herabſehen, und dieſe durchaus nicht mit

Feuergewehren umzugehen wissen, auch keine andere Gelegenheit haben, sich ihrer zu bedienen, als wenn sie für die Tafeln der Europäer Wildpret schießen, so kam man auf den Verdacht, daß dieser unbegreifliche Aufwand der Cingalesen mit einem größeren Plane der Eingebornen, sich wieder in den völligen Besitz ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu setzen, zusammenhängen möchte. Es wurden daher von Seiten der Englischen Regierung die strengsten Untersuchungen angestellt, ob etwa der König von Kandi insgeheim einigen Antheil an dieser Empörung habe; es kam aber nichts heraus, was ihm bestimmt hätte zur Last gelegt werden können.

Die Kleidung der ärmeren Klasse der Cingalesen entspricht auf eine auffallende Art ihrer Armseligkeit und ihrer Trägheit. Sie besteht bloß aus einem Stücke Zeuchs, das um die Lenden herum geschlagen wird, und ihre Schenkel, oder auch häufig nur diejenigen Theile bedeckt die der Wohlstand durchaus zu verbergen befiehlt. Ihre Haare werden entweder auf dem Scheitel in einen Büschel zusammengebunden, oder auch ganz dicht am Kopfe abgeschnitten, was gewöhnlich bei der ganz geringen Klasse der Bauern zu geschehen pflegt. Die Haare der Frauenspersonen werden auf die nämliche Art hinauf gebunden und mit einem Schildkrötenen Kamme befestiget. Ihr Anzug besteht in einem Stücke Zeuch, das um den Leib herumgeschlagen wird und bis auf die Knöchel herabfällt; bei der allerärmsten Klasse reicht es jedoch nicht bis über die Knie. Hierzu tragen sie gewöhnlich ein kurzes Jäckchen, das ihnen den Busen und die Schultern bedeckt, und zwar so,

daß die Mitte des Rückens nackt ist; häufig wird jedoch auch der Busen ganz bloß getragen. Diese Klasse von Weibspersonen muß alle Arten von niedrigen Diensten verrichten und auch das Obst und die Vegetabilien auf die Märkte tragen.

Wenn sich aber der ärmere Cingalese keiner weiteren Kleidung bedient, als die ihm gerade die strengste Schicklichkeit zur unerläßlichen Pflicht macht, so sind doch die höheren Stände unter ihnen keinesweges ganz sorglos in ihrem Anzuge. Die Männer unter ihnen tragen gewöhnlich ein Stück Kattun um den Leib gewickelt, das ihnen entweder bis auf die Knöcheln frei herabhängt, oder zwischen den Beinen in Form weiter Schifferhosen zusammengezogen wird. Auf dem Leibe haben sie ein Jäckchen mit Aermeln, das zu gleicher Zeit einem Hemde und einer Weste ähnlich sieht und an dem Halse und den Handgelenken zugeknöpft wird. In den Knöpfen liegt hauptsächlich die Pracht dieses Kleidungsstückes und die Cingalesen wenden alles an, um dieselben so prächtig als möglich zu haben; sie bestehen entweder aus Gold, oder Silber, oder sogar auch aus Edelsteinen, und es werden deren so viele als nur immer Platz haben, darauf angebracht. Da das Klima keine Bedeckung nöthig macht, so werden sehr oft auch die Schultern und der Leib vollkommen nackt gelassen. Auf den Köpfen tragen sie entweder Mützen von verschiedenen Formen, oder auch bunte Tücher, je nachdem die Gesetze ihrer Kaste es ihnen vorschreiben. Ein anderer Gegenstand ihrer Pracht sind die ungeheuern Ohrringe, worin es die Ceyloner mit ihren Nachbarn, den

Malabaren, aufnehmen. Um die Ohren für diese gewichtigen Ringe, die oft bis auf die Schultern herabhängen, zuzubereiten, wird schon in der frühesten Kindheit ein Loch hindurchgestochen und dieses durch daran gehängte Stückchen Holz offen erhalten und immer mehr erweitert.

Der Anzug der Frauenspersonen in den höheren Ständen ist dem schon oben beschriebenen, den die schwarzen Portugiesischen Damen zu tragen pflegen, vollkommen ähnlich. Die jungen Cingalesinnen von Stande kleiden sich nichts weniger als ohne Geschmack und sind auch weder in Rücksicht ihres Aeußeren noch der Art wie sie sich benehmen keinesweges unangenehm. Man findet sie daher auch sehr häufig in den Gesellschaften der Holländer, die sich überhaupt mehr mit ihnen abgeben, als die Engländer, denn diese sind von Natur zurückhaltender und stolzer, und da sie auch noch überdies die Sprache der Cingalesen nicht versiehen, so fällt es ihnen nicht ein, sich näher mit ihnen einzulassen oder sie gar in ihre Gesellschaften aufzunehmen.

Die Cingalesen sind sehr geschickte und erfinderische Künstler und besitzen vorzüglich in Gold- und Silberarbeiten und im Zimmermanns-Handwerk außerordentliche Geschicklichkeit; in dem letzteren haben sie auch noch seit der Ankunft der Engländer große Frotschritte gemacht. Ihre Werkzeuge sind höchst einfach und sie haben deren überhaupt nur wenige; die Art sie zu gebrauchen, wird bald erlernt und gelegentlich bedienen sich die Ceyloner eben so gut der Zehen als der Hände zu ihren Arbeiten.

Von den schweren Maschinen, die den großen Manufakturen der Europäer so sehr zu statten kommen, wissen sie nichts; ihre Werkzeuge sind leicht fortzuschaffen, eben so leicht können sie überall damit arbeiten. Wenn ein Schmidt irgendwohin gerufen wird, so nimmt er seine Blasbälge, Hämmer, Amboß, Feilen und alle übrigen Werkzeuge mit und ist an Ort und Stelle in wenigen Minuten vollkommen zur Arbeit eingerichtet. Wegen der Menge von Menschen, die sich mit allen Arten von Handarbeiten abgeben, kann man Meublen und sonstige Geräthschaften sehr wohlfeil und gut bekommen.

Die Cingalesen versehen unsere Garnisonen im Ueberfluß, und um sehr geringe Preiße, mit Rindfleisch, Eiern, Geflügel und anderen dergleichen Lebensmitteln, denn für ihre eigene Konsumtion machen sie nur selten Gebrauch davon; Rindfleisch besonders fällt ihnen nie ein zu essen, da die Kuh eines von den Thieren ist, die göttlich von ihnen verehrt werden. Einige wenige unter ihnen, besonders solche die viel mit den Europäern umgehen, wagen es Arrak zu trinken, alle Stände aber machen Gebrauch vom Toddi, theils als Arznei, theils als Getränke. Die Gefäße, worin sie den Saft der Palm- und der Kokosbäume aufbewahren, werden aus einer zarten Rinde des Betelbaumes verfertiget, die der Farbe und ganzen Beschaffenheit nach gebleichten Schafsfellen ähnlich sieht und nicht nur eben so stark, sondern noch besser geeignet ist, Flüssigkeiten aufzubewahren.

Da die Cingalesen unter der Herrschaft der Engländer

stehen, so sind sie auch ihren Gesetzen und ihrer Gerechtigkeitspflege unterworfen; nur in einigen wenigen Stücken haben sie ihre alten Gebräuche, in sofern sie den Grundsätzen der Engländer nicht gerade zu und wesentlich entgegen stehen, beibehalten dürfen. Bei allen Ceylonern haben in Rücksicht auf Erbschaften einerlei Gesetze statt, d. h. wenn der Vater kein Testament hinterläßt, so fallen die Ländereien auf den ältesten Sohn und nur ein gewisser Theil davon ist für den Unterhalt der Wittwe und der jüngeren Kinder bestimmt. Die unter der Herrschaft der Engländer stehenden Cingalesen werden durch ihre eigenen Magistratspersonen regiert; und nur allein die Oberaufsicht und die höchste Gewalt liegt in den Händen der Englischen Beamten. Diese sämmtlichen Englischen Besitzungen auf der Insel sind in Korles und Distrikte eingetheilt, über welche die Unteraufsicht den sogenannten Modeliers, oder eingebornen Magistratspersonen, übertragen ist, welche immer aus der Klasse der Edelleute, die sie Hondrews, oder Mahondrews heißen, gewählt werden. Die Geschäfte dieser obrigkeitlichen Personen bestehen darin, daß sie zur Erhebung der Einkünfte behülflich sind, und auch die Auflagen und Kontributionen nach dem gehörigen Verhältnisse vertheilen; ferner daß sie die Bauern, wenn es der Dienst der Regierung erfordert, zusammenberufen, daß sie den verschiedenen Garnisonen auf Verlangen Lebensmittel und andere Bedürfnisse verschaffen, für die Fortschaffung des Gepäckes und der Kriegsvorräthe sorgen, und über das Betragen der Eingebornen wachen, damit weder das öffentliche noch das Privatinteresse der Engländer auf irgend eine Art durch sie gefährdet werde.

Diese Moodeliers haben wieder eine geringere Klasse von Beamten unter sich, welche ebenfalls aus der Klasse der Hondrews gewählt werden. Ihr Geschäft besteht darin, daß sie den Moodeliers an die Hand gehen und die Ausführung ihrer Befehle besorgen. In denjenigen Gegenden, wo man es nicht für nöthig erachtet hat, Truppen hinzulegen, ist aus den Eingebornen ein Polizeikorps errichtet worden, das über die gehörige Vollstreckung der von der Regierung erlassenen Befehle zu wachen hat; es besteht aus Konganies oder Feldwebeln, Aratjies, oder Korporalen und Laskarines, oder gemeinen Soldaten. Diese Truppen sind mit langen Schwerdern und Spiesen bewaffnet und eine beträchtliche Anzahl davon pflegt immer den Gouverneur auf seinen Reisen durch die Insel, so wie auch bei anderen Gelegenheiten, theils zum Staat, theils zum wirklichen Dienste desselben zu begleiten.

Die Moodeliers sowohl als die geringere Klasse von Polizeioffizieren stehen unter den unmittelbaren Befehlen desjenigen Europäischen Offiziers, der den zunächst gelegenen militärischen Posten kommandirt; hiervon sind nur wenige Korles an der Gränze des Kandischen Gebietes ausgenommen, wo man es nicht für rathsam gehalten hat, irgend einen militärischen Posten anzulegen. Von diesem kommandirenden Offizieren werden alle Berichte, Nachrichten und Beschwerden dem Gouverneur zugeschickt. Zu gleicher Zeit statten auch die Moodeliers von allem was in ihren verschiedenen Distikten vorgeht, dem Maha, oder MaMa Moodelier, d. h. dem Oberhaupte des ganzen Standes, der zu Kolumbo in der schwarzen Stadt seine

Residenz hat, Bericht ab, und dieser legt wieder alle solche eingegangene Nachrichten dem Gouverneur vor. Zur Aufsicht über das Schälen der Zimmtbäume sind besondere Moodeliers angestellt, die sich mit sonst nichts abgeben und allein von dem Europäischen Beamten, dem die Verwaltung dieses Zweiges übertragen ist, abhängen. Die Edelleute, oder Mahondrews, aus denen die Moodeliers gewählt werden, machen eine besondere, von allen übrigen ganz verschiedene Kaste aus und haben durch ihre äußere Gestalt, ihre Kleidung und ihre Manieren einen auffallenden Vorzug vor allen übrigen Eingebornen. Sie haben auch eine weit hellere Farbe, als die übrigen Cingalesen, was wahrscheinlich daher kommen mag, daß sie weniger der Sonne ausgesetzt sind. Wenn sie ausgehen, so giebt ihnen ihr Stand das Recht, sich in Palankins tragen zu lassen; wollen sie aber lieber zu Fuße gehen, so halten ihre Bedienten ihnen den ganzen Weg über ein Talipotblatt über den Kopf. Wenn sie bei einer besonderen Gelegenheit öffentlich erscheinen, oder einem Europäer aufwarten, so werden sie immer von einer Menge eigener Bedienten auch von Bauern aus ihrem Distrikte begleitet die ihnen Sonnenschirme und Betelbüchsen nachtragen; die letzteren sind entweder von Elfenbein, oder von Schildpatt, oder von Silber, und immer äußerst schön gearbeitet. Sie selbst haben eine kleine silberne Büchse in den Händen, die einer Uhr ähnlich sieht und worin sich ihr Chinam befindet.

In ihrem Betragen sind die Mahondrews äußerst artig und weit höflicher und gefälliger als die Eingebornen

auf dem festen Lande von Indien. Den Europäern sind sie sehr zugethan und behandeln sie mit Aufrichtigkeit und Zutrauen; auch sind sie weder so argwöhnisch gegen sie, noch auf der anderen Seite so häuchlerisch schmeichelnd und sklavisch kriechend, wie man es bei den Duwaschen und anderen Mohren und Malabaren findet. Aus diesem Grunde wurde es von den Holländern für vortheilhaft und ihrem Interesse gemäß gehalten, sie gut zu behandeln und sie haben ihnen deshalb große Privilegien und Freiheiten ertheilt. Die Englische Regierung beobachtet gegenwärtig die nämliche Politik und hat sich durch Zutrauen und ein gefälliges Betragen die Achtung und aufrichtige Anhänglichkeit dieser Klasse erworben.

Bei allen Gelegenheiten zeigen die Mahondrews ein großes Verlangen, die Sitten der Europäer nachzuahmen und diese Vorliebe ist in ihrem Umgange und in ihrem ganzen Betragen sichtbar. Die meisten unter ihnen sprechen sehr geläufig Holländisch und Portugiesisch, und viele von ihnen fangen auch schon an, mit ziemlicher Leichtigkeit Englisch zu reden. Ihr Anzug ist sehr reich und nach der Mode des Landes keinesweges ohne Geschmack; auch ist er ihnen ganz eigenthümlich und scheint die alte Europäische Tracht mit der Asiatischen in sich zu vereinigen. Er besteht in einem langen, weiten Rocke von feinem, dunkelblauem oder karmesinfarbenem Tuche, der seiner ganzen Länge nach bis herunter mit Knöpfen besetzt ist, und lange weite Aermelaufschläge hat, wie man sie in älteren Zeiten bei uns zu tragen pflegte. Die Knopflöcher sind reich mit Gold oder Silber gestickt und die Knöpfe selbst sind ent-

weder mit Tressen bedeckt oder ebenfalls gestickt. Die Westen sind von weißem geblümtem Kaliko und haben nach unserer uralten Mode große Taschen. Den Kragen knöpfen sie wie ein Hemd zu und daher dienen ihnen diese Westen, wie bei der Beschreibung des Anzuges der vornehmeren Stände der Cingalesen schon bemerkt worden ist, zu gleicher Zeit statt des Hemdes und der Weste; die Knöpfe daran sind immer von Gold und häufig auch mit kostbaren Steinen besetzt; statt der Hosen haben sie ein Stück von weißem oder buntem Kaliko um den Leib geschlagen und zwischen den Beinen wieder zusammen gezogen, so daß es aussieht wie ein Paar weite Schifferhosen. Ueber die Schultern tragen sie ein breites Gehenk von goldenen oder silbernen Tressen, woran ein kurzer, gekrümmter Säbel oder ein Dolch hängt, dessen Griff und Scheide auf mancherlei Art, aber immer sehr reich verziert sind. An den Füßen tragen sie eine Art Sandalen; gemeiniglich gehen sie jedoch barfuß. Ihre Haare werden mit mehreren schildkrötenen Kämmen in einen Büschel hinauf gesteckt. Zuweilen gehen sie mit unbedecktem Kopfe, zuweilen tragen sie aber auch Mützen oder Hüte, die aus den nämlichen Materialien, wie die bei uns gewöhnlichen bestehen und nur in der Form von den letzteren verschieden sind; der Rand an denselben ist nämlich vorne und hinten aufgeschlagen und an den Seiten, wo die Hüte gewöhnlich reich gestickt sind, ganz abgeschnitten. Der Mahamoodelier trägt bei besonderen Gelegenheiten ein Kleid von karmesinfarbenem Tuche oder ähnlichem Sammt und sein Anzug stimmt dann auch in jeder anderen Rücksicht mit dem zahlreichen Gefolge, das er bei sich hat, überein.

Die Mahondrews halten überhaupt sehr viel auf Pracht und scheinen vorzüglich gern vor den Augen der Europäer einen glänzenden Aufzug zu machen. An ihren Hochzeitfesten legen sie besonders ihren ganzen Reichthum zur Schau und die Europäer werden sehr häufig zu denselben eingeladen. Ich bin selbst verschiedentlich bei solchen Festen gegenwärtig gewesen, und es hat dabei immer eine außerordentliche Pracht und Verschwendung geherrscht. Besonders zeichnete sich darunter ein Ball mit einem Abendessen aus, den der Mahamoodelier bei der Verheurathung seiner Tochter mit einem reichen Edelmanne aus der nämlichen Klasse gab. Der Gouverneur und die meisten Offiziere von der Garnison, so wie auch sehr viele Holländische Herren und Damen waren dabei gegenwärtig, und da die Gesellschaft viel zu zahlreich war, als daß sie in irgend einem Zimmer hätte Platz haben können, so war bloß zu diesem Zwecke ein besonderes Haus erbaut worden; bei der Mahlzeit herrschte ebenfalls ein großer Aufwand. Der Gouverneur machte an diesem Abende dem Moodelier ein Geschenk mit einer prächtigen goldenen Kette, die er ihm als einen Beweis von der Achtung der Engländer und ihrem festen Vertrauen in seine Treue und Anhänglichkeit überreichte. Die ganze Kaste der Mahondrews hat, wie der Adel aller eroberten Länder, ihren Stolz von wahrer wesentlicher Macht auf eingebildete Vorzüge und eine Art von Scheinehre übertragen, und wenn man daher nur für diejenigen Gegenständen, in die sie am meisten Werth setzen, eine gewisse Achtung zeigt, so ist es leicht sie zu Freunden zu haben und auf ihren Beistand immer rechnen zu können.

Zehntes Kapitel.

Länder des Königs von Kandi — Eintheilung derselben — Kandi — Digliggy-Neur — Nilemby-Neur — Anaerodgburro — Klima — Boden — Züge, wodurch sich die Kandier von den Cingalesen unterscheiden.

Die bisher beschriebenen Seeküsten von Ceylon enthalten eigentlich den wahren Reichthum der Insel, und nur aus ihnen können die Engländer merkantilische Vortheile ziehen. Durch den Besitz des Innern würde ihre Herrschaft mehr gesichert werden, und auch die Bevölkerung dieser Gegenden durch eine verbesserte Kultur bald beträchtlich zunehmen; allein alle hieraus zu erwartende Vortheile können eben so gut durch ein freundschaftliches Verkehr mit den Eingebornen, als durch unmittelbare Unterwerfung des Landes erreicht werden. Die englische Regierung wird hoffentlich an dem fehlerhaften Benehmen der vorigen Europäischen Besitzer von Ceylon ein warnendes Beispiel nehmen, und nicht wie diese, die Zeit und die Hülfsmittel, wodurch bei einer weisen Verwendung die Insel eine der reichsten und kostbarsten Kolonien auf dem Erdboden hätte werden können, in vergeblichen Versuchen, die Eingebornen zu unterjochen, zwecklos verschwenden.

In einer Insel wie Ceylon, die nicht von außerordentlicher Größe ist, sollte man eigentlich nur einen ge-

ringen Unterschied in der Beschaffenheit des Bodens und in den Menschenrassen, die darauf wohnen, vermuthen; allein hier finden wir in der That drei ganz von einander verschiedene Reiche, die nicht nur ganz andere Verfassungen und Gesetze haben, sondern auch in Rücksicht auf Boden, Klima und Kultur durchaus von einander abweichen, und überdies auch von drei Völkern, die ganz und gar keine ursprüngliche Verbindungen mit einander zu haben scheinen, bewohnt werden. In demjenigen Theile, den ich eben beschrieben habe, hat der ganze Ton und die Lebensart einen völlig Europäischen Zuschnitt, und die darin wohnenden Cingalesen scheinen auch die hervorstechendsten Züge ihres ursprünglichen Charakters verloren zu haben. Der jetzige Zustand des Ackerbaues, der Baukunst und der Manufakturen längs der Küsten ist so ganz das Werk der Europäer, daß nur wenig davon auf die eigentliche Rechnung der eingebornen Insulaner gesetzt werden kann. In den Ländern des Königs von Kandi hingegen, die den größeren Theil des Innern ausmachen, sind durch die Einfälle der Europäer die Fortschritte der Civilisation und der Künste eher aufgehalten als befördert worden, und der eigentliche Nationalcharakter hat durchaus keine wesentliche Veränderung erlitten. Nur einzelne Züge desselben haben sich in etwas abgeändert, und durch das Verkehr mit den Europäern und die häufigen Kriege mit ihnen haben die Kandier die Europäischen Sitten und Gebräuche, die Art Krieg zu führen und verschiedene Künste einigermaßen kennen gelernt. Ein anderer Theil von dem Innern wird endlich von einem dritten Volke bewohnt, das fast gar nichts weder mit den Kandiern noch mit den Cingalesen

gemein zu haben scheint. Die Bedahs leben noch jetzt in ihren Wäldern und Gebirgen in ihrem ursprünglichen gesellschaftlichen Zustande, und haben aus dem Verkehr mit ihren Nachbarn, weil sie alle Arten desselben ängstlich vermeiden, sehr wenig Vortheil gezogen.

Die Länder und die Lebensart dieser beiden Völker der Kandier und der Bedahs sollen nunmehr beschrieben werden. Wenn gleich die Nachrichten, die ich darüber habe einziehen können, unzureichend und nicht ganz erschöpfend sind, so kann man doch daraus urtheilen, in wiefern die Kolonie Vortheile aus diesen Ländern ziehen kann. Was ich hier anführe, ist wenigstens die vollkommenste Wahrheit, und in dem am Ende beigefügten Tagebuch einer Gesandschaft an den Hof von Kandi werden über dieses Land und die Sitten seiner Einwohner noch einige weitere Nachrichten mitgetheilt werden.

Das Innere der Insel haben die Europäer wegen der Eifersucht der Holländer bisher nur sehr wenig kennen gelernt, denn wenn auch ein Reisender die Erlaubniß es zu besuchen von den Holländern erhalten hätte, so würde ihn doch die Eifersucht der Eingebornen verhindert haben, seinen Zweck zu erreichen. Seitdem die Kandier durch die fremden Eroberer in die Gebirge des Innern zurückgetrieben worden sind, haben sie beständig die Politik gehabt, sorgfältig zu verhindern, daß kein Europäer die Gegenstände, die allenfalls den Geiz seiner Landsleute reizen könnten, zu sehen bekäme, oder die Eingänge in ihre Gebirge, durch welche eine Armee hineinzudringen im Stande

wäre, kennen lernen könne. Wenn sich ein Europäer zufälliger Weise in ihr Gebiet verirrte, so trafen sie alle möglichen Vorkehrungen, um ihn nicht mehr entwischen zu lassen, und ein allenfallsiger Versuch ihr Land näher kennen zu lernen, konnte wegen der überall an den Eingängen postirten Wachen und wegen der verwachsenen, unzugänglichen Waldungen, welche das Innere von den Küstengegenden trennen, durchaus keinen glücklichen Erfolg haben. Wenn eine Europäische Regierung einen Gesandten an den König von Kandi abschickte, so wurde dieser mit all der Strenge und Eifersucht bewacht, die jedem rohen Volke sein argwöhnischer Charakter einflößt; aus den unten beifolgenden Nachrichten von einer solchen Gesandtschaft an den Hof dieses Monarchen, welche ich selbst mitzumachen Gelegenheit hatte, wird man sehen, wie sorgfältig die Eingebornen bemüht sind, die Fremden durchaus nichts sehen, und keine Beobachtungen machen zu lassen. Auch Hr. Boyd, der ungefähr vor 20 Jahren ebenfalls als Gesandter dahin reiste, wurde mit der nämlichen strengen Vorsicht bewacht, und ist folglich nicht im Stande gewesen, unsere Kenntnisse von dem Innern zu vermehren.

Die Länder dieses eingebornen Fürsten sind auf allen Seiten durch undurchdringliche Waldungen und steile Gebirge von den Besitzungen der Europäer vollkommen abgeschnitten. Die Pässe, welche durch dieselben an die Küsten führen, sind äußerst steil und schwierig, und sogar auch sehr vielen Eingebornen selbst gänzlich unbekannt. Sobald man sich fünfzehn bis zwanzig englische Meilen

von den Küsten entfernt, so findet man schon das Land in Rücksicht auf Boden, Klima und äußeres Ansehen von dem an der Küste gänzlich verschieden. Wenn man die Gebirge erstiegen, und die dichten Waldungen zurückgelegt hat, so befindet man sich in einem Reiche, das sich noch gar nicht weit über die erste Stufe der Kultur erhoben hat, und man kann sich nicht genug wundern, daß ein solcher Zustand von Wildheit in der Nähe der vortrefflich kultivirten Felder, die Kolumbo umgeben, möglich ist. Jemehr man sich dem Mittelpunkte der Insel nähert, desto mehr geht es allmählich immer aufwärts, und desto steiler und unzugänglicher werden die Waldungen und Gebirge, die wieder jeden einzelnen Theil des Landes umgränzen.

In der Mitte dieser natürlichen Festungen liegen die Länder, die dem eingebornen Fürsten von den fremden Eroberern noch gelassen worden sind, und die von Zeit zu Zeit immer mehr an Größe und Ausdehnung abgenommen haben; denn außer den Seeküsten haben die Holländer auch in ihren verschiedenen Kriegen während des letzt verflossenen Jahrhunderts jede Strecke, die zu ihrem Nutzen oder zu ihrer Sicherheit gereichen zu können schien, in ihre Gewalt zu bringen gesucht. Die noch allein übrig gebliebenen Provinzen sind Nourekalava und Hotcourly gegen Norden und Nordwesten und Matuly, worin die Distrikte Bintana, Velas, Panca und einige andere begriffen sind, gegen Osten. Gegen Südosten liegt Duvah, eine ziemlich bedeutende Provinz, die auch der König in seinem Titel führt. Die westlichen Gegenden

sind größtentheils in den Provinzen Kotemal und Hotterakorley begriffen. Alle diese verschiedenen Provinzen sind wieder in Korles oder Distrikte eingetheilt, und machen zusammen das dem König von Kandi zugehörige Reich aus. Diejenigen Theile des Innern, die gegen die Seeküste hin liegen, gehören dagegen jetzt größtentheils zu den Besitzungen der Engländer, und es wäre daher überflüssig, sie einzeln anzuführen.

In dem allerhöchsten Theile und dem eigentlichen Mittelpunkte der Staaten des eingebornen Königs liegen die Provinzen Oudanour und Pattanour, in welchen die zwei vorzüglichsten Städte des Landes befindlich sind. Diese Provinzen, die den Vorrang vor allen übrigen haben, sind auch besser kultiviret und weit mehr bevölkert als die andern, und es wird ihnen Vorzugsweise der gemeinschaftliche Name Kandé-Udda beigelegt; kandé bedeutet nämlich in der Sprache der Eingebornen einen Berg, und udda den größten oder höchsten. Diese Provinz Kandé-Udda ist noch weit unersteiglicher und unzugänglicher als alle übrigen, und scheint beinahe für sich selbst ein abgesondertes Königreich auszumachen. Sie ist auf allen Seiten von äußerst hohen mit Waldungen bedeckten Gebirgen umringt, und die Fußsteige, die über diese hineinführen, sind nicht viel mehr als Spuren von wilden Thieren. Rings herum stehen überall Wachen, die sowohl den Eingang als den Ausgang verwehren; zur Vertheidigung des Landes könnten sie sehr überflüssig zu seyn scheinen, wenn man nicht wüste, daß die Beharrlichkeit der Holländer alle diese Schwierigkeiten besiegt, und

sich mit Gewalt einen Weg bis in den Mittelpunkt dieser natürlichen Festungswerke geöffnet hat.

In dem Distrikte Tatanour liegt Kandi, die königliche Residenz und die Hauptstadt der sämmtlichen Staaten des eingebornen Fürsten. Sie ist ungefähr 80 englische Meilen von Kolumbo, und noch einmal so weit von Trinkomale entfernt, und liegt mitten in hohen und steilen Gebirgen, die mit dick verwachsenen Wäldern bedeckt sind. Die schmalen und elenden Wege, die zu derselben führen, sind durch dicke Zäune von Dornhecken unterbrochen, und in der Nähe von Kandi sind mehrere ähnliche Zäune wie Cirkumvallationslinien rings um die Berge herum gezogen. Um sich der Stadt zu nähern, muß man durchaus die Thore passiren, die in diesen Zäunen angebracht sind, so daß sie vermittelst Seilen aufgezogen und herabgelassen werden können. Wenn die Kandier so weit gebracht sind, daß sie sich in diese seltsamen Verschanzungen zurückziehen müssen, so schneiden sie die Seile entzwei, und dann ist keine andere Möglichkeit vorhanden, sich einen Weg hindurch zu öffnen, als daß man die Thore abbrennt; allein hiezu gehört theils viel Zeit, weil nicht die Rede von dürren, sondern von grünen Hecken ist, theils wird auch das Unternehmen durch die unaufhörlichen Neckereien des in vollkommenster Sicherheit dahinter postirten Feindes äußerst schwer und gefährlich. Diese Zäune von Dornhecken machen die wesentlichsten Festungswerke von Kandi aus. Auch strömt der Malivagonga beinahe rings um den Berg, auf welchem die Stadt liegt, herum, und ist hier sehr breit, felsigt und

außerordentlich reißend; an dem Ufer desselben steht eine Wache, von welcher Jedermann, der hinüber oder herüber fährt, aufs genaueste untersucht und ausgefragt wird.

Die Stadt selbst ist ein armseliger, höchst elend aussehender Ort, der mit einer nichts weniger als festen Lehmmauer umgeben ist. Sie ist mehrere Male von den Europäern verbrannt worden, und einmal sah sich auch der König genöthiget, sie zu verlassen, und sich noch in die unzugänglichen Theile seines Landes zu flüchten. *) Nur durch die Gesandtschaft des Generals Macdòwal, wovon die Beschreibung weiter unten folgen wird, hat man über den jetzigen Zustand von Kandi einige Nachrichten erhalten, und auch diese gründen sich größtentheils nur auf Muthmaßungen, da der Gesandte und sein Gefolge bloß bei Fackelschein hineingelassen wurde und sich immer, ehe der Tag anbrach, wieder wegbegeben mußte. So viel man aber bei diesen Besuchen bemerken konnte, besteht die Stadt aus einer langen, sich weit hinziehenden Straße, die auf dem Abhang eines Berges erbaut ist; die Häuser sind klein und niedrig, allein der Grund, worauf sie stehen, ist so sehr über die Fläche der Straße erhöht, daß sie den Vorübergehenden außerordentlich hoch zu seyn scheinen. Die Ursache von dieser seltsamen Bauart liegt darin, daß der König theils die Versammlungen des Volks, theils seine Elephanten- und Büffel-Gefechte in der Straße hält,

*) Wie erst neuerlich wieder geschah. M. s. d. öffentl. Blätter. D. H.

wodurch außerdem die Häuser leicht könnten beschädigt werden. Wenn der König durch die Straße geht, so darf sich kein Einwohner unterstehen, sich vor seinem Hauße oder auf dem Fußpfade, der sich in gleicher Höhe vor demselben hinzieht, sehen zu lassen, denn es wäre die äußerste Unanständigkeit, wenn ein Unterthan höher stände, als der von der Sonne abstammende Monarch.

Am oberen Ende dieser Straße steht der Pallast, ein elendes Gebäude für die Wohnung eines Königes. Er ist mit einer hohen, steinernen Mauer umringt und besteht aus zwei Vierecken, wovon das eine in dem anderen erbaut ist. In dem inneren Viereck ist die eigentliche königliche Wohnung und hier versammelt sich auch der Hof und werden die Audienzen gegeben. Das Aeußere des Pallastes konnte jedoch, so wie die Stadt überhaupt von dem Gefolge des Generals Macdowal wegen des Drängens des Volkes und des blendenden Lichtes der Fackeln, nur sehr unvollkommen gesehen werden. Nach allem, was ich aber gehört habe, enthält Kandi durchaus nichts Bemerkenswerthes, und da die Einwohner weder Wohlhabenheit noch Industrie besitzen, so ist auch gar nicht zu erwarten, daß in diesem langen Dorfe irgend etwas befindlich sey, was die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdienen könne.

Die nächste Stadt nach Kandi, in Rücksicht der Wichtigkeit, ist Digliggj-Neur, die ostwärts, gegen das Fort Batacolo hin, zehn oder zwölf Englische Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Die Gegend um dieselbe ist noch weit wilder, unfruchtbarer und unzugänglicher, als die um Kandi; eben aus diesem Grunde aber ist sie

zuweilen zur königlichen Residenz erhoben worden und einmal, als der König aus Kandi vertrieben und diese Hauptstadt verbrannt worden war, fand er hier eine Freistätte, in die keine Europäische Armee zu dringen vermochte. Auf den Bergen, die sie umgeben, liegen hin und wieder einige wenige Dörfer, und da wo die Waldungen lichter sind und offene Stellen lassen, bringt der Boden, so dürre er auch ist, Reiß hervor.

Sechs oder sieben Englische Meilen südwärts von Kandi liegt die Stadt Nilembi-Neur, worin ebenfalls die Könige zuweilen eine Freistätte gefunden haben. Man sieht daselbst einen Pallast und einige Magazine. In mehreren anderen Gegenden des Landes findet man noch die Ruinen von verschiedenen anderen Städten; so stand z. B. auf dem Wege von Kandi nach Trincomale die Stadt Aletti-Neur, wo der König Magazine von Getraide und anderen Vorräthen hatte; allein sie wurden nebst vielen anderen von den Portugiesen verbrannt und von Grund aus zerstört, so daß nichts mehr von ihnen übrig ist, als die Ruinen einiger Tempel und Pagoden, die allein noch beweisen, daß diese Städte einst wirklich existirt haben. Aus diesen Ruinen sieht man jedoch, daß alle diese Städte nicht nur weit größer, sondern auch weit besser gebaut gewesen sind, als die bisher beschriebenen, und dies beweist offenbar, daß das Königreich Kandi sich einst in einem weit blühenderen Zustande befunden und schon wirklich die ersten Schritte zu einer Civilisation und zum Wohlstand gethan hatte, als die Einwohner auf einmal durch den Einfall der Europäer aller der Mittel, wo-

durch sie Verkehr mit auswärtigen Nationen, und Gelegenheit Kenntnisse und Künste von ihnen zu holen, gehabt hatten, beraubt worden waren. In dem nördlichen Theile des Reiches liegt die Provinz Noure-Kalava, worin noch jetzt die Ruinen der einst berühmten und prächtigen Stadt Anurodgburro zu finden sind; sie liegen ganz an der äußersten Gränze des Königreichs und dicht an der Provinz Jafnapatam. In früheren Jahrhunderten war diese Stadt die Residenz der Könige von Ceylon, und lange nachher ist sie noch ihr Begräbnißort gewesen. Da sie so weit von Kandi und dem dasigen barbarischen Hofe entfernt ist, so wird sie sehr häufig von dem Cingalesen und ihren Priestern besucht, die daselbst ihre Heiligen verehren. Hier standen ehemals die prächtigsten Tempel und Pagoden der Ceyloner, wie man aus den noch vorhandenen massiven Säulen und gehauenen Steinen sehen kann. Als sich die Portugiesen dieser Stadt bemächtigten, fanden sie in derselben mehr Gegenstände, woran sie ihre Zerstörungssucht befriedigen konnten, als ihnen bisher noch in irgend einem Theile der Insel vorgekommen waren. Sie rissen ohne Bedenken die darin vorhandenen gottesdienstlichen Gebäude nieder und führten die vorzüglichsten Materialien fort, um Kolumbo und die anderen Städte, die sie an den Seeküsten erbauten, damit zu befestigen. Durch diesen Kirchenraub machten sie sich aber weit mehr, als durch irgend etwas anderes die Herzen der Eingebornen abwendig und noch jetzt denken die Ceyloner mit dem äußersten Abscheu daran.

Das ganze Königreich besteht bis auf die Ebene um

Anurodgburro aus einer ununterbrochenen Abwechselung von steilen Gebirgen und tiefen Thälern. Wegen der außerordentlich dicken Wälder, die bei weitem den größten Theil des Landes bedecken, liegen beständig ungesunde Dünste und dicke Nebel auf demselben. Mit einbrechendem Abende fallen täglich diese Nebel herab und werden erst des Morgens, wann die Sonne eine gewisse Höhe erreicht hat, wieder zerstreut. Die Thäler sind im Ganzen genommen sumpfig, voll Quellen und zur Reißkultur und Viehzucht vortrefflich geeignet. Allein diese Vorzüge werden durch die außerordentliche Ungesundheit der Luft nach der regnigten Jahreszeit weit überwogen. Die Verschiedenheit, die man zwischen dem Klima im Inneren und dem an der Seeküste wahrnimmt, entsteht vorzüglich aus der Stockung der Atmosphäre in dem ersteren. Durch die tiefen Thäler und die dicken Waldungen wird die freie Cirkulation der Luft verhindert und daher liegt in der Nacht immer ein äußerst kalter Nebel auf dem Lande; die Tage sind aber durch die übermäßige Hitze und die schwülen Dünste nicht minder nachtheilig und gefährlich. Ein Europäer, der in das Innere kommt, wird sehr leicht von einer besonderen Art von Fieber befallen, das viele Aehnlichkeit mit unserem kalten oder Wechselfieber hat und auf keine andere Art zu vertreiben ist, als wenn der Patient sogleich an die Seeküste zurückkehrt, wo das Klima bei Tage nicht so schwül und bei Nacht weniger kalt und nebelicht ist.

Das Königreich K...oi kann durch innere Schifffahrt niemals seinen Wohlstand befördern; denn ob es gleich

von mehreren großen Flüssen durchschnitten wird, so sind doch diese in der regnigten Jahreszeit wegen der vielen Waldströme, die sich von den benachbarten Bergen hineinstürzen, so reißend und ungestümm, daß kein Boot sich auf dieselben wagen kann; dagegen, sie in der entgegengesetzten Jahreszeit äußerst seicht und fast ganz ausgetrocknet sind. Der Malivagonga, welcher der größte unter diesen Flüssen ist, entspringt an dem Fuße des Adamsberges, nimmt seinen Lauf gegen Norden, fließt beinahe rings um die Hauptstadt herum und fällt endlich bei Trincomale in das Meer. Der Mulivaddj, der zunächst auf ihn folgt, entspringt in einer kleinen Entfernung von dem vorigen und fließt gegen die westliche Küste hin. Ausserdem giebt es noch eine Menge anderer Flüsse, die in mehreren Gegenden des Landes aus den Gebirgen entspringen, und obgleich von ihnen allen kein einziger schiffbar ist, so könnte man doch wenn es darnach angefangen würde, durch Bewässerung des Landes die wesentlichsten Vortheile aus ihnen ziehen.

Die Ceyloner im allgemeinen sind schon oben beschrieben worden, so wie ich auch die besonderen charakteristischen Züge der Cingalesen angeführt habe; von den eigenthümlichen Sitten der Kandier sind daher jetzt nur einige wenige Umstände nachzutragen. Man sollte zwar glauben, daß man die nöthigen Nachrichten von ihnen leicht durch die in den Europäischen Besitzungen wohnenden Cingalesen hätte erhalten könnnen; allein der Verkehr zwischen diesen beiden Zweigen der Nation ist so sorgfältig und streng abgeschnitten, als es nur immer bei den wildesten

Völkern von Nordamerika, wenn sie in den blutigsten Kriege mit einander begriffen sind, der Fall seyn kann. Auch im tiefsten Frieden hat keine Kommunikation zwischen ihnen statt und von keiner Seite wird auch der geringste Versuch gemacht, insgeheim mit der anderen zu handeln, oder auf irgend eine Art mit ihr in Verhältniß zu treten. Die Holländer haben es durch ihre Politik dahin gebracht, daß die Kandier im strengsten Verstande vollkommen isolirt sind, und daß ihnen die Annäherung jedes Fremden Furcht und Schrecken einflößt.

Durch die beständigen Feindseligkeiten, worin die Kandier so lange Zeit hindurch mit den Europäern gelebt und durch die Unabhängigkeit, in der sie sich vermittelst ihrer Berge zu erhalten gewußt haben, sind, wie schon oben bemerkt worden, die Züge ihres Charakters kräftiger und hervorstechender geblieben; dahingegen die Ruhe und Unterwerfung, worin sich die Bewohner der Ebene befinden, ihre natürlichen Anlagen gemildert und wenigstens die rauhesten Züge aus denselben verwischt haben. Obgleich die Kandier unter einer durchaus despotischen Regierung leben, so werden doch ihre Vorurtheile und Gebräuche von dem Monarchen nie angetastet, sondern auf alle mögliche Art in Ehren gehalten: sie sind daher stolz darauf, daß sie keinem fremden Joche unterworfen, sondern bloß Sklaven eines Fürsten aus ihrem eigenen Volke sind. Sie sehen mit Verachtung auf die in unserem Dienste stehenden Cingalesen herab, als auf ein elendes, verworfenes Volk, das seine ihm von der Natur ertheilten Rechte gegen Frieden und fremden Schutz ver-

tauscht hat. In dem Aeußeren haben die Kandier etwas stolzes und feierliches; auch sind sie weit artiger und gefälliger in ihrem Betragen, jedoch zugleich auch listiger und treuloser als ihre Landsleute in den niederen Gegenden. Ueberdies sind sie von größerem und rüstigerem Körperbau, und da sie von ihrer frühesten Jugend an gewohnt sind, die Waffen zu tragen und überall, wo Gefahr zu besorgen ist, Wache zu stehen, so bekommen sie frühzeitig ein kriegerisches Ansehen, wodurch allein man sie schon hinlänglich von den Cingalesen unterscheiden kann. Ihre Häuser sind ebenfalls artiger und besser gebaut, als die der Letzteren, ob sie gleich aus den nämlichen Materialien bestehen und auch mit den nämlichen Hausgeräthen versehen sind.

Der Anzug der höhern Stände unter den Kandiern besteht aus einem großen Stücke Baumwollen-Zeuch oder Calico, das mehreremale dicht um den Unterleib herum geschlagen wird, und über dies wickeln sie noch ein zweites Stück von dem nämlichen Zeuche, wovon das eine Ende auf dem Rücken hinaufgesteckt, das andere aber zwischen den Beinen hindurch gezogen wird, oder auch bis auf die Knöcheln herab hängt. Ihre Aerme, Brust und Schultern sind nackt. Auf den Köpfen tragen sie eine Mütze oder einen Turban von einer ihnen ganz eigenthümlichen Form; sie hat keine Aehnlichkeit mit derjenigen, die man bei den Bewohnern des festen Landes, oder auch bei den Cingalesen findet, sondern sie ist oben breit und flach, gegen unten hin aber immer enger und wird mit Conjee, einer Art von Stärke, die aus Reiß gemacht ist, gesteift.

Ueber den Schultern oder um die Hüften tragen sie ein Gehenke, an welchem ein Dolch oder ein kurzer Hirschfänger befindlich ist. Vor sich haben sie einen Beutel hängen, wie die Schottischen Hochländer, in welchem Betel-Blätter, Areka-Nüsse und Tabak aufgehoben werden; überdies folgt ihnen gewöhnlich ein Bedienter nach, der eine elfenbeinerne oder schildkrötene Büchse trägt, die ebenfalls mit diesen Materialien ganz angefüllt ist. Wann sie bei Tage ausgehen, so haben sie immer einen Sonnenschirm von dem Talipot-Blatte bei sich. Alle tragen Ringe an den Fingern und einige, jedoch nur wenige, auch in den Ohren, denn dieses letztere gehöret zu den unbedeutenden Gegenständen, auf welche der König zum Beweis seiner höchsten Gewalt ein Verbot gelegt hat. Der Hauptunterschied in der Kleidung der höheren Stände unter den Kandiern und den Cingalesen, liegt in der Gestalt der Mütze und in der unermeßlichen Quantität Baumwollenzeuch, das von den ersteren um den Leib geschlagen wird. Der Anzug der niederen Stände ist beinahe ganz der nämliche wie bei den Cingalesen, bis auf die Verschiedenheit in der Form der Mützen.

Es mag vielleicht sonderbar scheinen, daß ich fast drei Jahre auf der Insel zugebracht, und sogar das Innere bis in die Hauptstadt durchreist habe, und doch die Kandischen Frauenspersonen bloß nach dem, was mir von ihnen erzählt worden ist, zu beschreiben im Stande bin. Allein die argwöhnische Wachsamkeit dieses Volkes geht so weit, daß es auf dem ganzen Wege, den die Gesandtschaft gemacht hat, keinem einzigen Frauenzimmer verstattet wor-

den ist, uns vor die Augen zu kommen. Dies ist ein auffallender Beweis, wie sehr die Holländer durch ihr Betragen die Kandier mit Furcht und Verdacht erfüllt haben; denn es geschieht keineswegs aus Eifersucht, daß sie die Frauenspersonen von allen Europäern entfernt halten, sondern bloß aus Furcht, daß sie sich in ein Einverständniß mit ihnen einlassen könnten. Nach allem aber, was ich erfahren habe, ist weder in der äußern Gestalt, noch in dem Anzuge der geringste wesentliche Unterschied zwischen den Kandierinnen und den Cingalesinnen zu finden.

Die Kandier sind in mehrere Kasten abgetheilt, wovon eine vor der andern nach der genauesten Bestimmung den Vorrang hat. Die erste Kaste begreift die Edelleute in sich; diese setzen ihren vorzüglichsten Ruhm darein, daß sie ihr erhabenes Blut so lange unbefleckt erhalten haben, und daher vermischen sie sich auch nie durch Heurathen mit den niedern Ständen. Wenn sich der Fall zuträgt, daß eine Frauensperson aus dieser Kaste sich durch eine Verbindung mit einem Mann aus einer geringern Kaste entehrt, so hat sie unausbleiblich das Leben verwirkt; sie rühmen sich daher, daß durch diese Einrichtung ihr Blut bis auf die späteste Nachkommenschaft vollkommen rein wird erhalten werden. Bei den Cingalesen ist diese Kaste unter dem Namen der Hondrews bekannte und ihre Kleidungsart ist bei beiden vollkommen die nämliche. Die Cingalesischen Hondrews haben jedoch neuerlich angefangen, von ihren strengen Begriffen über die Reinheit ihres Blutes ein wenig nachzulassen, und es werden

zuweilen jetzt Verbindungen von ihnen mit geringern Personen eingegangen, ohne daß sie dadurch eine dauernde Schande auf sich laden.

Den nächsten Rang nach den Edelleuten besitzen die Künstler z. B. die Maler und diejenigen Handwerker, die für die vorzüglicheren gehalten werden, als Goldschmiede, Grobschmiede und Zimmerleute. Die Tracht dieser Kaste ist fast die nämliche, wie die der Hondrews, allein sie haben das Recht nicht, mit den Edelleuten an einem Tische zu essen, noch überhaupt mit ihnen in Gesellschaft zu seyn.

Diejenigen, die unter die geringern Handwerker gerechnet werden, als z. B. die Barbiere, Töpfer, Wäscher, Weber und dergleichen, machen die dritte Kaste aus, zu welcher auch die gemeinen Soldaten gehören.

Die vierte Kaste begreift die Bauern und Taglöhner von aller Art in sich, die entweder ihr eigenes Land bestellen oder für andere um Lohn arbeiten. Der Vorzug, der den Handwerkern vor den Landleuten und Soldaten gegeben wird, ist in der Abtheilung der Kasten etwas ganz ungewöhnliches und wird durchaus nirgends als in Ceylon gefunden. Er verräth einen gewissen Grad von Civilisation und eine Liebe für die Künste, die zwar dem gegenwärtigen Zustand dieser Insulaner keineswegs angemessen ist, aber mit den architektonischen Ueberbleibseln aus bessern Tagen, die noch in manchen Gegenden den Verheerungen der Zeit und der Feinde entgangen sind, vollkommen übereinstimmt.

Diese sämtlichen vier Kasten vermischen sich nach der allgemeinen Sitte der Indier niemals unter einander; der Sohn setzt das Gewerbe des Vaters von Generation zu Generation fort, und die Kaste, worin ein Mensch geboren wird, setzt seinem Ehrgeize wie seiner Liebe, unübersteigliche Gränzen. Allein außer den angeführten Kasten giebt es hier, wie in anderen Gegenden von Indien, noch eine unglückliche Rasse von Verstoßenen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die Märtyrer einer barbarischen und unnatürlichen Verfassung sind. Wer wegen eines Verbrechens, oder wegen Vernachläßigung abergläubischer Gebräuche, durch das Urtheil der Priester seiner Kaste verlustig erklärt und aus derselben herausgestossen worden ist, der ist dadurch nicht nur für sich selbst auf sein ganzes Leben ehrlos gemacht, sondern seine Strafe pflanzt sich auch auf seine Kinder und Kindeskinder und alle nachfolgenden Generationen fort. Keiner aus einer anderen Kaste kann sich je durch eine Heurath mit ihnen verbinden, und sie dürfen weder Handel noch ein Gewerbe treiben, noch auch irgend einem menschlichen Wesen, außer nur den Genoßen ihres Elendes, nahe kommen; wenn sie sogar durch einen Zufall irgend etwas berühren, so wird es für befleckt und für verflucht gehalten. Da sie sich mit keiner Art von Arbeit abgeben dürfen, so müssen sie sich ihren nothdürftigen Unterhalt kümmerlich erbetteln und sind dadurch in allen Zeitaltern fortdauernd eine äußerst lästige Bürde für die Gesellschaft. Da diese Unglücklichen, durch den eisernen Szepter des Aberglaubens zu einem solchen Zustande von Verworfenheit und Schande verurtheilt sind, und es ihnen schlechterdings un-

möglich ist, sich durch irgend ein gutes Benehmen jemals wieder in ihren vorigen Stand zurückzusetzen, so haben sie durchaus nichts mehr weder, zu gewinnen, noch zu verlieren, und sind natürlicher Weise in jedem Augenblicke zu den abscheulichsten Verbrechen bereit. Es wäre ein würdiger Gegenstand für eine weise Regierung, diese verworfene Menschen-Rasse wieder in eine Lage zu versetzen, worin sie mit Nutzen thätig werden könnte; allein ehe hieran zu denken wäre, müßten vor allen Dingen die jetzigen abergläubischen Begriffe der Nation durch Einführung eines vernünftigen Religionssystemes ausgerottet und vertilgt werden.

Diese aus allen Kasten verstoßene Menschen müssen allen übrigen Kandiern, und auch den geringsten und armseligsten unter ihnen eben so viele Achtung und Ehrerbietung beweisen, als die letztern nach der Morgenländischen Sklavensitte ihren Königen zu bezeigen verbunden sind. Da aber bei barbarischen Nationen für den Ursprung aller ihrer Einrichtungen durch Tradition eine Legende vorhanden ist, so wird auch die Grausamkeit, welche die Kandier gegen diese Verbannten ausüben, durch Erzählung eines Verbrechens beschöniget, daß die letzteren vor uralten Zeiten begangen haben sollen. Ursprünglich soll nämlich diese ganze Volksrasse eine besondere Kaste ausgemacht, und als Jäger im Dienste des Königs gestanden haben; sie wären aber einmal durch irgend eine Veranlassung in Zorn gerathen, und hätten auf die Tafel des Königs Menschenfleisch statt Wildpret geliefert. Diese schauderhafte That sey jedoch entdeckt worden und der Kö-

nig habe sie deshalb verurtheilt, daß sie mit ihrer gesammten Nachkommenschaft auf ewig aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und verbannt seyn sollten. Diese lächerliche Fabel würde ich jedoch gar nicht erzählt haben, wenn sie nicht zugleich zu einem Beweise diente, wie weit die Eingebornen glauben, daß ihr König seine Gewalt auszudehnen berechtigt ist

Da die Regierungsverfassung nebst der militärischen und bürgerlichen Einrichtung des Landes das aller merkwürdigste ist, was von den Kandiern erzählt werden kann, und diese Gegenstände auch für einen Europäer das meiste Interesse haben werden, so will ich meinen Lesern eine so viel als möglich vollständige Nachricht darüber zu geben suchen.

Eilftes Kapitel.

Von der bürgerlichen und militärischen Verfassung des Königreichs Kandi.

Die Regierungsform von Kandi ist uneingeschränkt despotisch, und jeder Widerstand gegen den Willen des Königs, wenn er nicht mit der gehörigen Gewalt ihn durchzusetzen verbunden ist, wird unmittelbar mit dem Tode bestraft. Demohngeachtet aber versichern die Eingebornen, daß seit undenklichen Zeiten gewisse Reichsgrundgesetze bei ihnen vorhanden wären, welche eigentlich ganz allein die höchste Gewalt enthielten; sie behaupten sogar, daß, wenn einer von ihren Königen es wagen wollte, diese Gesetze zu übertreten, er gleich dem geringsten seiner Unterthanen in seinem eigenen Lande vor Gericht könnte gezogen werden. Für diese Behauptung führen sie die Beispiele von einigen ihrer Könige an, die wirklich abgesetzt und zum Tode verurtheilt worden sind; allein solange die ganze Gewalt des Staates in den Händen des Königes ruhet, und er durch keine Macht, die der seinigen gleichkommt, eingeschränkt wird, so kann er offenbar nicht anders als durch eine glücklich ausgeführte Empörung vor Gericht gezogen werden. Diese ganze Lehre hat folglich keinen anderen Zweck, als einem Minister oder sonstigen Reichsbeamten, der ehrgeizig und mächtig genug ist, um seinen Monarchen vom Throne zu stossen, das Recht dazu

in die Hände zu geben. Ein Beispiel hievon stellt die Geschichte des letztern Königs von Kandi auf. Sein Adigar, oder vornehmster Minister, der einen durch ihn selbst auf den Thron erhobenen König unumschränkter regieren zu können glaubte, als den Monarchen, dem er seine Würde verdankte, hatte eine mächtige Partei auf seine Seite gebracht und mit Hülfe derselben seinen Herrn förmlich abgesetzt und zum Tode verurtheilt; hierauf hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß ein Fremder an seiner Stelle zum Könige erwählt worden war.

Durchaus unverträglich mit der despotischen Gewalt des Königs von Kandi scheint es aber zu seyn, daß den Grundgesetzendes Landes nach, das Reich ein förmliches Wahlreich ist, und daß in den Fällen, wo eine Absetzung statt hat, auch nach diesen Gesetzen wirklich verfahren wird. Es steht alsdann in der Gewalt des Volkes, den nächsten Verwandten des Königs ganz zu übergehen und einen entferntern, ja sogar auch einen Fremden zu erwählen. Der jetzige König selbst, der, wie ich eben erzählt habe, dem mächtigen Einflusse des Adigars seine Wahl zu verdanken hat, ist von der Insel Ramiseram an der Malabarischen Küste gerade gegen Manaar über, gebürtig, und hatte keine andere Ansprüche auf die Thronfolge, als daß er entfernt von einer weiblichen Linie der königlichen Familie abstammt. Wenn hingegen ein König auf dem Throne stirbt, und keine unmittelbare Nachkommen hinterläßt, sondern mehrere sowohl männliche als weibliche Seitenverwandten vorhanden sind, die in gleichem Grade zur Thronfolge

berechtiget wären, so wird nach den Kandischen Gesetzen der weiblichen Linie der Vorzug gegeben. In dem gegenwärtigen Falle aber waren noch zwei Prinzen übrig, die durch einen weit nähern Grad der Verwandtschaft gegründetere Ansprüche auf die Krone hatten. Sie kamen beide nach Kolumbo, während ich mich daselbst aufhielt, und baten den Gouverneur North um Unterstützung, um sich mit Gewalt in den Besitz ihres Erbtheils zu setzen. Allein solange die Engländer in einem freundschaftlichen Verhältnisse mit dem regierenden Fürsten stehen, so ist es durchaus ihrem Interesse zuwider, sich auf die Ansprüche, die von Anderen auf seine Krone gemacht werden, auch nur im mindesten einzulassen. Das Volk glaubt sich überhaupt bei seiner Wahl nicht an einen Zweig aus der königlichen Familie gebunden, obgleich der Thron seit mehreren Jahrhunderten ununterbrochen in der alten Kandischen Familie geblieben ist; gegenwärtig scheint jedoch diese nahe daran zu seyn, gänzlich auszusterben.

Auf welche Art aber diese Königswahl eigentlich vor sich gehen soll, darüber scheint durchaus keine bestimmte Vorschrift vorhanden zu seyn, und wahrscheinlich ist dasjenige, was man die freie Wahl des Volkes nennt, nichts weiter als der Wille der jedesmal herrschenden Partei. Es sind von Reisenden eine Menge lächerlicher Geschichten über die Art, wie die Kandier bei dieser Wahl zu Werke gehen, erzählt worden; ich hatte aber Gelegenheit, bei einigen der Vornehmsten und best unterrichteten Kandiern, die ich zu Sittivakka und Rua-

nelli kennen lernte, genaue Erkundigungen darüber einzuziehen. So ist z. B. behauptet worden, daß wenn die Kandier im Begriffe wären, einen König zu erwählen und das ganze Volk zu diesem Ende versammelt wäre, die Thron-Candidaten und zugleich mit ihnen ein Elephant vor dasselbe geführt würden. Der Elephant müsse alsdann entscheiden, welchem unter ihnen der Thron zu Theil werden sollte, und derjenige, vor dem er zuerst stille stände und aus eigenem Antriebe und ohne auf irgend eine Art dazu abgerichtet zu seyn, eine Verbeugung vor ihm machte, würde für den Vorzugreichsten und Würdigsten gehalten und sogleich, ohne daß weiter der geringste Widerspruch statt fände, zum König erwählt. Mit dieser Sage hat man sich in der That sehr lange auf der Insel selbst getragen, und viele die daselbst wohnen, glauben noch gegenwärtig daran; allein man hat mich auf das zuverläßigste versichert, daß weder jetzt noch ehemals diese oder auch nur eine ähnliche Ceremonie statt gehabt habe.

In der Menge und dem Unsinn seiner Titel giebt der König von Kandi keinem morgenländischen Fürsten etwas nach. Viele von denselben, scheint er den Portugiesen und Holländern zu verdanken zu haben, die damit äusserst freigebig gegen ihn waren, wenn sie dafür ein ihnen gelegenes Stück Land von ihm zu erhalten hofften. Gewöhnlich heißt er Kaiser von Ceilon, König von Kandi und Jafnapatam, Fürst, der von der goldenen Sonne abstammt, dessen Königreich und Residenzstadt Kandi erhabener sind, als alle andere auf der Welt

und vor denen sich die übrigen auf der Erde beugen müßen; Fürst von Duva, Herzog der 7 Provinzen gegen Osten, Markgraf von Duranuro, Herr von Kolumbo und Galle, von den Seehäven Nigumbo, Caltura und Matura, dem auch die Inseln Manaar und Calpenteen zugehören, Herr der Perlenfischerei, und Besitzer aller kostbaren Steine; Er, vor dem alle Elephanten sich beugen u. s. w. Diese und noch eine lange Reihe von andern Titeln müssen in jede Aufschrift an den König unumgänglich gesetzt werden. Manchen davon sieht man es offenbar an, daß sie von seinen Europäischen Nachbarn erfunden worden sind, um ihn mit einer eingebildeten Souveränität hinzuhalten, während sie selbst sich in dem ruhigen Besitze des Landes befanden.

Mit diesen stolzen Titeln steht auch die Ehrfurcht im Verhältnisse, die ihm von seinen Unterthanen erwiesen werden muß. Es darf sich ihm Niemand nähern, ohne sich drei Mal hinter einander der Länge nach vor dem Throne nieder zu werfen, und dabei jedesmal eine lange Reihe von den Titeln Sr. Majestät, mit der andächtigsten Verehrung herzusagen. Niemanden, auch nicht einmal einer Person vom höchsten Range, ist es verstattet, in seiner Gegenwart zu husten oder auszuspeien; es muß Jeder vor ihm das tiefste Stillschweigen beobachten, und keiner darf es wagen, seinem Nachbar auch nur leise etwas ins Ohr zu raunen. Dem Adigar, oder obersten Minister, ist es allein verstattet, in des Königs Gegenwart zu stehen, und auch dieser muß sich immer einige Stufen niedriger halten, als Se. Majestät, weil es Nie-

mand wagen darf, mit dem Abkömmlinge der Sonne, wofür alle Könige von Ceylon gehalten werden, auf einer gleichen Höhe zu stehen. Die Staatsgeschäfte werden zwischen dem Könige und dem Adigar allein verhandelt, und beide flüstern einander leise zu, so daß Niemand von den Anwesenden das geringste davon verstehen kann, und wenn Se. Majestät einem Andern etwas zu sagen haben sollte, so wird es ihm ebenfalls leise durch den Adigar überbracht.

Diese außerordentliche Vorsorge, daß auch der geringste Schein von Gleichstellung mit der königlichen Würde vermieden werde, schränkt sich aber nicht allein auf den Hof und auf diejenigen ein, die sich der Person des Königs nähern; es sind auch in dieser Absicht durch das ganze Königreich auf viele, an und für sich sehr gleichgültige Dinge, die strengsten Verbote gelegt. Niemand darf z. B. die Mauern seines Hauses weißen, oder das Dach desselben mit Ziegeln decken lassen, weil dieses Vorrecht ausschließlich dem Monarchen vorbehalten ist. Eben so ist es Niemanden vergönnt, einen Brief auf die nämliche Art zu schreiben und zusammen zu legen, wie es herkömmlich der Monarch zu thun pflegt.

Dieses Uebermaaß von Ehrfurchtsbezeugungen scheint ihn über alle seine Unterthanen so hoch als möglich erheben zu sollen, allein im Grunde wird seine persönliche Gewalt gerade dadurch außerordentlich vermindert. Da der Adigar das einzige Organ seines Willens ist, so wie auch die einzige Person, die sich ihm nähern darf, so hat

dieser Minister offenbar die Gewalt in den Händen, alles was er will, im Namen des Monarchen zu befehlen, und alle Klagen der Unterthanen vom Throne entfernt zu halten. Der gegenwärtige Adigar ist ein Ränkevoller Mann, der große und mächtige Verbindungen hat, und der außer der gewöhnlichen, mit seinem Amte ohnehin verbundenen Gewalt, auch noch das Verdienst besitzt, daß er den regierenden Fürsten auf den Thron erhoben hat. Die ganze Regierung des Reichs liegt daher in seinen Händen, und dem Fürsten ist nicht viel mehr, als der königliche Titel übrig geblieben.

Das Königreich Kandi ist mit allen, einer uneingeschränkten Monarchie eigenthümlichen, Uebeln belastet; die niedern Stände werden von den großen Häuptern unterdrückt, so wie diese wiederum von dem Monarchen gemißhandelt werden. Herr Knox entwirft ein schröckliches Gemälde von der Tyrannei, welche der zu seiner Zeit regierende Fürst ausübte; allein seitdem haben entweder aus Furcht vor Empörungen oder aus anderen Bewegungsgründen, die Könige von Kandi sich mit mehr Sanftheit gegen ihre Unterthanen betragen. Wahrscheinlich hat auch die Furcht vor den Europäern, die bei jeder ausbrechenden Empörung sogleich zu Hülfe gerufen wurden, sehr viel dazu beitragen, daß man sich den Gewaltthätigkeiten einer durchaus willkürlichen Verfassung jetzt wenigstens nicht mehr auf eine so sehr empörende und gräuelvolle Art überläßt. Der gegenwärtige König ist bei weitem der mildeste Fürst, der noch jemals über die Kandier geherrscht hat. Er scheint eine große Zuneigung

zu den Engländern zu haben, obgleich, wie man versichert, sein Adigar alle Bewegungen und Handlungen derselben mit einer mißtrauischen Wachsamkeit beobachten soll.

Der König von Kandi behauptet, daß er der erste Monarch auf dem Erdboden wäre, und sucht, durch das Gepränge, womit er sich umgiebt, diese Behauptung zu beweisen. Er ist der einzige Fürst in ganz Indien, oder, wie die Kandier versichern, in der ganzen Welt, der eine Krone trägt. Wann er öffentlich erscheint, so geschieht es immer mit einem Aufzuge, den die Kandier für äußerst prächtig halten, der aber einem Europäer keinesweges so vorkommen wird. Sehr selten reitet er auf einem Pferde, oder auf einem Elephanten, sondern läßt sich gewöhnlich in einem Palankin tragen. Ein beträchtliches Korps von seiner Leibwache, eine große Anzahl Personen vom ersten Range begleiten ihn, und vor dem Zuge her, werden eine Menge Fahnen von weißem Calico getragen, auf denen mit rother Farbe allerhand Figuren, von der Sonne, Elephanten, Tigern, Drachen und anderen schröcklichen Thieren gemalt oder auch hinein gewebt sind. Die reichsten darunter, durch deren Pracht die Kandier ganz geblendet werden, sind jedoch um nichts besser, als bei uns die gewöhnlichen Fahnen eines Regiments.

Lautes und lärmendes Geräusch, das bei allen barbarischen Völkern wesentlich zu dem Begriffe von Größe zu gehören scheint, ist auch regelmäßig mit dem öffentlichen

Aufzuge des Kandischen Monarchen verbunden; es folgen ihm daher immer eine große Anzahl von Personen nach, welche Trommeln von verschiedener Größe schlagen, gellende und scharftönende Klarinetten, Pfeifen, Sackflöten und Dudelsäcke blasen, und große Stücke Messing und Eisen an einander schlagen. Alle diese Instrumente, die ohne Rücksicht auf Harmonie und Takt, zu gleicher Zeit gespielt werden, verursachen einen so schröcklichen, disharmonischen Lärm, daß es für Europäische Ohren kaum auszuhalten ist. Das merkwürdigste aber bei einem solchen öffentlichen Aufzuge des Monarchen, ist ein Haufen Menschen, die lange Peitschen von einer ganz besondern Art in den Händen haben, und unter den seltsamsten Verzerrungen des Körpers, wie Wahnsinnige vor dem Zuge herlaufen, das Volk entfernen, und die Ankunft des Königs bekannt machen. Die Peitschen sind von Hanf, Coya, Gras oder Haaren verfertigt, und bestehen in einem acht oder zwölf Fuß langen Riemen, ohne Griff. Es ist in der That zum Erstaunen, was für einen schröcklichen Lärm diese Vorläufer mit ihren Peitschen machen, und wie außerordentlich viel Geschicklichkeit sie besitzen, um die Leute, die ihnen in den Weg kommen, nicht damit zu treffen; ein Europäer muß, wenn er sie dem Anscheine nach noch so blindlings ihre Streiche führen sieht, nothwendig für seine Sicherheit besorgt werden. Bei allen Audienzen, welche die Gesandtschaft, der ich beiwohnte, an dem Hofe zu Kandi hatten, wurde der Gebrauch mit diesen Peitschenknallern, zum großen Verdruß unserer bei uns befindlichen Soldaten, niemals unterlassen. Diese hatten das äußerste Mißfallen an demselben, denn sie konnten, so

lange diese Peitschen ihnen knallend um die Ohren fuhren, weder ein einziges Kommando-Wort verstehen, noch auch ihre Schwenkungen gehörig verrichten, und ich selbst, so sehr ich auch von der Geschicklichkeit der Leute, welche die Peitschen führten, überzeugt war, vermochte dennoch die Furcht nicht ganz zu unterdrücken, daß ich auch einmal einen derben Hieb abbekommen könnte.

Die bürgerliche und militärische Verfassung von Kandi ist der despotischen Form der Staatsverwaltung ganz angemessen; Beförderungen und Anstellungen aller Art hängen durchaus nur von der Willkür des Monarchen ab. Nur allein die Einrichtung der Kasten muß unverletzt erhalten, und alle Beamten von einem gewissen Range müssen immer aus der nämlichen bestimmten Kaste gewählt werden. Die weißen Menschen haben einerlei Rang mit der höchsten Kaste. Die regulären Truppen, oder die stehende Armee, leistet im Innern Dienste, und wird immer in der Nähe des Königs gehalten; da hingegen die Vertheidigung der Gränzen den Bewohnern dieser Gegenden anvertraut ist; diese machen eine Art von Miliz aus, und müssen die sämmtlichen Eingänge in das Land beständig auf das sorgfältigste bewachen. Die verschiedenen Beamten und Offiziere haben nach ihrem Rang größere oder geringere Freiheiten und Privilegien zu genießen.

Die höchsten Staatsbeamten sind die Adigars, oder ersten Minister. Es sind deren zwei, und in ihren Händen liegt die ganze Gewalt des Staates. Daß aber der

jetzige oberste Adigar besonders eine so furchtbare Gewalt besitzt, davon habe ich schon oben den Grund angegeben; allein auch zu allen anderen Zeiten sind diese Staats-Beamten ein beständiger Gegenstand der Furcht und Eifersucht für die Monarchen gewesen. Um sie abzuhalten, daß sie ihren überwiegenden Einfluß nicht zu gefährlichen Planen mißbrauchen, muß es stäts die Politik des Königs seyn, zwei Adigars von verschiedener Denkungsart und von entgegengesetzten Factionen zu erwählen, um hierdurch eine genaue Verbindung zwischen beiden, die ihn selbst zu Boden werfen könnte, zu verhindern. Die Adigars sind die obersten Richter im Reiche; alle Streitigkeiten werden ihnen vorgelegt, und sie sprechen dann das entscheidende Urtheil aus. Von ihrem Spruche kann zwar noch an den König selbst appellirt werden; allein da sie das Ohr des Monarchen besitzen, so ist es sehr schwer, und auch äußerst gefährlich, von diesem Rechte Gebrauch zu machen; jeder Unterthan läßt es lieber bei ihrer Entscheidung bewenden, ehe er einen Schritt wagt, der leicht noch schlimmere Folgen, als das Unrecht, worüber er sich zu beklagen hätte, für ihn haben könnte.

Die Adigars besitzen alle Privilegien und Freiheiten die man von ihrer uneingeschränkten Gewalt erwarten kann, und genießen auch, um der Königswürde so nahe als möglich zu kommen, besondere Auszeichnungen, die keinem andern Unterthanen verstattet werden. Die vorzüglichste darunter bestehet darin, daß sich eine Anzahl Beamten in ihrem Gefolge befindet, die eine Art von Stäben von besonderer Form und ein Siegel von hartem

Thon bei sich tragen, welche für Zeichen gehalten werden, daß sie der Adigar abgeschickt hat, und sobald diese Zeichen bei Ueberbringung irgend eines Befehles vorgezeigt werden, so muß unmittelbar der pünktlichste Gehorsam geleistet werden. Auch sind diesen obersten Ministern alle Gesandtschaften an die Europäische Regierung zu Kolumbo übertragen, so wie auch auf der anderen Seite ihrer Sorgfalt der Empfang unserer Gesandten ganz allein überlassen ist. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die beiden jetzigen Adigars zu Kolumbo zu sehen; sie sind beide wohlaussehende stattliche Männer; der eine von ihnen scheint jedoch den Engländern weit geneigter zu seyn, als der andere.

Die Beamten, welche im Range zunächst auf die Adigars folgen, sind die Dissauvas, oder Statthalter der Korles, denen auch zugleich das oberste militärische Kommando übertragen ist. Ihre Geschäfte bestehen darin, daß sie, wenn es erfordert wird, die Person des Königs begleiten, die Einkünfte erheben, und für gute Ordnung und strengen Gehorsam in ihren Distrikten sorgen. So groß aber auch die Gewalt dieser und der übrigen vornehmen Staatsbeamten über ihre Mitunterthanen ist, so darf doch keiner von ihnen irgend Jemand öffentlich am Leben strafen, ohne die Sache vorher dem Könige vorzulegen, der das ausschließende Vorrecht hat, Todesurtheile auszusprechen. Die Gewalt des Dissauva-Udda oder obersten Befehlshaber aller Truppen, ist außerordentlich groß, und da das gesammte Militär sämmtlich unter seinen Befehlen steht, so wird er sogar oft dem Könige

selbst äußerst furchtbar. Während meines Aufenthalts zu Kolumbo gieng einmal das Gerücht, daß der König diese Stelle, deren Gewalt ihm zu groß geschienen, um sie den Händen einer Privatperson anzuvertrauen, gänzlich abgeschafft habe; allein es fand sich in der Folge ungegründet, denn der Dissauva-Udda kam noch späterhin mit den beiden Adigars zu dem Gouverneur North nach Kolumbo. So lange die Dissauvas ihre Stellen besitzen, wird ihnen von dem Könige eine gewisse Strecke Landes für ihre Dienste angewiesen; außerdem drücken sie auch oft die Unterthanen auf eine unbarmherzige Art, und erlauben sich, unter dem Vorwande, die Kontributionen für den König einzusammeln, die allerschrücklichsten Erpressungen.

Diese vornehmen Staatsbeamten halten sich gewöhnlich am Hofe auf, und müssen beständig um die Person des Königes seyn, denn wahrscheinlich wagt es dieser nicht, Männer, die eine so außerordentliche Gewalt besitzen, in den Provinzen zu lassen, wo sie Gelegenheit haben könnten, sich die Liebe und Zuneigung des Volks zu erwerben. Da folglich die Dissauvas nicht in Person ihr Amt verwalten können, so haben sie wieder geringere Beamten unter sich, die so wohl in Einsammlung der königlichen Einkünfte, als bei den in ihren eigenen Beutel fließenden Erpressungen sich ganz allein nach ihren Befehlen zu richten haben. Diese Unterbeamten sind unter den Namen Roterauts, Vitanies und Courlevitanies bekannt und wohnen in den verschiedenen Provinzen und Distrikten, worin sie angestellt sind.

Diese ganze Regierungsverfassung ist ein förmliches System der Unterdrückung, die mit ihrer ganzen Schwere auf die niedern Klassen des Volks fällt. Es ist ein seltener Fall, daß ein Unterthan den Muth hat, sich mit einer Klage, gegen die ungerechten Erpressungen der oberen Stände an den König zu wenden, und ein noch weit seltenerer, daß alsdann dem Uebel abgeholfen wird. Nach dem wahren furchtsamen Geiste des Despotismus besteht die Politik des Königes darin, daß er jedes Einverständniß und gute Vernehmen zwischen seinen Beamten und dem Volke zu verhindern sucht, und daher sieht er es nicht ungern, wenn die erstern durch ihre Erpressungen das letztere gegen sich aufbringen und erbittern. In Betreff ihrer Person haben zwar die niederen Stände einigen Schutz zu genießen, allein ihr Vermögen und Eigenthum ist den habsüchtigen und räuberischen Hofbeamten gänzlich Preiß gegeben. Sie besitzen schon lange nicht das geringste mehr von Werth, und viele von ihnen ziehen lieber ihren kärglichen Unterhalt von den wildwachsenden Früchten, welche die Natur freiwillig in ihren Wäldern hervorbringt, als daß sie mühsam ihre Felder bestellten, um nachher den Ertrag derselben mit ihren Unterdrückern zu theilen. Wenn ein Bauer zufälligerweise einen Edelstein von Werthe findet, oder irgend sonst etwas Vorzügliches besitzet, so muß er es sogleich an die königlichen Beamten abliefern; ist aber die Sache von einem so großen Werthe, daß diese es nicht wagen, sich selbst sie zuzueignen, so muß der unglückliche Besitzer mit derselben auf seine eigenen Kosten nach der königlichen Residenz wandern, und oft mehrere Tage gedul-

dig vor dem Thore des Pallastes warten, bis sein Geschenk angenommen wird; denn ehe dieses geschehen ist, darf er es sich nicht einfallen lassen, an seine Rückreise zu denken. Wenn daher ein Kandischer Bauer zufälligerweise einen Edelstein findet, so zerschlägt er ihn lieber, oder er läßt ihn liegen wo er ist, ehe er ihn mit Mühe und Kosten selbst in die Residenz trägt.

Die vorzüglichsten Einkünfte des Königs machen die Geschenke oder Kontributionen aus, die ihm zwei- oder dreimal im Jahre von dem Volke gereicht, oder vielmehr ohne bestimmte Vorschrift von den Beamten gewaltsam eingetrieben werden. Diese Kontributionen bestehen in baarem Gelde, in Edelsteinen, Elfenbein, Zeuchen, Getraide, Obst, Wachs, Honig, Waffen, und anderen selbst fabrizirten Dingen, z. B. Speeren, Pfeilen, Piken, Tartschen, Talipot-Blättern u. dgl. Auf den unteren Klassen des Volks liegt jedoch die Last, den Königlichen Schatz zu unterhalten, nicht allein, sondern an gewissen Festen, die mit großem Pompe gefeiert werden, müssen auch die Mahondrews und alle übrigen vornehmen Unterthanen in Person vor dem Könige erscheinen, und keiner von ihnen darf bei dieser Gelegenheit mit leeren Händen kommen. Ehe sie zur Audienz gelassen werden, müssen sie ihre Geschenke an den Thoren des Pallastes abgeben und nach dem Werthe derselben richtet sich dann immer der Empfang, den sie von dem Monarchen zu erwarten haben. Bei diesen Gelegenheiten nicht zu erscheinen, ist äußerst gefährlich, und das Geschenk, das sie überbringen, ist für die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums

durchaus nothwendig. Es muß immer in ein weißes Stück Zeuch eingewickelt und von dem, der es überbringt, wenn es auch nur von der Größe einer Nuß wäre, auf dem Kopfe getragen werden; ein weißer Zeuch muß aber aus dem Grunde hierzu genommen werden, weil dieses die königliche Farbe ist, und außer in königlichen Geschäften in keinem Falle von irgend Jemanden getragen werden darf.

Diese bestimmten Perioden der Kontributionen sind jedoch nicht die einzigen Gelegenheiten, wo Erpressungen an den Kandischen Unterthanen verübt werden, sondern wenn zu irgend einer anderen Zeit, die königlichen Beamten in Erfahrung bringen, daß Jemand etwas von Werthe besitzt, so fordern sie sogleich einen Theil davon für den königlichen Schatz; so müssen z. B. die Künstler sehr häufig Waffen, und mancherlei goldene und silberne Geräthschaften auf eigene Kosten für den König verfertigen. Aus Furcht vor den Europäern beobachtet jedoch der König die nämliche Politik, zu der seine Unterthanen durch die Raubsucht seiner Beamten gezwungen werden. Bei allen Gelegenheiten giebt er sich nämlich den Anschein, als wenn er außerordentlich arm wäre, ob man gleich sehr gut weiß, daß seine Schatzkammer mit einer Menge Sachen von großem Werthe reichlich versehen ist. Die Gegengeschenke, die er der Englischen Regierung für einige von sehr bedeutendem Werthe, die er von derselben erhielt, gemacht hat, waren erstaunend gering und armselig.

Da die Regierungsverfassung in Kandi vollkommen

despotisch ist, so müssen alle Unterthanen dem Monarchen auf den ersten Wink Gehorsam leisten, und weil er aus Furcht vor den Europäern beständig auf seiner Hut ist, so sind alle Kandier verbunden, ohne alle Ausnahme sobald er es befiehlt, die Waffen zu ergreifen. Seine regulären Truppen, wie er sie nennt, mögen ungefähr aus 20,000 Mann bestehen; ich schließe dieses wenigstens aus dem Umstande, daß eine ungefähr so starke Armee von regulären Truppen unserer Gesandtschaft in der Gegend von Sittivacca entgegen kam und in einer Entfernung von 3 Englischen Meilen, so lange wir uns im Lande befanden, immer neben uns hinmarschirte. Bei der außerordentlichen Furcht des Königs vor den Europäern bin ich aber überzeugt, daß damals seine ganze Arme in unserer Nähe versammelt war, denn außer diesen regulären Truppen waren auch noch große Abtheilungen von Land-Miliz überall um uns herum postirt.

Nach dem allgemeinen Gebrauche aller Despoten, die es nie wagen, sich ausschließend nur auf ihre Unterthanen zu verlassen, unterhält auch der König von Kandi eine Leibwache von Malabaren, Malajen und anderen Ausländern, ja sogar von Holländischen Deserteurs. Da diese Truppen durchaus in keiner Verbindung mit den Eingebornen stehen, und nur allein von der Gnade des Königs ihr Glück und ihre Beförderung zu erwarten haben, so setzt er auch in sie sein höchstes Vertrauen und überläßt ihnen ausschließend die Bewachung seiner Person. Außer dieser ausländischen Leibwache aber, die den Dienst in dem Innern seines Pallastes besorgt, liegen noch unge-

fähr 8000 Mann regulärer Truppen und eine gewisse Anzahl von bewaffneten Edelleuten in der Nachbarschaft und sind immer bereit, auf den ersten Wink des Königs herbeizueilen. Diese sogenannte regulären Truppen sind jedoch weder durch ihre Bewaffnung, noch durch ihre Kleidung zu diesem Namen berechtiget. Jeder einzelne unter ihnen kleidet sich im Gegentheil, wie er Lust hat, und bewaffnet sich mit allem, was er auftreiben kann, so daß, wenn sie alle beisammen sind, das Ganze einen höchst grotesken Anblick gewährt. Eben so buntschäckig sind auch ihre Waffen, die in Spießen, Schwerdern, Tartschen, Bogen und Pfeilen, Musketen mit Luntenschlössern und etwa höchstens aus 1000 Flinten mit Bajonetten bestehen; aber auch diese Waffen sind, so viel ich davon zu sehen bekommen habe, in einem höchst elenden Zustande.

Die übrige Armee liegt, außer bei besonderen Gelegenheiten, in dem Lande hin und wieder zerstreut. Ihr Sold bestehet in einer kleinen Portion Reiß und Salz, einem jährlichen Stück Zeuch zur Kleidung, der Befreiung von Abgaben, und allen anderen Dienstleistungen und in einem Stücke Landes, das sie zu ihrem Unterhalte anbauen dürfen. Wenn ein Soldat seine Pflicht vernachläßiget, oder sonst ein Verbrechen begeht, so besteht gewöhnlich seine Strafe darin, daß er einen Hügel abtragen, oder das Bett eines Flusses reinigen muß. Diese Art von Bestrafungen könnte man für äußerst vernünftig und zweckmäßig für die Verbesserung des Landes halten; allein ich muß zugleich hinzusetzen, daß ein Theil der Strafe darin bestehet, alle weggeräumte Erde und Schutt auf den näm-

lichen Platz, wo sie vorher waren, wieder zurückzuschaffen. Für kleinere Vergehungen werden die Soldaten an ihrem Solde und sonstigen Vergünstigungen verkürzt.

Argwohn und Mißtrauen, diese beständigen Gefährten der willkürlichen Gewalt, erstrecken sich über alle Theile des Militär-Systemes. Die Befehlshaber und übrigen Offiziere der Truppen dürfen niemals in Verhältnissen oder in Briefwechsel mit einander stehen, und einander auch nicht einmal besuchen, außer nur, wenn der Dienst es schlechterdings erfordert; es ist vielmehr die Politik des Königes, sie aufzumuntern, daß sie gegenseitig über einander wachen, und einer des andern Spion seye, damit sie weder unter einander selbst in Verbindung treten, noch sich auch mit den Europäern in irgend ein Verkehr einlassen können. Gegen dieses Letztere scheint übrigens schon durch die unterbrochene Reihe von Posten und Wachen, die rings um die Gränzen des Staates herumgestellt sind, vollkommen hinlänglich gesorgt zu seyn. Jeder Bewohner der Gränze ist eine Schildwache, und da viele von ihnen ihre Wohnungen auf den Gipfeln hoher Bäume haben, von wo sie die ganze Gegend übersehen können, so ist es ganz unmöglich ihnen zu entgehen, und sich, ohne von ihnen gesehen zu werden, aus dem Lande heraus, oder in dasselbe hinein zu schleichen. Auch in dem Innern des Reiches werden die nämlichen ängstlichen Vorkehrungen beobachtet, und darf sich Niemand aus einem Distrikt in den andern begeben, ohne daß er auf das genaueste ausgefragt wird, und seinen Reisepaß vorzeigen muß. Dieser Paß bestehet aus einem Stücke

Thon, auf welches ein Siegel gedruckt ist, das die Profession dessen, für den der Paß bestimmt, zu erkennen giebt; auf dem Passe einer Militär-Person steht z. B. ein Soldat mit einem Spieße, oder einer Flinte auf der Schulter; auf dem eines Bauern sieht man einen Feldarbeiter mit einem Stocke auf der Schulter, an dessen beiden Enden ein Queersack herunter hängt; auf dem Passe eines Europäers wird die Figur eines Mannes abgedruckt, der einen Hut auf dem Kopfe, und ein Schwerd an der Seite hat. Diese Vorsichtsmaaßregeln werden strenge beobachtet, und erreichen auch vollkommen den beabsichtigten Zweck; allein auch der aller argwöhnischste Fürst könnte der Kommunication und dem Verkehr mit dem Auslande unmöglich mehr Hindernisse in den Weg legen, als hier schon von der Natur geschehen ist, besonders, wenn man bedenkt, daß der König in seinem ganzen Lande durchaus keine Wälder ausrotten noch auch irgend eine Art von Straßen anlegen läßt. Seine Furcht, daß sich Fremde in sein Land hinein schleichen möchten, ist, außer wenn er mit den Europäern in Krieg verwickelt ist, auch noch einer anderen Ursache wegen, gänzlich ungegründet; es sind nämlich alle Einwohner der Insel, und Cingalesen, die an den Küsten wohnen, von der tödtlichen Schädlichkeit des Klima's im Innern so fest überzeugt, daß sich Niemand denselben anders als mit Angst und Schrecken nähert. Wir mußten diese Erfahrung bei Gelegenheit unserer Gesandtschaft an den Hof von Kandi auf eigene Kosten machen, denn die Cingalesischen Bauern, die wir zur Fortschaffung unserer Kanonen, und unseres Gepäckes mitgenommen hatten,

rissen in solcher Menge aus, und kehrten wieder nach Hause zurück, daß wir uns zuletzt genöthigt sahen, den größern Theil unserer Effecten zurückzulassen.

Die schmalen Fußpfade, die durch die Wälder und über die Gebirge führen, sind jedoch für die Eingebornen selbst zu allen ihren Absichten vollkommen hinreichend, denn sie reisen gewöhnlich nicht anders als zu Fuß. Auf einem Pferde zu reiten, ist ein königliches Vorrecht, von dem auch sogar der Monarch nur selten Gebrauch macht. Es giebt daher auch in dem ganzen Lande keine anderen Pferde, als die Sr. Majestät zugehören; aber auch der königliche Stall befindet sich in einem höchst elenden Zustande und besteht bloß aus Geschenken, die ihm von den Europäern gemacht werden. Im Lande selbst werden nicht nur keine Pferde gezogen, sondern man hat auch die Erfahrung gemacht, daß die meisten, die dahin gebracht werden, bald nach ihrer Ankunft sterben, was nicht allein von dem schnellen Wechsel des Klima's, sondern hauptsächlich auch von dem gänzlichen Mangel an gehöriger Behandlung derselben herrührt. Es fehlt den Kandiern durchaus an Geschicklichkeit und Thätigkeit, und sie sind daher in jeder Rücksicht höchst elende Dienstboten; in der Behandlung der Pferde aber, eines Thieres, das ihnen so vollkommen fremd ist, sind sie ganz besonders ungeschickt. Auch hat es der König mit allen Gnadenbezeugungen und Geschenken noch nicht dahin bringen können, daß Stalleute von der Malabarischen Küste in seine Dienste getreten wären, weil das Klima des Landes viel zu sehr von dem ihrigen verschieden ist.

In einem Staate, dessen Verfassung rein despotisch ist, und wo alles durchaus nur von dem unmittelbaren Willen des Monarchen abhängt, können keine bestimmte, unabweichliche Gesetze existiren. Die Kandier rühmen sich zwar einer uralten Sammlung von geschriebenen Gesetzen; allein diese befindet sich in den Händen des Monarchen, der sie allein kennt und der einzige Ausleger derselben ist. Jede gesetzliche Entscheidung muß sich vor dem Willen des Königes beugen und alle Todesurtheile müssen ihm zur Bestätigung vorgelegt werden. Von Gerichtshöfen und einer regelmäßigen Verwaltung der Gerechtigkeit scheinen die Kandier durchaus keinen Begriff zu haben. Ihre gerichtlichen Verhöre sind alle summarisch, und die Strafen werden unmittelbar vollzogen. Ihre Lebensstrafen sind alle mit Grausamkeiten verbunden; die gewöhnlichsten Arten derselben sind, daß der Missethäter von Elephanten zertreten, oder lebendig auf einen Pfahl gesteckt, oder in einem großen Mörser zerstoßen wird. Wenn das Verbrechen den Tod nicht verdient zu haben scheint, so wird der Angeklagte entweder zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt, oder sein sämmtliches Vermögen wird eingezogen, oder es werden ihm verschiedene Arbeiten zu verrichten aufgegeben, als z. B. schwere Lasten auf dem Rücken fortzuschleppen, Hügel abzutragen, und sie dann wieder in der nämlichen Form aufzuführen u. dergl. mehr. Gefängnißstrafen sind den Kandiern gänzlich unbekannt und nur allein der Grausamkeit der Europäer vorbehalten; dieser Umstand, daß sie einen Angeklagten niemals gefangen nehmen, ist auch ohne Zweifel die vorzüglichste Ursache ihrer summarischen Verhöre und Bestrafungen. Aber

nicht nur ein Gefängniß, sondern überhaupt jede Art von Einschließungen scheint für die Kandier ein schröcklicher Gedanke zu seyn. Ihre Gesandten litten es z. B. durchaus nicht, daß man an den Wagen, worin sie zur Audienz bei dem Englischen Gouverneur abgeholt wurden, den Schlag hinter ihnen zumachte; denn es sehe aus, meinten sie, als wenn man sie zu Gefangenen machen wollte; um ihren Widerwillen nachzugeben, mußten die Schläge rückwärts festgebunden werden. Der sicherste Schutz, den jedoch die Kandier gegen ihre schlechte Justizverfassung haben, liegt in der angebornen Sanftheit und Rechtlichkeit ihres Charakters, worin sie alle andere Indier übertreffen; auch giebt es in einem so armen Lande wenig Versuchungen zu unredlichen Handlungen, und vielleicht ist sogar der Grund, warum die Verwaltung der Gerechtigkeit so lange Zeit hindurch immer mangelhaft und schlecht geblieben ist, hauptsächlich in der Seltenheit der Verbrechen zu suchen.

Dies ist ungefähr alles, was von diesem Volke angeführt zu werden verdient. Man sollte glauben, daß die Kandier, die von allem Verkehr mit fremden Nationen abgeschnitten und von undenklichen Zeiten her auf ihre Unabhängigkeit stolz sind, in ihren vaterländischen Bergen und Wäldern, fern von allem Luxus und aller Gewinnsucht, ein ruhiges und glückliches Leben führen müßten; allein dies ist keinesweges der Fall; denn durch die Unterdrückung ihrer Obern, die beständigen Besorgnisse vor den Europäern und ihre eigene abergläubische Furcht wird dieses isolirte Volk wieder all des Glückes beraubt, das

ihm seiner natürlichen Lage nach zu Theil werden müßte. Hoffentlich wird jedoch bald eine vernünftige und edelmüthige Behandlung von Seiten der Engländer die Quellen ihres Unglücks vermindern; denn die Erpressungen und verheerenden Einfälle der Holländer, haben bisher wesentlich dazu beigetragen. Auch hat bis jetzt schon die Englische Regierung manche Schritte gethan, wodurch sie angefangen hat, die Zuneigung der Eingebornen zu gewinnen. Besonders hat der jetzt regierende König mehr Ursache als irgend einer von seinen Unterthanen mit unserem Betragen gegen ihn zufrieden zu seyn. Vor ungefähr fünf Jahren heurathete er nämlich eine Malabarische Prinzessin aus seinem Vaterlande und von seiner Seite, die eine nahe Verwandtin von dem Rajah von Ramnad war. Sie gelangte über Manaar auf der Insel an und es wurden ihr von dem daselbst kommandirenden Offizier auf ihrer weiteren Reise nach Kandi so viele Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten aller Art erwiesen, daß ihm der König seine Erkenntlichkeit dafür auf das verbindlichste bezeugen ließ. Ein Betragen von dieser Art und einige zur gehörigen Zeit angebrachten Geschenke und Vergünstigungen müssen bei dem Monarchen und dem Volke eine weit günstigere Wirkung hervorbringen, als alle die vergeblichen Kriege gegen sie, wodurch die vorigen Besitzer der Insel sich erschöpft und ihre Heere zu Grunde gerichtet haben. *)

*) Unser Verfasser konnte damals nicht voraus sehen, was seither geschehen ist. Die Zeit wird das Weitere lehren.

D. H.

Zwölftes Kapitel.

Beschreibung der Bedahs oder Waddahs.

Nunmehr ist noch die allersonderbarste Klasse der Einwohner von Ceylon zu beschreiben übrig. Man hat vielfältig behauptet, daß die Menschen von Natur zum gesellschaftlichen Zustande und zur Civilisation geneigt wären und daß sie bloß wegen gänzlicher Unbekanntschaft damit fortdauernd ein abgesondertes und barbarisches Leben führten; allein in den Wäldern und Gebirgen von Ceylon finden wir ein Volk, das gewohnt ist, den Ueberfluß der Cingalesen und die Künste der Europäer vor den Augen zu haben, und das dessen ungeachtet die rohe Unabhängigkeit in seinen Wildnissen und den unsicheren Unterhalt, den ihm die Jagd verschafft, diesem besseren Zustande vozieht. Der Ursprung der Bedahs oder Waddahs, die in den verborgensten Winkeln der Ceyloner Waldungen wohnen, ist niemals erforscht worden; denn es existirt in dem ganzen Morgenlande kein anderes Volk, das auch nur die allergeringste Aehnlichkeit mit ihnen hätte. Es fehlt jedoch nicht an mancherlei Muthmaßungen darüber, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn man keine bestimmten Nachrichten hat. Gewöhnlich werden die Bedahs für die Urbewohner der Insel gehalten, die, nachdem sie von den Cingalesen wären besiegt worden, die Unabhängigkeit der Wilden einer zahmen Unterjochung vorgezogen hätten. Eine ziemlich gangbare Tradi-

tion weist ihnen hingegen einen ganz verschiedenen Ursprung an. Man erzählt nämlich, daß sie von fernher an die Insel verschlagen worden wären, und hierauf den Entschluß gefaßt hätten, sich auf derselben niederzulassen; allein in der Folge hätten sie sich bei einer gewissen Gelegenheit geweigert, dem Könige in einem Kriege gegen einen auswärtigen Feind Beistand zu leisten, und wären deshalb von ihm aus der Gesellschaft der Eingebornen ausgestoßen und gezwungen worden, in den allerwildesten, unbesuchtesten Waldungen ihre Wohnplätze aufzuschlagen. Endlich behaupten auch einige, daß die Bedahs bloß ein Zweig von den eingebornen Kandiern seyen, die als ihre Brüder in den Thälern und ebenern Gegenden sich zu der Urbarmachung der Erde entschlossen und sich dem Zwang des gesellschaftlichen Zustandes unterwarfen, ihre alte wilde Freiheit lieber hätten beibehalten wollen. Diese Meinung kann jedoch höchstens nur von denjenigen Bedahs gelten, die am bekanntesten sind und einen gebrochenen Dialekt vom Cingalesischen sprechen; allein es ist keinesweges ausgemacht, daß dieser Dialekt die allgemeine Sprache der Bedahs ist. Für keine von diesen drei verschiedenen Angaben ihres Ursprungs kann überhaupt auch nur der geringste Beweis angeführt werden.

Man wird sich auch nicht weiter darüber wundern, daß der Ursprung der Bedahs so unbekannt ist, wenn ich den Leser versichere, daß ich mich schon ziemlich lange auf der Insel aufgehalten hatte, ohne jemals von der Existenz eines solchen Volkes das geringste gehört zu haben,

und daß noch auf den gegenwärtigen Tag sehr viele Leute daselbst leben, die durchaus nichts davon wissen. Das erstemal, daß ich etwas von ihnen zu hören bekam, war im Anfange des Jahres 1798, wo unsere Seapoys, die das Land wegen der rebellischen Cingalesen durchstreiften, einige von ihnen überfielen und zu Gefangenen machten; diese wurden nach Kolumbo gebracht, und hier hatte ich Gelegenheit, sie zu sehen. Sie schienen mir ein von den Ceylonern durchaus verschiedenes Volk zu seyn; ihre Gesichtsfarbe war heller und näherte sich mehr der Kupferfarbe; sie hatten einen vorzüglich schönen Körperbau, trugen lange Bärte und ihre Haare waren auf dem Wirbel des Kopfes dicht zusammengebunden; übrigens waren sie fast ganz ohne alle Kleidung und beinahe wie die Natur sie erschaffen hatte.

Seit meiner Abreise von der Insel hatte der Oberst Champagne, wie er mir seitdem erzählt hat, noch einmal Gelegenheit, einige von diesen Wilden zu sehen. Sie waren nämlich, wahrscheinlich auf Anstiften der Holländer, in die nördlichen Gegenden der Insel eingefallen und hatten daselbst überall einen großen Schrecken verursacht; es waren daher mehrere von ihnen ergriffen und vor den Obersten gebracht worden. Sie hatten ein äußerst wildes und schröckliches Ansehen und waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Oberst ermahnte sie ernstlich, künftig in Ruhe zu leben, machte ihnen einige Geschenke und ließ sie dann wieder los, worauf sie sogleich wie Hirsche in ihre Wälder flohen.

Diese Bédahs leben in mehreren Theilen der Insel in den Wäldern zerstreut, allein in der Provinz Bintan, die nordöstlich von Kandi gegen Trincomale und Batacolo zu liegt, sind sie am aller zahlreichsten. Der in dieser Gegend wohnende Stamm dieses Volkes erkennt keine andere Gewalt über sich an, als die ihrer eigenen Oberhäupter und ihrer Geistlichen; sie leben dabei in einem vollkommen wilden Zustande und haben niemals noch das geringste Verkehr mit den anderen Eingebornen gehabt. Diejenigen Stämme von ihnen, die an den Distrikt von Jafnapatam gränzen, so wie diejenigen, welche in den westlichen und südwestlichen Gegenden der Insel zwischen dem Adamsberg und den Raygam- und Pasdam-Korles wohnen, sind allein von Europäern gesehen worden, und diese Stämme sind auch weit weniger wild, als die anderen, die in den Wäldern von Bintan leben.

Da die Bedáhs keine andere Gewalt als die ihrer eigenen Oberhäupter anerkennen, so haben sie auch von Generation zu Generation ihre eigenen Gesetze und Gewohnheiten ohne die geringste Abänderung beibehalten. Sie leben durchaus nur von der Jagd, wozu ihnen die vielen Hirsche und andere wilde Thiere in ihren Waldungen die beste Gelegenheit geben. Mit der Urbarmachung der Erde ist es ihnen nie eingefallen sich abzugeben; auch würde es ihnen ohne die unsäglichste Mühe in ihren dicken, mit Wild angefüllten Wäldern nicht möglich seyn, den Boden zum Reiß- oder sonstigen Getraidebau zuzubereiten. Das Fleisch der Thiere, die sie auf der Jagd erle-

gen, und die Früchte, die von selbst um sie herum wachsen, machen daher ihre einzige Nahrung aus. Sie schlafen entweder auf den Bäumen oder an dem Fuße derselben, und in dem letzteren Falle legen sie eine Menge Dornbüsche und anderes Gesträuche rings um sich her, um entweder die wilden Thiere ganz von sich abzuhalten, oder durch das Geräusch, das dieselben machen, von ihrer Annäherung sogleich benachrichtiget zu werden. Sobald sie ein solches Geräusch vernehmen, so klettern sie mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Geschwindigkeit auf die Bäume hinauf.

Von der geringen Anzahl derjenigen Bedahs, die nicht ganz so wild wie die übrigen sind, wird dem Könige, so wenig sie auch sonst seine Obergewalt anerkennen, dennoch eine gewisse Quantität Hirsche, Elfenbein, Honig und Wachs geliefert; und diejenigen unter ihnen, die an die Europäischen Besitzungen gränzen, vertauschen diese Artikel an die Cingalesen gegen verschiedene geringfügige Gegenstände, die sie bei ihrer einfachen Lebensart nöthig haben. Um aber, während sie diesen Handel treiben, nicht feindlich überfallen und zu Gefangenen gemacht zu werden, so bedienen sie sich dabei einer höchst sonderbaren Methode. Wenn sie Zeuch zu Kleidungsstücken, Eisen, Messer oder einige andere eiserne Geräthschaften nöthig haben, so gehen sie in der Nacht in die Nähe einer Stadt oder eines Dorfes, und legen eine gewisse Quantität von ihren Waaren zugleich mit einem Talipotblatt, wodurch sie zu erkennen geben, was sie dagegen zu bekommen wünschen, an einen Ort, hin wo diese

Sachen wahrscheinlich sogleich am Morgen gefunden werden können. In der darauf folgenden Nacht stellen sie sich wieder an dem nämlichen Orte ein und finden dann immer was sie verlangt haben für sie bereit liegen. So leicht sie aber auch zu befriedigen sind und so bereitwillig sie der Person, die mit ihnen handelt, alle mögliche Vortheile zugestehen, so ertragen sie es doch nicht, wenn auf ihren Antrag und ihre Forderung gar keine Rücksicht genommen wird, und in einem solchen Falle benutzen sie unfehlbar die Gelegenheit, um sich durch allerhand Unheil, das sie anstiften, dafür zu rächen. Da die Cingalesen alle Artikel, die ihnen von den Bedahs gebracht werden, sehr gut gebrauchen können, so finden sie diesen Handel äußerst vortheilhaft, und in manchen Gegenden gehen sie häufig mit den Waarenartikeln, die sie zum Austausche nöthig haben, selbst in die Wälder; allein auch hier können sie auf keine andere, als die eben beschriebene Art mit den Bedahs handeln; denn kein einziger von den wilden Bewohnern der Wälder kann sich mehr vor der Annäherung eines Fremden fürchten, als diese Menschenrasse. Nur sehr wenige unter ihnen wagen es, sich mit den übrigen Eingebornen in einigen Umgang einzulassen: allein die wildere Klasse, die unter dem Namen der Ramba-Waddahs bekannt ist, bekommt man auch selbst heimlicherweise weit seltener zu sehen, als die allerfurchtsamsten unter den wilden Thieren.

Da die Bedahs größtentheils von dem Ertrage der Jagd leben, so bekommen sie durch die beständige Uebung eine erstaunende Fertigkeit und Geschicklichkeit in diesem

Geschäfte. Sie können sich so behutsam und leise durch das dickste Gebüsche hindurch stehlen, daß sie oft ganz unbemerkt dem Thiere nahe kommen, und dann werfen sie ihre kleinen Beile mit einer solchen Geschicklichkeit auf dasselbe, daß es selten mit dem Leben davon kommt. Ein anderer Theil ihrer Nahrung besteht in Honig, der überall in ihren Wäldern in Menge gefunden wird und der ihnen auch zugleich anstatt des Salzes dient, das sie ganz außer Stande sind sich anzuschaffen. Sie machen nämlich all ihr Fleisch vorerst eine Zeitlang in Honig ein und dann legen sie es in ein Loch in einen Baum, oder auch in ein wohl verwahrtes hölzernes Gefäß, bis der Fall eintritt, wo sie es gebrauchen. Auf die Aufsuchung des Honigs wenden sie einen großen Theil ihrer Zeit und liefern auch durch Tausch eine sehr beträchtliche Quantität davon an die Kandier, die dieses Produkt ebenfalls zu vielerlei Zwecken gebrauchen. Weil man allgemein die Idee hat, daß sie auch ihre Todten damit einbalsamiren, so haben sehr viele Bewohner der Küste einen unbesiegbaren Widerwillen gegen den Honig und essen schlechterdings nie welchen, denn sie fürchten, daß ihn die Kandier erst alsdann an sie ablassen, wann er schon zu dem angeführten Zwecke gedient hat; ich kann nicht läugnen, daß auch mir selbst durch diese Furcht die Lust, wilden Honig zu essen, wenn er nicht in Scheiben herbeigebracht wurde, gänzlich vertrieben worden ist.

Die Hunde der Bedahs sind durch ihre Klugheit und ihre außerordentliche Spürkraft höchst merkwürdig, denn sie finden nicht nur das Wildpret leicht auf, son-

dern sie unterscheiden auch eine Art von Thieren von der anderen. Wenn sich ein Fleischfressendes Thier oder ein Fremder nähert, so benachrichtigen sie sogleich ihre Herren davon und treiben dieselben an, auf ihrer Hut zu seyn. Diese treuen Thiere sind ihnen daher von unschätzbarem Werthe und machen auch wirklich ihren vorzüglichsten Reichthum aus. Wenn ihre Töchter sich verheurathen, so bekommen sie Jagdhunde zur Aussteuer mit und ein Bedah trennt sich so ungern von seinem Hunde, wie ein Araber von seinem Pferde. Einige Zeit vor dem letzteren Kriege hatte sich ein holländischer Offizier ein Paar von diesen Hunden zu verschaffen gewußt, die er mit sich nach Surate nahm und sie daselbst um vierhundert Reichsthaler verkaufte.

Diejenigen Bedahs, die einigen Umgang mit den anderen Eingebornen der Insel haben, werden als sehr freundliche Menschen geschildert, die sich auf eine Art betragen, wie man es von dem geringen Zustande ihrer Civilisation nicht erwarten sollte. Von ihrer Religion ist nur äußerst wenig bekannt; sie haben ebenfalls untere Gottheiten, die den Dämonen der Cingaleien ähnlich sind, und feiern auch gewisse Feste, wobei sie mancherlei Arten von Lebensmitteln an den Fuß eines Baumes hinlegen und dann um denselben herumtanzen.

Diese wenigen Nachrichten sind alles, was man bis jetzt von diesem merkwürdigen Volke weiß, und wahrscheinlich ist auch in ihrem wilden Zustande und bei ihrem gänzlichen Mangel an allen Arten von Künsten und gesellschaft-

lichen Einrichtungen wenig mehr übrig, was von ihnen angeführt zu werden verdiente. Sie sind für die Europäer mehr ein Gegenstand der Neugierde, als daß sie ihnen irgend auf eine Art nützlich oder gar gefährlich werden könnten; denn es müssen wahrscheinlich noch viele Jahrhunderte hingehen, ehe man sie dahin wird bringen können, daß sie das Feld bauen oder eine gesellschaftliche Verbindung, die der Ruhe ihrer Nachbarn Gefahr drohen könnte, unter sich eingehen werden.

Dreizehntes Kapitel.

Thiere in Ceylon.

Nach der Beschreibung der Insel und ihrer Bewohner gehe ich nun zu den Nachrichten von ihren Naturprodukten über. Man kann jedoch bei meinem Stande und meiner Lebensart keine systematische Beschreibung derselben von mir erwarten und ich werde bloß ganz schlichtweg erzählen, was ich theils selbst beobachtet, theils aus sicheren Quellen erfahren habe.

An der Spitze der vierfüßigen Thiere stehen die Elephanten, die in keinem anderen Theile der Welt in so außerordentlicher Menge vorhanden, noch auch so gelehrig und von einer so schönen und herrlichen Gestalt sind, wie auf dieser Insel. Diese Thierart ist jedoch so

oft schon beschrieben worden und so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, mich hier nochmals darauf einzulassen; allein die Art wie sie in Ceylon gefangen werden, ist von der auf dem festen Lande von Indien üblichen wesentlich verschieden und daher wird eine ausführliche Beschreibung davon meinen Lesern nicht unangenehm seyn.

Einen oder zwei Monate, ehe die Elephantenjagd ihren Anfang nimmt, sind die Einwohner damit beschäftigt, daß sie eine große Strecke Landes in einem Kokosbaumwald mit einem Zaun einfassen und zwar immer so, daß innerhalb desselben ein Teich zu liegen kommt. Diese Umzäunung besteht aus großen starken Balken, meistens von Kokosholz, die fest in den Boden eingerammelt und mit dicken Seilen zusammen befestiget werden; außerdem werden auch noch die Zweige der zunächst gelegenen Bäume fest in dieselben verflochten. Das Ganze wird mit Aesten und Buschwerk dicht zugedeckt, so, daß von den Pfosten und Seilen nicht das geringste zu sehen ist. In diese eingezäunte Strecke führen von allen Seiten her eine Menge langer, schmaler und gewundener Fußsteige, die auf die eben beschriebene Art auf beiden Seiten eingehägt sind. Außer diesen Wegen, die gerade nur so breit sind, daß ein Elephant darauf hingehen kann, werden auch noch viele andere weit schmälere angelegt, durch welche die Jäger in die Umzäunung hineingehen, sich den Elephanten nähern und auch gelegentlich sich wieder in dieselben zurückziehen können, ohne daß diese im Stande sind sie hinein zu verfolgen. In dieser großen eingefaßten Strecke sind wieder eine Menge kleinere Abtheilungen an-

gebracht, in welche alle ähnliche Wege führen; an dem einen Ende derselben geht ein enger Weg wieder aus denselben heraus, auf dem man den Elephanten, wenn er besiegt ist, gehen läßt. Das Ganze gleicht einem zusammenhängenden großen Labyrinthe, und die ganze Anlage und Einrichtung verräth einen nicht gemeinen Grad von Geist und Erfindungskraft.

Sobald diese Arbeit, die eine beträchtliche Zeit erfordert, vollendet ist, so werden durch die Moodeliers und andere Vorgesetzte der Cingalesen, die Bauern aus allen Gegenden des Landes zusammengeholt, und in kurzer Zeit finden sich eine ungeheure Menge von Männern, Weibern und Kindern, die alle mit Trommeln und lärmenden Instrumenten versehen sind, an dem bestimmten Orte ein. Die Wälder werden nun sogleich auf allen Seiten von diesem Heere von Menschen eingeschlossen, die dabei mit Schießgewehren versehen werden, damit sie sich gegen die Raubthiere, die in den Wäldern hausen, vertheidigen können. Sobald nun der Tag anfängt, sich zu neigen, so zünden die Bauern eine zahllose Menge von Fackeln an, um den Weg durch das Dickigt finden zu können. Die Elephanten sind unterdessen durch Durst auf das äußerste gebracht worden, denn schon mehrere Tage zuvor werden an alle Seen und Teiche Wachen ausgestellt, um sie davon wegzujagen, und jetzt sehen sie sich sogar von allen Seiten her durch das Getöse und den Schein der Fackeln aus ihren Aufenthaltsorten vertrieben. Nur in einer einzigen Gegend, der eben beschriebenen Umzäunung, herrscht die vollkommenste Ruhe und Stille;

hier bietet sich ihnen nicht nur ein ruhiger Aufenthalt, sondern auch ein Ueberfluß von Wasser dar. Sie kommen daher alle in diese Gegend zusammen und werden durch das immer näher hinter ihnen herkommende Getöse genöthiget, ihre Schritte zu verdoppeln. Wenn sie an die Wege kommen, die in die Umzäunung hinein führen; so macht ihnen ihr natürlicher Scharfsinn bemerklich, daß die Gegend ein ganz anderes Ansehen bekommen hat; der schmale Weg und die Einhägung auf beiden Seiten, die ihnen so wenig Spielraum für ihre freie Bewegung ihres Körpers lassen, erregen sogleich den Verdacht in ihnen, daß sie sich in Gefahr befinden, und daß eine Falle vor ihnen liegt; sie geben hier auf alle mögliche Art die unverkennbarsten Zeichen von Furcht und Schrekken von sich. Es bleibt ihnen jedoch keine Zeit zur Ueberlegung übrig, noch auch eine Möglichkeit zu entrinnen oder umzukehren, denn rechts und links und von hintenher rückt ihnen das Geräusch und das Lärmen ihrer Feinde in jedem Augenblicke näher.

Hierdurch in die Enge getrieben entschließen sie sich endlich, in die engen Wege hinein zu gehen und dringen darin immer vorwärts, bis sie in die große Umzäunung hineinkommen. Sobald sie auf diese Art in Sicherheit sind, so werden zahme Elephanten zu ihnen hineingelassen und dann alle Zugänge, bis auf die schmalen Fußpfade, auf denen die Eingebornen zu ihnen kommen können sorgfältig zugeschlossen. Die Jäger nähern sich ihnen hierauf von allen Seiten und wenden alle Mittel an, um die Elephanten von einander zu trennen und sie einzeln in

die innerhalb der großen Umzäunung befindlichen kleinern Behältnisse hinein zu treiben. Wann dieses geschehen ist, so bleibt nichts mehr übrig, als sich ihrer mit Seilen zu versichern, und hierin leisten die zahmen Elephanten den Jägern die wesentlichsten Dienste; denn sie helfen ihnen die Seile um den Hals und die Beine der wilden Thiere herumschlingen. Sobald der wilde Elephant mit Seilen festgebunden ist, so wird er auf dem zu diesem Zwecke besonders bestimmten engen Wege hinausgeführt und außerhalb des Labyrinthes an die stärksten Bäume angebunden. Auf die nämliche Art wird nach und nach mit allen in der Umzäunung befindlichen Elephanten verfahren, bis man sich ihrer aller versichert hat.

Es geschieht häufig, daß die eben gefangenen Elephanten sich äußerst unbändig und widerspänstig betragen, und in diesem Falle bleibt nichts anders übrig, als zu der Stärke und der Klugheit der zahmen Elephanten seine Zuflucht zu nehmen. Wenn diese merken, daß ihr wilder Bruder allzu unbändig und durchaus nicht zu behandeln ist, so fallen sie über ihn her, zerschlagen und zerstoßen ihn so lange mit ihren Rüsseln, bis er vollkommen ruhig und nachgiebig geworden ist. Auch geben sie mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt auf alle seine Bewegungen Achtung, damit es ihm nicht einfalle, einmal unversehens seine Wärter anzugreifen.

Im Jahre 1797 wurden nicht weniger als hundert und sechs und siebenzig Elephanten auf diese Art gefangen und nachher über die Adamsbrücke von Ceylon auf das

feste Land hinüber geschickt. Ich hatte Gelegenheit, diese ungeheuern Thiere auf ihrem Marsche zu sehen. Einer darunter war ganz vorzüglich hoch und breit, und übertraf noch an Größe den königlichen Elephanten des Nabobs von Arcot, den ich neben seinem Pallaste zu Chepank gesehen habe. Obgleich alle diese Thiere erst ganz vor kurzem wild waren gefangen worden, so ließen sie sich doch vollkommen gut behandeln, gaben nicht das geringste Zeichen von Verdruß von sich und gehorchten ihren Wärtern auf den Wink.

Die Vorzüglichkeit der Elephanten von Ceylon besteht jedoch nicht in ihrer Größe; denn im Durchschnitte genommen sind sie nicht so hoch, als die auf dem festen Lande, sondern vielmehr in ihrer größeren Kühnheit und Stärke, in einer ausnehmenden Gelehrigkeit und einer Sanftmut, die weder Zorn noch Tücke in ihnen aufkommen läßt. Die Eingebornen haben eine solche hohe Meinung von der Vortrefflichkeit ihrer Elephanten, daß sie fest behaupten, die Elephanten aus allen anderen Theilen der Welt beugten sich vor denen aus Ceylon und erkennten dadurch Instinktmäßig die Vorzüge derselben an.

Diese Herren der Wälder, die durch ihre Größe und ihre Stärke allen anderen Bewohnern derselben furchtbar sind, müssen jedoch selbst in beständiger Angst vor einem kleinen Wurme leben, gegen den sie weder ihre Klugheit noch ihre Tapferkeit schützen kann. Dieses winzige Geschöpfchen schleicht sich in den Rüssel des Elephanten hinein und kriecht darin so lange fort, bis es ihm zuletzt in den Kopf

kommt; hier setzt es sich fest, verursacht diesem ungeheuern Thiere ohne Unterlaß die qualvollsten Schmerzen und martert es so lange, bis es zuletzt durch den Tod von seiner Qual befreiet wird. Die Elephanten haben aber auch eine so schröckliche Furcht vor diesem gefährlichen Feinde, daß sie alle mögliche Vorsicht anwenden, um sich dagegen zu sichern; besonders bringen sie ihren Rüssel niemals auf die Erde herab außer nur wenn sie ihre Nahrung damit einsammeln und absondern.

Die tobende Anstrengung, womit die Elephanten sich gegen das Binden mit Seilen sträuben, und die Gewalt, die man gegen sie anwenden muß, um sie zahm zu machen, veranlassen eine Menge Unglücksfälle, wodurch viele von ihnen ums Leben kommen und andere ganz unbrauchbar gemacht werden. Kaum die Hälfte von denen, die in die Umzäunung hineingetrieben oder auf eine andere Art gefangen werden, kommen so ganz ohne Verlezzung davon, daß sie nachher verkauft werden können.

Von sogenannten Hausthieren giebt es in Ceylon nur sehr wenige Arten. Die Pferde und Schafe sind, wie schon oben bemerkt worden, nicht auf der Insel einheimisch, und die, so dahin gebracht werden, kommen auch nicht recht fort. Die Pferde die man auf den kleinen Inseln jenseits Jafnapatam zieht, sind eine Mischung von den Arabischen und den gemeinen Karnatischen Pferden; sie werden größtentheils nur zum Ziehen leichter Fuhrwerke zu Lustpartien gebraucht. Alle Civil- und Militär-Beamten bedienen sich größtentheils arabischer

Pferde, die über Bombai auf die Insel gebracht werden. Da aber dieser Transport der Pferde und Schafe große Kosten verursacht, und ein großer Theil davon, besonders von den letzteren, bald nach ihrer Landung sterben, so sind diese beiden Thierarten hier natürlicherweise weit theurer als in irgend einem anderen Theile von Indien. Ein Schaf kostet zehn und oft zwanzigmal so viel als auf der gegenüber liegenden Küste von Koromandel.

Die Pferde werden aber auch nicht in Ceylon, so wie überhaupt in keinem Theile von Indien, zum schweren Ziehen oder sonst zum Lasttragen gebraucht. Da sie selten verschnitten sind, so haben sie ein solches Feuer, und zugleich eine solche Menge von Unarten und Fehlern, daß sie zu diesem Gebrauche durchaus nicht zu gebrauchen sind. Auch erfordern sie zu viele Pflege und Wartung, als daß Jemand anders als sehr reiche Leute sie bloß zu ihrem Vergnügen halten könnten; jedes Pferd hat gewöhnlich zwei Wärter, wovon der eine das erforderliche Gras schneiden und herbeiholen, der andere aber das Pferd selbst besorgen, es reinigen, füttern und seinem Herrn, wann er es reiten will, zuführen muß. Dieser letztere verläßt niemals das Pferd, sondern folgt ihm, wohin es geht, und ist in jedem Augenblicke bereit, es zu besorgen; ich habe solche Pferdewärter gesehen, die, ob ich gleich wenigstens eine gute teutsche Meile in einer Stunde zurücklegte doch auf einem Wege von fünf bis sechs teutschen Meilen immer mit meinem Pferde gleichen Schritt hielten. Die Indischen Pferde sind außerordentlich feurig und muthig, und vertheidigen sogar oft ihren Reiter, wann sie von an-

deren Thieren angegriffen werden; mich selbst hat eins davon durch seine Bravheit vor der Wuth eines wilden Büffels gerettet. Nur in dem Falle, wann sie so fehlerhaft und tückisch sind, daß sie schlechterdings nicht gebraucht werden können, werden in diesem Theile der Welt die Pferde verschnitten, durch diese Verstümmlung verlieren sie aber auch den größten Theil ihres Werthes; denn sie können nun bei weitem nicht mehr so gut die Hitze des Klima's und die schröckliche Ermüdung ertragen, die in diesen Ländern mit allen körperlichen Bewegungen verbunden ist. Aus dieser Ursache wird aber auch von Stuten selten oder nie Gebrauch gemacht, und besonders darf sich auf einem Truppen-Marsche, oder wo sonst viele Pferde zusammen kommen, durchaus nie eine sehen lassen, weil sie die sämmtliche Pferde wild machen würde.

Die Ochsen in Ceylon sind auffallend klein und kaum größer als unsere einjährigen Kälber; auch sind sie nichts weniger als schön gestaltet, sondern haben einen Höcker zwischen den Schultern. Der Größe sowohl, als auch der Güte nach stehen sie dem Hornvieh aus Bengalen und von der Koromandelschen Küste weit nach, und sind daher auch sehr wohlfeil; wenn das Fleisch fett ist, so hat es einen leidlich guten Geschmack, und macht die Hauptnahrung der auf der Insel befindlichen Europäischen Soldaten aus. Die Bullen sind ebenfalls klein, aber doch von sehr großem Nutzen; denn sie werden zu allen Arten von schweren Arbeiten, besonders zum Fortschaffen der Artillerie und zum Tragen großer Lasten, die für die gewöhnlichen Lastträger zu schwer sind, ge-

braucht. Allein dennoch muß diese besondere Klasse von Menschen, wegen des gänzlichen Mangels an Straßen, den größern Theil aller derjenigen Arbeiten verrichten, wozu sonst überall nur Ochsen gebraucht werden. Gewöhnlich pflegen dieselben die Lasten auf dem Kopfe fortzutragen, oder sie befestigen sie auch wohl an die beiden Enden eines Stückes Bambus, das sie sich dann quer über die Schultern legen, und es ist zum Erstaunen, was für außerordentlich schwere Lasten sie, auch sogar in der niederdrückendsten Mittagshitze, auf diese Art fortzuschleppen im Stande sind. Das erste Aufheben der Last fällt ihnen zwar äußerst schwer, aber wenn sie einmal im Gange sind, so geht es in Einem Marsche ununterbrochen fort und die Schnellkraft in dem Stücke Bambus, vermittelst deren es bei jedem ihrer Schritte nachgiebt und eine schwingende Bewegung macht, trägt auch sehr viel bei, ihnen die Last zu erleichtern. Wenn die Beschaffenheit des Weges es zuläßt, und die Lasten allzu schwer für die Träger sind, so müssen die Bullen sie auf Karren, von einer besonderen Bauart, die unter dem Namen Bandis auf der Insel bekannt sind, fortziehen. Diese Fuhrwerke sind sehr lang, schmal und plump. Der ganze Körper des Bandi's ruht auf einem starken Balken, der wie die Deichsel eines Wagens daran hervorragt; an dem äußersten Ende dieser Deichsel ist ein ungefähr sechs Fuß langes und sehr dickes Stück Holz in die Quere befestiget, auf dessen untern Seite sich Ringe befinden, welche um den Hals der Thiere herum mit Pflöcken festgemacht werden. Hierdurch kommt das ganze Gewicht der auf dem Wagen befindlichen Last bloß

allein auf den Hals und die Schultern der Bullen zu liegen. Die Seiten des Fuhrwerks bestehen aus dünnen Bretern, gespaltenen Bambusstäben oder Büffelhäuten, und um sie fest zu halten, befindet sich an den vier Ecken des Wagens ein dicker hölzerner Pfahl; der Boden desselben besteht ebenfalls entweder aus dünnen Bretern oder aus geflochtenen Bambusröhren.

Die Büffel werden, da sie größer und stärker als die Ochsen sind, weit häufiger zum Ziehen von schweren Lasten gebraucht. Es giebt auf der Insel eine große Menge von diesen Thieren; sowohl zahme als wilde, die aber sämmtlich von der nämlichen Art sind, und einander ganz ähnlich sehen. Sie sind wilde ungestümme Thiere, die äußerst störrisch und schwer zu behandeln sind, und ein grimmiges, zurückschröckendes Aussehen haben. Auch diejenigen unter ihnen, die zum Ziehen abgerichtet und an den Umgang mit Menschen gewöhnt sind, legen ihre angeborne wilde Natur niemals ganz ab, und es ist gefährlich ihnen auf dem Felde zu begegnen. Der Gestalt nach sind sie vorn breit und hinten schmal, und haben dicke, kurze Beine. Den Kopf tragen sie immer tief abwärts gesenkt; ihre Hörner sind schwarz und sehr dick, ziehen sich in einer beträchtlichen Länge rückwärts und biegen sich dann gegen die Schultern herab; sie gebrauchen aber ihre Hörner nicht, wie unsere Bullen, zum Angriff, sondern rennen gerade auf ihren Feind los und treten ihn unter die Füße; alsdann erst legen sie sich auf die Knie nieder und suchen ihre Hörner in eine solche Richtung zu bringen, daß sie ihr Opfer damit durchboh-

ren können. Es ist besonders für einen Europäer äusserst gefährlich, einem von diesen Thieren zu begegnen; denn sie haben sowohl gegen seine Farbe, als auch gegen seinen Anzug, den größten Widerwillen; ein rother Rock bringt sie in den höchsten Zorn, und macht sie völlig wütend. Dieser Widerwille gegen die rothe Farbe ist für unsere Militärpersonen sehr nachtheilig, und ich selbst habe mehrmalen mich nur mit genauer Noth von ihrer Wut retten können. Die Farbe der Büffel ist schmutzig grau, oder mäusefarbig; ihre Haare, oder vielmehr ihre Borsten, stehen auf ihrer dicken groben Haut nur sehr dünne. Das Fleisch und die Milch derselben werden zwar zuweilen genossen, allein sie haben beide einen ranzigen, sehr unangenehmen Geschmack. Das Thier hat von Natur eine Neigung zum Schmutz, und man sieht es beständig, wie die Schweine, sich bis an den Hals im Schlamme und Kothe wälzen.

In wenigen Ländern von Indien giebt es eine gröfsere Mannigfaltigkeit von wilden Thieren, als in Ceylon; die Wälder dieser Insel werden durch die Raubthiere aller Art und durch die Menge von giftigen Schlangen und anderem Ungeziefer äußerst gefährlich. Viele von diesen wilden Thieren sind jedoch auch dem Menschen von dem größten Nutzen, und liefern den Stämmen, die gleich ihnen in den Wäldern herumschwärmen, den nöthigen Unterhalt. Man findet hier eine Menge von Elenn-Thieren und vielerlei Arten von Hirschen und Rehen. Unter den letztern führe ich nur die Gazellen an, welche, die Größe abgerechnet, vollkommen wie un-

fere Rehe aussehen; ihr Fell ist sehr schön gesprenkelt und gestreift, so wie das der Dammhirsche. Die Einwohner pflegen diese Thiere häufig zu fangen, und sie in Käfigen lebendig auf unsere Märkte zu bringen, wo das Stück ungefähr um acht Groschen verkauft wird. Sie haben einen stärkern Wildgeschmack als die Hasen, und geben, wenn sie gut zugerichtet werden, eine vortreffliche Speise. Auch Hasen giebt es auf der Insel, und zwar in so großer Menge, als ich sonst jemals irgendwo gesehen habe; in der Gegend um Kolumbo kann man ohne Mühe einige Dutzend davon in wenigen Stunden schießen. Sie sind übrigens ganz von der nämlichen Art, wie unsere Europäischen Hasen.

Wilde Schweine sind in beträchtlicher Menge vorhan- und die wilden Eber tragen sehr viel dazu bei, die Waldungen in Ceylon gefährlich zu machen; sie sind ausserordentlich groß und grimmig, und fallen mit wildem Ungestümm über Jeden her, der ihnen in den Weg kommt. Die Eingebornen haben eine ganz außerordentliche Furcht vor ihnen, und halten es für einen großen Beweis von Unerschrockenheit, wenn man auf die Jagd derselben auszugehen wagt. — Die kleinere Art von Tigern haust ebenfalls in diesen Wäldern, allein sie wagen es selten, einen Menschen anzugreifen; die größere Art, oder der sogenannte Königstiger, ist aber zum Glück für die Einwohner nicht auf der Insel einheimisch. Dagegen aber giebt es daselbst viele Leoparden. Auch Hyänen und Bären werden in Ceylon gefunden, jedoch nur sehr selten, und bloß allein in den nordöstlichen Gegenden.

Füchse giebt es nicht in Ceylon, dagegen aber eine ungeheure Menge von Schakals; diese Thierart hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Fuchse, außer daß sie wilder und kühner ist. Die Schakals nähern sich den Dörfern immer zur Nachtzeit und in großen Rudeln, wobei sie beständig ein widerwärtiges Geschrei ausstoßen, wie wenn ein Haufen kleiner Kinder laut weinte, und dies verstärken sie, sobald sie ein Aas oder eine sonstige Beute gefunden haben. Es ist ein Beweis von einer höchst wilden Natur in diesen Thieren, daß sie mit diesem fürchterlichen Geschrei auch während sie ihr Futter verschlingen, immer noch fortfahren. Sobald das Geheul der Schakals in einem Dorfe gehört wird, so stürzen sich alle Hunde, wie wenn sie es miteinander verabredet hätten, sogleich hinaus, fallen über sie her und treiben sie wieder zurück in die Wälder.

Eine große Menge Affen schwärmen Haufenweise auf der ganzen Insel herum, und unter ihnen giebt es einige sehr ungewöhnliche Arten. Der Wanderow ist durch seinen großen weißen Bart merkwürdig, der sich über sein schwarzes Gesicht, von einem Ohre zum anderen hinzieht, während der übrige Körper von dunkelgrauer Farbe ist. Eine andere Art zeichnet sich durch einen schwarzen Körper und ein purpurrothes Gesicht, mit einem dreieckigen schneeweißen Barte aus. Der Rillow ist eine sehr große Art von Affen und um nichts kleiner als unsere größten Hunde; er zeichnet sich durch lange, gescheitelte Haare aus, die ihm flach auf beiden Seiten der Stirne herabhängen. Diese Art

ist in Ceylon in ungeheurer Menge vorhanden, und gereicht den Gärten und Kornfeldern zum größten Verderben, denn sie plündern dieselben vor den Augen der Eigenthümer und lachen diese dabei immer durch die possierlichsten Gebärden höhnisch aus. — Auch die Eichhörnchen sind den Gärten sehr nachtheilig, denn sie kommen Schaarenweise hinein, und verzehren eine außerordentliche Menge Obst. Das sogenannte schwarze Eichhörnchen von Ceylon hat eine ganz rothe Nase, und ist besonders dadurch merkwürdig, daß es dreimal größer, als das bei uns gewöhnliche, und sein Schwanz noch einmal so lang wie sein Körper ist.

Das Indische Ichneumon ist ein kleines Thier, das sehr viele Aehnlichkeit mit einem Wiesel hat. Wegen seiner angebornen Feindschaft gegen die Schlangen ist es für die Eingebornen von unendlichem Nutzen; denn sonst würden die Reisenden bei jedem Schritte Gefahr laufen, von diesen schröcklichen Thieren gebissen zu werden. Ich habe Proben von der Klugheit des Ichneumons gesehen, die das höchste Erstaunen erregen, und die ein herrliches Beispiel aufstellen, wie weislich die Vorsehung die Kräfte und Anlagen jeder Thierart derjenigen Gegend des Erdbodens, worin sie lebt, angepaßt hat. Sobald dieses kleine Geschöpfchen eine auch noch so große Schlange erblickt, so schießt es sogleich auf sie zu und packt sie bei der Gurgel an; dies geschieht jedoch nur, wann es sich in einer freien Gegend befindet, wo es nach vollbrachter That sogleich davon laufen und ein gewisses Kraut aufsuchen kann, das ihm aus Instinkt als ein unfehl-

bares Heilmittel gegen den giftigen Biß der Schlange, wenn es etwa einen bekommen sollte, bekannt ist. Ich war dabei gegenwärtig, als man zu Kolumbo einen Versuch anstellte, um zu sehen, ob es mit diesem Instinkt seine Richtigkeit habe. Es wurde dem zu dieser Absicht gefangenen Ichneumon vorerst in einem ganz verschlossenen Zimmer eine Schlange vorgewiesen. Als man es auf die Erde setzte, so zeigte es nicht die geringste Lust, seinen Feind anzugreifen, sondern lief ängstlich im Zimmer herum und sah sich nach allen Seiten nach einer Oeffnung um, durch die es entwischen könnte; da es aber keine fand, so lief es schnell wieder zu seinem Herrn zurück, kroch ihm in den Busen und nun war es nicht mehr dahin zu bringen, diese Freistätte wieder zu verlassen, oder auch nur einen Blick auf die Schlange zu werfen. Als es aber nachher zum Hause hinaus getragen und auf einem freien Platze in der Nähe seines Feindes niedergesetzt wurde, so stürzte es sogleich auf die Schlange los und brachte sie in kurzer Zeit ums Leben; hierauf lief es schnell fort, blieb einige Minuten aus und kam dann, sobald es das bewußte Kraut gefunden und davon gefressen hatte, wieder zurück. Dieser Instinkt ist so mächtig in ihm, daß es jedesmal, wann es mit einer Schlange gekämpft hat, sie mag giftig gewesen seyn, oder nicht, zu diesem Kraute seine Zuflucht nimmt.

Der fliegende Fuchs hat eben so, wie die Fledermaus in seiner Bildung zu gleicher Zeit Aehnlichkeit mit einem Vogel und mit einem vierfüßigen Thiere;

seinen Namen hat er aber deshalb bekommen, weil sein Kopf und sein Leib denen eines Fuchses außerordentlich ähnlich sind. Er hat die Größe einer gewöhnlichen Katze; wenn er die Flügel ausbreitet, so sind sie von der Spitze des einen bis an die des andern über 6 Fuß lang, und die Länge des ganzen Thieres, von der Nase an bis zu dem Schwanze, beträgt ungefähr zwei Fuß. Sie leben immer in den Wäldern, und setzen sich auf die höchsten Bäume nieder. Wenn sie schlafen, oder sonst ausruhen, so hängen sie sich mit den Füßen an die Zweige und bleiben in dieser Lage als wenn sie todt wären. Die Nacht ist die Zeit ihrer Thätigkeit; sie fliegen dann mit einem schröcklichen Geschrei herum, und fressen alles Obst weg, das sie bekommen können. Um sie von den Bäumen abzuhalten, werden starke Netze darüber gezogen, und hölzerne Klappern daran aufgehängt, um sie durch das Geräusch fortzujagen. Sie sehen zwar auch bei Tage und fliegen dann oft herum, um auszukundschaften an welchen Orten Obst anzutreffen ist; allein den eigentlichen Angriff versparen sie doch immer auf die Nacht, und halten sich gewöhnlich, bis es ganz dunkel ist, in den dicksten Wäldern auf. Es giebt in Ceylon eine ungeheure Menge solcher fliegender Füchse und ich habe oft so zahllose Schwärme davon gesehen, wie es in Europa häufig mit den Krähen der Fall zu seyn pflegt. Ich wollte ein solches Thier mit nach Europa nehmen, und hatte auch wirklich eines, das mir über dem Kopfe hingeflogen war, in der Absicht geschossen, allein, es verbreitete einen solchen unerträglichen Geruch, daß ich es unmöglich behalten konnte.

Die Ratten sind außerordentlich zahlreich in Ceylon und gereichen zu einer großen Beschwerde. Außer denen in Europa gewöhnlichen, giebt es daselbst noch verschiedene andere Arten derselben, worunter die blinde Ratte und die Bisamratte die merkwürdigsten sind. Die blinde Ratte lebt in den Feldern und gräbt sich wie der Maulwurf, besonders an den Ufern der Flüsse, Löcher in die Erde. Auch wird sie gleich dem Maulwurfe durch eine Membrane, die ihr, so wie sie von dem Lichte des Tages getroffen wird, die Augen zuschließt, gewarnt, sich der Oberfläche der Erde zu nähern, und hiervon hat sie auch ihren Namen erhalten.

Die Bisamratten, oder wohlriechenden Spitzmäuse, sind sehr klein, und haben eine lange Schnauze, die über die untere Kinnlade weit herüber ragt. Wenn sie herum laufen, so stoßen sie, wie ein Eichhörnchen, ein quiekendes, nur aber noch stärkeres und gellenderes Geschrei aus. Wegen des unerträglichen Bisam-Geruches, den sie überall, wo sie hinkommenn, zurücklassen, sind sie äußerst unangenehme Hausgenossen und in ganz Kolumbo besonders ist fast kein einziges Haus zu finden, das nicht in allen Winkeln mit ihrem Geruche angefüllt wäre. Manche Dinge werden durch diesen Bisamgeruch, den sie ihnen sogar mittheilen, wenn sie bloß darüber hinlaufen, gänzlich unbrauchbar gemacht, und es ist eine zuverlässige Thatsache, daß ihre Ausdünstungen, oder der feine Ausfluß, den sie von sich lassen, so durchdringend stark ist, daß wenn sie über eine noch so gut zugestöpselte Flasche mit Wein hinlaufen, dieser einen so starken

Bisam-Geschmack bekommt, daß man ihn nicht mehr trinken kann; auf die nämliche Art, kann auch ein ganzes Faß voll Wein gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Als ich zu Ende des Jahres 1796 in Ceylon ankam, waren alle Häuser schröcklich von Ratten heimgesucht, was wahrscheinlich eine Folge der Nachläßigkeit und Unreinlichkeit der Holländer war. Diese hielten zwar ihre Putz-Zimmer vollkommen rein, aber alle andere Theile ihres Hauses, besonders die Hinterhäuser worin ihre Bedienten und Sklaven wohnten, waren äußerst schmutzig und lagen voll von altem, halbvermodertem und von Ungeziefer zerfressenem Gerümpel. Seitdem aber die Engländer im Besitze der Insel sind, hat sich vorzüglich durch die Reinlichkeit, die auf die Bedienten-Zimmer verwendet wird, diese ungeheure Menge von Ratten schon beträchtlich vermindert.

Von Vögeln giebt es in Ceylon eine große Anzahl verschiedner Arten, und auch unser Hausgeflügel ist, bloß mit Ausnahme der Truthüner, sämtlich auf der Insel einheimisch. Wilde und zahme Enten, Gänse, Fasanen, und Papagaien werden in Menge gefunden, sowie auch Schnepfen, und zwar diese in der heißen Jahreszeit, welches hier die beste für die Jagd dieser Thiere ist. An den Ufern der Flüsse und Seen giebt es eine Menge Störche, Kraniche, Reiher nnd Wasser-Vögel aller Art. Man findet eine Sorte von Baumhackern, die eine prächtige goldfarbene Streife auf dem Kopfe haben. Auch die Tauben, sowohl wilde als zahme, nehmen eine wichtige Stelle unter den Vögeln in Ceylon

ein. Die merkwürdigste Art derselben ist die Zimmt-Taube, die darum so genannt wird, weil sie sich besonders gern in den Zimmt-Wäldern aufhält. Sie ist von einer sehr schönen grünen Farbe und so groß, wie unsere gemeine Taube; sie brütet in Ceylon in allen Jahreszeiten, und wird von den Europäern, die sie sehr gern essen, häufig geschossen. Merkwürdig ist noch von diesen Tauben, daß sie sich durchaus niemals auf den Boden niedersetzen, sondern immer nur auf hohe Bäume, besonders auf die Banjanen.

Von der großen Menge kleinerer Vögel will ich hier nur einige der merkwürdigsten anführen. Der Honig-Vogel hat seinen Namen von seinem sonderbaren Instinkte, den in den Bäumen vorhandenen Honig aufzufinden, erhalten. Er scheint von der Natur zum Dienste der Menschen bestimmt zu seyn, denn er flattert so lange herum und verführt dabei ein beständiges Geschrei, bis er die Aufmerksamkeit von irgend einer Person auf sich gezogen hat, und dieselbe bereit sieht, ihm, wohin er sie führen will, zu folgen. Alsdann fliegt er beständig vor dem Menschen hin, bis er ihn an den Baum gebracht hat, worin die Bienen ihre Schätze verborgen haben. Hier nimmt der Mann den Honig heraus und giebt davon eine Kleinigkeit an den Vogel ab, der ruhig und still abwartet, bis ihm diese Belohnung zu Theil wird. So bald er sie verzehrt hat, so fängt er sein Geschrei von neuem an, und sucht wieder einen andern Baum auf; der Mann folgt ihm immer, und findet in ihm dem sicher-

sten Führer, den die Natur absichtlich dazu bestimmt zu haben scheint *).

Die Krähen sind hier, wie in allen übrigen Gegenden von Indien, außerordentlich unverschämt und lästig, und es hält äußerst schwer, sie aus den Häusern entfernt zu halten, da sie, weil dieselben wegen der Hitze alle ganz offen sind, sehr leicht hinein kommen können. Ich habe schon oben erzählt, wie übel mir in Kolumbo von ihnen mitgespielt worden ist. Diese Thiere sind so kühn und dreiste, daß sie gleich den Harpien der Alten häufig von den Tischen, während sogar die Gäste um dieselben herumsitzen, Brod und andere Speisen wegstehlen. Der Gestalt nach sind sie unsern gemeinen Krähen vollkommen ähnlich, außer daß sie gewöhnlich etwas kleiner sind. In allen Städten, Forts und Dörfern auf der Insel trifft man ganze Schaaren davon an, und da sie den Menschen besonders zugethan sind, so sieht man sie beständig zwischen den Wohnungen derselben herumhüpfen, und nur äußerst selten findet man sie in den Wäldern und an einsamen Orten. So lästig sie aber auch sind, weil sie alles wegstehlen, was sie bekommen können, so sind sie doch keineswegs unnöthig und eine ganz vergebliche Plage für die Bewohner dieser Weltgegenden, sondern sie gereichen ihnen vielmehr zur größten Wohlthat. Sie fressen nämlich alle Aeser, alles todte Gewürme und allen weggeworfenen Unrath weg, die, wenn sie liegen blieben, in einem so schröcklich heißen Klima, ohnfehlbar

*) Dies ist der Cuculus indicator, der auch am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Habessinien gefunden wird.

D. H.

eine Menge pestilenzialischer Krankheiten hervorbringen würden. Die Einwohner halten daher auch die Krähen sehr in Ehren, verzeihen ihnen ihre Diebereien und ihre Unverschämtheit, und leiden durchaus nicht, daß sie geschossen oder auf eine andere Art umgebracht werden.

Ein noch kleinerer Vogel, der sogenannte Schneider-Vogel, ist durch die Kunst, womit er sein Nest bauet, merkwürdig. Er ist gelb von Farbe, nicht über 3 Zoll lang, und verhältnißmäßig dünne. Um der Möglichkeit, daß sein kleines Nest von dem Baume herabgeschüttelt werde, zuvorzukommen, sucht er es auf eine solche Art auf ein Blatt desselben zu befestigen, daß beide mit einander ausdauern und abfallen müssen. Das Nest besteht aus abgefallenen Blättern, die er von dem Boden aufhebt und diese näht er vermittelst seines dünnen und spitzigen Schnabels und einiger ganz feinen Blattfäserchen, die ihm statt Nadel und Faden dienen, mit der größten Geschicklichkeit auf ein an dem Baume befindliches Blatt fest. Aus diesem Grunde hat er auch den Namen Schneider-Vogel bekommen. Durch die innere Ausfüllung des Nestes, die bloß aus dem zartesten Flaum besteht, wird das Gewicht derselben nur äußerst wenig vermehrt und man bemerkt kaum sein Daseyn an dem Zweige wovon es getragen wird.

Endlich giebt es noch zweierlei Arten von Grasmücken in Ceylon, die beide wegen der ungeheuren Länge ihrer Schwänze, die ihnen, wenn sie fliegen, das Ansehen von abgeschossenen Pfeilen geben, merkwürdig sind In dem Schwanze der einen Art befinden sich zwei Federn die um wenigstens neun Zoll länger sind als die übrigen.

Die Insekten und Würmer in Ceylon sind außerordentlich zahlreich, und sehr viele Arten derselben sind nur wenig bekannt. Besonders giebt es zum großen Leidwesen der Einwohner, eine ungeheure Menge Schlangen daselbst. Die Cobra-Capello, oder die Hut-Schlange, wird hier in Menge gefunden, und hat eine Länge von sechs bis fünfzehn Fuß. Ihr Biß ist tödtlich, die Einwohner halten jedoch das Kraut, das der Ichneumon aufzusuchen pflegt, wenn es zeitig genug gebraucht wird, für ein Gegenmittel. Wenn diese Schlange in Zorn geräth und sich zum Angriffe bereit machen will, so hebt sie ihren Kopf und ihren Körper ungefähr drei bis vier Fuß spiralförmig gewunden in die Höhe, während der zurückgebliebene Theil des Körpers rund zusammen gewickelt ist, um den Sprung zu beschleunigen und zu verstärken. In diesem Augenblicke dehnt sich auf ihrem Kopfe eine Membrane in der Form eines Hutes aus, wovon sie auch ihren Namen bekommen hat. Diese Membrane liegt über die Stirne und an beiden Seiten des Halses hinab und ist nicht eher zu sehen, als bis das Thier in Zorn geräth und über seinen Feind herfallen will. Wenn der Hut ausgedehnt ist, so giebt er dem Kopf ein durchaus verändertes Aussehen und es kommt alsdann ein sonderbarer weißer Streifen zum Vorschein, der sich über die ganze Stirne hinzieht und wie eine Brille, oft auch wie ein Hufeisen gestaltet ist. Durch die Ausspannung dieser Membrane scheint die Vorsehung denen, die sich in der Nähe des Thieres befinden, ein warnendes Zeichen haben geben zu wollen, daß es im Begriff ist, sie anzufallen; denn ohne dieses Zeichen würde man unfehlbar verloren seyn, da

nachher die Bewegungen der Schlange viel zu schnell sind, als daß man ihnen noch ausweichen könnte. Ich habe selbst mehr als einmal gesehen, daß Menschen dem tödtlichen Biße dieser Schlange nur dadurch entgiengen, daß sie die drohenden Anstalten derselben noch zeitig genug gewahr wurden.

Es ist eine höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Art von Schlangen, daß sie eine ausserordentliche Liebe zur Musik haben. Sogar wenn sie erst, ganz kürzlich gefangen worden sind, so scheinen sie doch der Musik und dem Gesange mit großem Vergnügen zuzuhören, und pflegen dabei ihren Körper auf mancherlei Art zu winden. Die Indischen Gaukler wissen diesen Instinkt sehr gut zu benutzen; wenn sie die Schlange vollkommen zahm gemacht haben, so richten sie dieselbe nach und nach so ab, daß sie nach dem Ton der Musik sogar in ihren windenden Bewegungen gewissermaßen den Takt halten.

Die Cobra-Manilla, die furchtbarste unter allen Schlangen Arten; ist ungefähr zwei Fuß lang und von Kopf bis an den Schwanz beinahe durchgängig von der nämlichen Dicke. Ihre Farbe ist röthlich schwarz; ihr Biß ist immer sogleich tödtlich und es giebt keine Beispiele, daß man davon geheilt worden wäre. Zum Glük ist jedoch diese Schlange nur sehr selten und wird bloß in einigen Gegenden im Innern gefunden.

Unter den vielen andern Arten von theils giftigen theils unschädlichen Schlangen, will ich nur noch die ungeheure

Felsenschlange anführen, die eine Länge von dreißig Fuß bekommt. Ich selbst habe eine gesehen, die zwei und zwanzig Fuß lang und ungefähr von der Dicke eines Mannesschenkels war; man versicherte mich jedoch, daß es deren noch weit größere auf der Insel gebe. Diese Felsenschlange hält sich hauptsächlich an den felsigten Ufern der Flüsse auf, und ist von graulicher Farbe mit breiten weissen Streifen. Sie ist bloß wegen ihrer ungeheuern Größe furchtbar, denn außerdem ist sie vollkommen unschädlich und ohne allen Gift. Nur für einige kleinere Thierarten ist sie gefährlich, denn sie frißt junge Rehe, Ziegen, Schweine, Geflügel und dergl., wobei sie das Thier vorerst mit dem Schwanz umwickelt, ihm alle Gebeine zerbricht, und es zu todte drükt *).

Krokodille, oder sogenannte Alligators, befinden sich von ungeheurer Größe in allen Flüssen der Insel und machen dieselben überall äußerst gefährlich; es giebt sehr häufige Beispiele daß Menschen eine Beute derselben werden. Im Jahr 1799 wurde dem Oberst Champagne, der damals in Abwesenheit des Hrn. North, General-Gouverneur der Insel war, von einem vornehmen Cingalesen ein Alligator als eine Merkwürdigkeit zugeschikt. Dieses Ungeheuer war volle zwanzig Fuß lang und so dik wie der Körper eines Pferdes. Es war ungefähr in einer Entfernung von 6 Teutschen Meilen von Kolumbo getödtet worden, und um es fortzuschaffen, mußten zwei Wägen hinter einander befestiget und acht Stiere davor gespannt werden, wobei dem ungeachtet noch ein Theil des

*) Boa constrictor, die Riesenschlange, Königsschlange. D. H.

Schwanzes auf dem Boden nachschleifte. Als es geöffnet wurde, so fand man in seinem Bauche den Kopf und einen Arm von einem Neger, die noch nicht ganz verdaut waren. Die Haut war knotig und hornartig, wie die eines jungen Rhinozeros und eine Flintenkugel prallte davon ab. Als im Februar des nämlichen Jahres der Gouverneur dem Kandischen Gesandten entgegen reiste, so wollten seine bei sich habenden Soldaten nach einem langen und beschwerlichen Marsche sich bei Sittivacca in dem durch diese romantisch schöne Gegend fließenden Strome baden; allein sie fanden den Platz schon von einer Menge Alligators eingenommen. Ich war gerade selbst dabei gegenwärtig und da ich eine Flinte bei mir hatte, so feuerte ich auf sie und schoß zwei davon todt; es waren aber noch junge, die nur ungefähr acht Fuß lang waren.

Außerdem giebt es auf der Insel eine unermeßliche Menge von Kröten, Eidechsen, Blutigeln, Chamäleons und andere Thiere dieser Art; allein eine besondere Beschreibung von ihnen würde sehr uninteressant seyn. Eines von diesen Thieren hat jedoch einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß ich es ganz mit Stillschweigen übergehen könnte. Außer den in den Apotheken allgemein bekannten Blutigeln giebt es in den Wäldern und sumpfigen Thälern von Ceylon noch eine andere Art derselben, die besonders in der Regen-Jahreszeit in unermeßlicher Menge vorhanden ist und den Reisenden zur unaussprechlichen Qual gereicht. Diese Art von Blutigeln ist sehr klein, ungefähr von der Länge einer Stecknadel und von dunkelrother gesprenkelter Farbe.

Sie bewegen sich nicht durch Kriechen fort, wie die Würmer oder wie die in Europa bekannten Blutigel, sondern sie machen beständige Sprünge, so daß sie nämlich den Kopf irgendwo auflegen dann mit einen schnellen Ruk den Schwanz daran ziehen und zu gleicher Zeit den Kopf wieder vorwärts auf einen andern Flek fortschieben. Auf diese Art können sie sich so äusserst schnell fortbewegen, daß, ehe man etwas von ihnen gewahr wird, sie einem schon überall in den Kleidern sitzen und dann eine Oefnung zu finden suchen, um auf die bloße Haut zu kommen. Hier fangen sie sogleich an Blut zu saugen, und da sie dieses sogar auch durch die leichte Kleidung hindurch, die in diesem heissen Klima getragen werden muß, zu thun im Stande sind, so ist es bei Regenwetter durchaus unmöglich durch die Wälder und sumpfigen Gründe zu gehen, ohne in kurzer Zeit mit Blut ganz überdekt zu werden. Auf unserer Reise nach Kandi wurden wir in den schmalen Wegen, die durch die Wälder führen, von diesem Ungeziefer auf das schröklichste gequält, denn sobald sich einer von uns einen Augenblick niedersetzte, oder auch nur durch Stillstehen ausruhen wollte, so wurde er sogleich von einer Menge von diesen Insekten überfallen und ehe er sich noch von ihnen befreien konnte, waren schon Handschuh und Stiefeln voll von Blut. Dies hätte gewissermassen auch sehr gefährlich werden können, den wenn einer von unseren Soldaten sich aus Müdigkeit niedersetzte oder vielleicht in der Trunkenheit auf den Boden gelegt hätte und eingeschlafen wäre, so würde er sich unfehlbar haben zu Tode bluten müssen. Wenn ich des Morgens aufstund, so waren sehr häufig meine Bet-

tücher und meine Haut, ganz mit Blut überzogen. Die Holländer hatten auf ihren verschiedenen Märschen in das Innere jedesmal mehrere von ihren Leuten durch diesen sonderbaren Feind verloren und bei unserer Abreise versicherten sie auch uns, daß wir schwerlich alle glüklich durchkommen würden; allein so sehr wir auch von diesen Thieren gequält wurden, so entgiengen wir doch alle der Gefahr. Aber nicht nur Menschen, sondern auch andere Thiere werden von diesen Blutigeln angefallen, und wenn man die Reise durch diese Wälder im Innern zu Pferde macht, so muß man dabei äusserst auf seiner Hut seyn, weil diese Thiere, um sich von den Insekten loszumachen, beständig wie wütend schlagen und springen.

Unter den Insekten in Ceylon, deren es eine zahllose Menge giebt, will ich bloß der Ameisen erwähnen, die uns außer den Blutigeln auf unserer Reise durch die Wälder nach Kandi zur schröklichsten Qual gereichten. Es giebt hier mehrere Arten von diesen Thieren. Die große rothe Ameise, die auf den Bäumen lebt und ihre Nester an die Zweige anbaut, beißt auf eine furchtbare Art, und man muß sich, wenn man unter den Bäumen hingeht, äusserst in Acht nehmen, daß man ihren Nestern nicht zu nahe kommt, wenn man nicht sehr bald die Wirkungen dieser Unachtsamkeit fühlen will. Eine kleinere Art von Ameisen hält sich in den Wohnhäusern auf, wo sie, weil sie die größere Ameise, und die weisse Ameise verfolgt und ausrottet, von großem Nutzen ist. Diese Ameisen verzehren alles, was sie erreichen können mit der größten Geschwindigkeit,

und wenn Jemand zufällig einen Bißen Brod oder Fleisch, oder sonst etwas von Speisen von dem Tische herab fallen läßt, so stürzt sogleich eine Menge von diesen Thieren darüber her, um es fortzuschleppen. Alle Bemühungen, sie von dem Tische selbst abzuhalten, sind vergebens; sie kriechen in Schaaren auf dieselben und fallen über Brod, Zucker und andere Dinge, die ihnen besonders behagen, begierig her. Es ist nichts ungewöhnliches, daß man eine volle Theetasse ganz mit diesen Thieren bedeckt findet, die wie Schaum todt darauf herum schwimmen.

Die allerschädlichste Art von Ameisen sind jedoch die weißen, (Termiten) die auf den Feldern wie in den Häusern gleich verderblich sind. Sie erbauen ihre Nester aus einem sehr feinen Thone, den sie in großen Hügeln aufhäufen und sehr sorgfältig zu ihrem Zwecke zubereiten. Er wird so außerordentlich fest zusammengekittet, daß wenn ein solcher Haufen durch die Sonnenstrahlen getrocknet ist, er so hart wird, daß man auch sogar mit einer scharfen Axt die äußerste Mühe hat ihn umzuhauen. Diese Ameisenhaufen sind oft sechs bis acht Fuß hoch und haben sowohl oben auf der Spitze, als ringsherum auf beiden Seiten große Oeffnungen, die zu Eingängen und Kommunikations-Wegen dienen. Sehr häufig verkriechen sich aber auch noch weit gefährlichere Thiere, als z. B. Skorpionen und die Kobra-Kapello-Schlange, in dieselben, weswegen auch die Eingebornen sehr auf ihrer Hut sind, sich niemals in der Nähe eines Ameisenhaufens auf die Erde zu legen oder gar einzuschlafen. Diese weißen Ameisen zernagen und fressen in einer einzigen Nacht alles, was sie

von Schuhen, Stiefeln und anderen Kleidungsstücken antreffen oder was nur immer auf der Erde liegen gelassen wird; es geschieht daher auch nie anders, als aus Unachtsamkeit der Negersklaven, daß irgend etwas auf der Erde liegen bleibt. Im Lager werden alle Geräthschaften in den Zelten auf umgekehrte Flaschen gestellt, deren Hals in der Erde steckt, weil wegen der Schlüpfrigkeit des Glases die Ameisen nicht daran hinaufkriechen können. Aus dem nämlichen Grunde stellt man auch in den Häusern die Bettpfosten, Stuhlbeine und Füße von allen Geräthschaften in zinnerne mit Wasser angefüllte Gefäße. Ich habe oft die stärksten Balken eines Hauses von diesen Insekten ganz durchfressen gesehen, so daß sie im Begriffe waren, über den Köpfen der Einwohner zusammen zu stürzen. Allein dieser Instinkt der Zerstörung hat wieder, wie alles, was aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, seinen großen und wesentlichen Nutzen; denn in den unermeßlichen Waldungen, worin diese Thiere hauptsächlich wohnen und zu deren Urbarmachung nie eine menschliche Hand angelegt worden ist, würde die immer fortdauernde Aufhäufung von umgestürzten Bäumen bald alle Vegetation gänzlich unmöglich machen, wenn nicht diese Thiere von der Vorsehung bestimmt wären, sie nach und nach immer aufzufressen. Auch ist mit ihrer Neigung zu zerstören noch ein anderer Instinkt verbunden, der ihnen entgegen streitet und dem Schaden, den sie thun könnten, zum Theile vorbeugt. Könnten die weißen Ameisen, mit dem Willen und den Werkzeugen der Zerstörung, womit sie versehen sind, ihre Arbeiten wie die anderen Arten von Ameisen im Stillen und ohne dabei entdeckt zu wer-

den verrichten, so würde es, besonders in Ceylon, wo sie in ungeheurer Menge vorhanden sind, kaum möglich seyn, das Geringste weder auf dem Felde noch in den Häusern gegen ihre Verheerungen zu sichern und zu verwahren. Allein wenn diese Thiere von einem Wohnplatze zu einem anderen übergehen wollen, oder wenn sie ihr Augenmerk auf ein Stück Holz oder sonst irgend einen Gegenstand gerichtet haben, den sie zu zernagen oder sich eine Wohnung darin zu bereiten gesonnen sind, so legen sie vorerst, ehe sie die Arbeit anfangen, einen erhöheten Kanal oder einen hohlen Weg an, in welchem sie theils arbeiten, theils ohne gesehen zu werden hin und wieder gehen können. Dieser Kanal, der ungefähr so dick wie eine Gänsespule ist, wird von ihnen mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit von feinem Sande gemacht, und ist, wenn sie erst kürzlich damit fertig geworden sind, ganz naß; sobald er aber eine gewisse Festigkeit erhalten hat, so fallen sie unter seinem Schutze über den beabsichtigten Gegenstand her und fressen ihn mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit ganz auf. Dieser Instinkt ist so mächtig in ihnen, daß sie nicht einmal von dem Boden eines Hauses längs der Mauern oder Balken auf den Giebel desselben steigen, ohne vorher einen solchen bedeckten Weg anzulegen. Durch dieses Mittel unentdeckt zu bleiben, werden sie gerade aber jedesmal verrathen und von ihren Feinden unfehlbar bemerkt. Wenn alsdann diese Kanäle weggefegt und zerstört werden, so ist dadurch den Verheerungen der Ameisen für dieselmal vorgebeugt; denn sie

gehen durchaus nicht eher an das Werk, als bis sie vorher ihren Bau wieder neu aufgeführt haben.

Der schwarze Skorpion von Ceylon ist ein äußerst schädliches Insekt und sein Stich ist gewöhnlich gefährlich. Diese Art von Skorpionen ist ungefähr vier Zoll lang und in der Mitte des Körpers einen bis zwei Zoll breit. Wenn sie laufen oder beunruhiget werden, so haben sie den Schwanz gewöhnlich auf dem Rücken liegen. Den Biß bringen sie mit ihren Zangen oder Fängen bei, und dann stoßen sie den Stachel, der in ihrem Schwanze verborgen liegt, in die Wunde, die sie gebissen haben hinein; aus diesem Stachel geben sie einen Gift von sich, der wie Milch aussieht, aber nicht ganz so weiß ist. Wenn diese Skorpionen von ihren natürlichen, erbitterten Feinden, den Ameisen, angegriffen werden und sich nicht von ihnen befreien können, so sollen sie, wie man versichert, sich mit ihrem eigenen Stachel selbst todtstechen.

Auch giebt es hier eine ungeheure Art von Spinnen, deren Füße nicht weniger als vier Zoll lang sind und deren Körper mit dicken schwarzen Haaren ganz überdeckt ist. Das Gewebe, das sie verfertigen, ist so stark, daß sogar kleine Vögel, die ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen, sich darein verwickeln und hängen bleiben.

Ferner giebt es in Ceylon ein Insekt, das einem ungeheuern Roßkäfer ähnlich sieht; die Engländer nennen es gewöhnlich nur den Zimmermann, weil es große, mehrere Fuß tiefe und ganz regelmäßig geformte Löcher in

Baumstämme bohrt, um seine Wohnung in denselben aufzuschlagen.

Fische von allen Arten werden in allen Seen und Flüssen von Ceylon, so wie in dem Meere rings um die Insel in ungeheurer Menge gefunden. Diejenigen, die im süßen Wassern leben, sind jedoch mehr ihrer zahllosen Menge als ihrer Güte wegen merkwürdig. Unter allen verschiedenen Arten ist aber, so viel ich wenigstens habe entdecken können, keine einzige, die der Insel eigenthümlich zugehörte; sondern sie werden sämmtlich in allen wärmeren Breiten ebenfalls gefunden, ob sie gleich von denen in Europa bekannten sehr verschieden sind. Oft ist es mir aber äußerst aufgefallen und hat im höchsten Grad mein Erstaunen erregt, daß in jedem Teiche oder schlammigen Pfuhle, der gelegentlich durch Regen mit Wasser versehen wird, ja der oft sogar erst ganz neuerlich entstanden ist und mit keinem anderen Wasser in der geringsten Verbindung steht, beständig eine außerordentliche Menge von Fischen vorhanden ist. Ich kann mir diese seltsame Erscheinung nicht anders erklären, als daß durch irgend eine unbekannte Wirkung der Laich in die Luft gehoben wird und dann in einem Zustande, woraus er unmittelbar ins Leben übergehen kann, mit dem Regen wieder auf die Erde herabfällt.

Vierzehntes Kapitel.

Vegetabilien von Ceylon.

Die Insel Ceylon ist außerordentlich fruchtbar an Pflanzen. Fast alle Arten von Früchten, die Indien und den sämmtlichen innerhalb der Wendezirkel gelegenen Ländern eigenthümlich sind, werden hier in der größten Menge und von vorzüglicher Güte gefunden; wenn man eine oder zwei Arten davon ausnimmt, nämlich die Mangos von Massegon, und die Mandarinen-Orangen in China, die seit einigen Jahren zu Bombai gezogen werden, so besitzt die Insel in diesem Stücke einen nicht zu verkennenden Vorzug vor allen unseren übrigen Kolonien auf dem festen Lande von Indien. Das Klima ist für die Vegetation außerordentlich günstig und es giebt wenige Gegenden auf der Insel, wo nicht eine oder mehrere Arten von Früchten in dem größten Ueberflusse wüchsen. Von denen die auf der Insel einheimisch sind, wachsen die meisten von selbst und ohne Kultur in den Waldungen, und die Bauern haben weiter keine Mühe damit, als sie abzubrechen und auf den Markt zu tragen; sie werden daher auch sehr wohlfeil verkauft. Unter diesen in den Wäldern wildwachsenden Früchten findet man die meisten von denen, die auf unseren Europäischen Tafeln als die köstlichsten Leckereien erscheinen, z. B. die Ananas, Orangen, Granatäpfel, Zitronen, Limonien, Melonen, Wassermelonen, Feigen, Man-

deln, Maulbeeren u. dergl., die jedoch sämmtlich zur Genüge bekannt sind.

Die Mango ist eine länglichte Frucht, und an Gestalt und Größe einem Ei ähnlich. Sie wird für eine der allerköstlichsten Früchte in Indien gehalten; merkwürdig ist es aber, daß keine unter ihnen der anderen, wenn sie schon von dem nämlichen Baume abgepflückt sind, an Geschmack und Geruch ähnlich ist. Ihr Fleisch, das aus einem faserigen Gewebe besteht, ist außerordentlich saftig und mit einer Haut überdeckt, wie die Pfirschen, nur daß sie dicker ist und sich noch leichter abschälen läßt. Der Kern ist groß und eben so gestaltet wie die Frucht. Der Geruch der Mango gleicht dem der Melone, obgleich sie zuweilen auch wie Terpentin riecht. Wenn man die Mangos ganz reif werden läßt, so sind sie sehr gesund zu essen; bricht man sie aber ab, ehe sie ihre volle Reife erreicht haben, so werden sie eingemacht, und geben dann eine der besten Konserven, die in diesen Weltgegenden zu finden sind. Der Mangobaum erreicht eine außerordentliche Höhe und treibt, wie unsere Eiche, äußerst starke und schöne Aeste; das Holz davon kann jedoch zu nichts gebraucht werden.

Der Mangustan ist eine sehr kostbare Frucht, die jedoch in Ceylon unter die allerseltensten gehört, denn sie wird bloß in einem oder zwei reichen Holländern zugehörigen Gärten gefunden. Dem äußeren Ansehen nach gleicht diese Frucht dem Granatapfel, allein das Fleisch hat mehr Aehnlichkeit mit dem von der Mango, und

besteht auch wie dieses aus einem äußerst saftigen Gewebe von Fibern. Man hält diese Frucht für ein vortreffliches Mittel gegen die Ruhr.

Der Schaddock, oder die Pompelmuse, wird oft so groß wie ein Menschenkopf. Der Gestalt nach gleicht sie der Pomeranze und ist auch mit einer ähnlichen Haut wie diese bedeckt, nur daß dieselbe weicher anzufühlen und noch dicker ist. Auch das Fleisch hat Aehnlichkeit mit dem der Pomeranze, außer daß die saftigen Fasern, woraus es besteht, verhältnißmäßig weit stärker sind. Es giebt zweierlei Arten von Pompelmusen, wovon die eine weiß, die andere aber gelb ist, und die auch im Geschmacke von einander verschieden sind.

Der Tamboe, oder der Rosenapfel, hat ungefähr die Größe unseres gewöhnlichen Apfels, und ist beinahe eben so gestaltet, außer daß er ein wenig mehr oval ist. Er hat eine sehr schöne rothe und weiße Farbe; das Fleisch ist weicher als das unserer Aepfel und hat einen starken Rosengeruch, woher auch die Frucht ihren Namen hat; der Geschmack derselben ist fade; sonst sind sie aber gesund und besonders sehr kühlend. Sie enthalten einen weichen Kern, der beinahe halb so groß als die ganze Frucht ist.

Der Kushooapfel ist kleiner als der vorige und mit einem sehr herben, adstringirenden Safte angefüllt, der sehr beißt wenn man ihn an die Lippen bringt. Der Kern der ungefähr die Gestalt einer Schminkbohne hat,

wächst an dem einen Ende der Frucht, und die darin enthaltene Mandel schmeckt, wenn sie geröstet wird, beinahe wie eine Kastanie, nur daß sie noch weit ölichter ist.

Die Paupa, oder Papaja, hat die Größe einer Melone und auch beinahe den nämlichen Geruch- und Geschmack; allein ihr Fleisch ist so weich, daß sie wie ein Pudding mit einem Löffel zerlegt werden kann. Sie gehört zwar nicht unter die vorzüglich köstlichen Früchte, allein weil sie sehr kühlend und gesund ist, so wird sie doch häufig gegessen. In der Mitte der Frucht ist eine Höhlung, worin sich eine Menge Samenkörner befinden, die der Größe und der Farbe nach dem schwarzen Pfeffer ähnlich sehen, und vollkommen den Geschmack von unserer Wasserkresse haben.

Die Tamarinden wachsen in langen grünen Schoten wie unsere Schminkbohnen; sie enthalten eine Menge Samenkörner, die einen sehr sauern Geschmak haben, aus welcher Ursache ein sehr starker Gebrauch davon gemacht wird. Im Schatten des Tamarindenbaumes ist die Luft so ungesund, daß man den Truppen ein für allemal hat verbieten müssen, ihre Pferde darunter anzubinden. Es ist übrigens ein äußerst schöner Baum, der seine Aeste so weit hin erstreckt, daß sehr häufig, um den brennenden Sonnenstrahlen auszuweichen, religiöse und andere Versammlungen unter seinem Schatten gehalten worden sind. Seine Frucht ist sehr kühlend und besonders in Fiebern äußerst heilsam.

Der Pisang- oder Paradiesfeigenbaum ist klein und hat ein sehr weiches Holz, aber lange und breite Blätter. Sobald der Baum Früchte getragen hat, so stirbt der Stamm ab, und es sproßt sogleich ein neuer aus allen Wurzeln hervor. Die Früchte wachsen auf dem Gipfel des Baumes in Trauben, wovon jede zehn bis zwanzig Früchte enthält, die sechs bis zwölf Zoll lang sind. Sie sind mit einer citronenfarbenen Hülse bedeckt, die leicht abzuschälen ist; inwendig sehen sie, wenn sie reif sind, weiß oder gelblich aus. Sie haben einen sehr angenehmen Geschmack und man kann so viel davon essen als man will, ohne daß es schädliche Folgen hat. Geröstet sind sie besonders vortrefflich und schmecken fast wie unsere Fastenküchelchen. Die Größe dieser Früchte ist übrigens sehr verschieden, so wie auch ihre Farbe; denn man findet deren zuweilen auch vom schönsten Scharlachroth.

Von dem Brodfruchtbaum bringt die Insel Ceylon zweierlei Arten hervor. Die eine davon ist sehr groß und verbreitet ihre Aeste rings umher wie unser Kastanienbaum. Die auf demselben wachsende Frucht führt den Namen Jacka, und wird oft so dick wie der Leib eines Menschen. Sie wächst nicht wie andere Früchte an den Zweigen, sondern kommt aus dem Stamme des Baumes selbst hervor oder auch unmittelbar über den Wurzeln desselben; denjenigen, die auf die letztere Art wachsen, wird vor den anderen der Vorzug gegeben. Man kann sich keinen sonderbarern Anblick denken, als der Stamm dieses Baumes gewährt, wenn er ringsum mit diesen ungeheuern, höckerartigen Auswüchsen, deren kurze, ob-

gleich äußerst starke und zähe Stiele oft kaum im Stande sind ihre schwere Last zu tragen umgeben ist; man muß daher sehr oft die Frucht, damit sie nicht herabfällt, in besondere Körbe von Rohr oder Kokosblättern stecken, die an den Baum befestiget und so lange daran gelassen werden, bis die Frucht zum Abbrechen reif ist. Die äußere Schale der Frucht ist außerordentlich dick und hart, von grüner Farbe und ganz mit Stacheln bedeckt. Inwendig ist sie mit einer weißen, weichen und klebrichten Substanz umgeben, die wie Vogelleim an den Fingern hängen bleibt. Wenn sie entzwei geschnitten wird, so fließt eine milchigte, klebrichte Art von Gummi heraus. Das eßbare Fleisch macht eine sehr kleine Masse aus, im Vergleich mit der Größe der Frucht, wenn sie noch mit der äußeren Schale bedeckt ist. Es besteht aus mehreren Abtheilungen, wovon eine jede einen oder zwei Kerne von der Größe einer Kastanie, nur etwas länger enthält; wenn diese gekocht oder geröstet werden, so schmecken sie beinahe wie Pataten. Das Fleisch selbst hat einen starken Terpentinartigen Geruch und ist daher für die Europäer ein widerliches Essen. Die einzige Art, wie wir es genießen konnten, bestand darin, daß wir es vorher in ein Glas mit Salzwasser eintauchten; die Eingebornen hingegen essen es mit dem größten Vergnügen und wenn sie eine Reise antreten, so versehen sie sich gewöhnlich mit einem Sack voll von den Mandeln dieser Frucht, die sie vorher rösten lassen.

Die andere Art dieses Baumes, die der eigentliche Brodfruchtbaum ist, trägt eine Frucht, die von dem Jacka

in nichts verschieden ist, als daß sie viel kleiner ist. Die Blätter dieses Baumes sind sehr groß und von einer dunkelgrünen Farbe. Die Frucht wird auf sehr verschiedene Art zubereitet, und es sind mir nicht weniger als fünfzehn daraus verfertigte Gerichte vorgekommen. Wenn sie in Stücke zerschnitten und geröstet wird, so dient sie anstatt des Brodes und oft wird sie auch von den Eingebornen zu einem Mehle geschabt, aus dem sie alsdann Kuchen backen. Diese Früchte sind für die Ceyloner von unschätzbarem Werthe; denn sie schützen sie gegen Hungersnoth und können ihnen weder durch ihre eigene Trägheit, noch durch ihre Feinde, noch durch die Tyrannei ihrer Regierung entzogen werden. Es ist jedoch nicht zu zweifeln, daß diese Bäume bei einer regelmäßigen Kultur eine noch weit größere Menge von Früchten, und von noch vorzüglicherer Qualität liefern würden.

Der Kokosbaum ist nicht nur für die Ceyloner, sondern überhaupt für alle Eingebornen von Indien von so großem und vielfachem Nutzen, daß ich etwas ausführlicher davon reden muß, ob er gleich der Insel Ceylon nicht eigenthümlich zugehört.

Dieser Baum erreicht eine sehr beträchtliche Höhe, hat einen geraden, schlanken Stamm ohne alle Zweige, und bloß an dem obersten Gipfel ist eine Krone von langen, grünen Blättern. Der Form nach haben diese Blätter Aehnlichkeit mit einer Gänsefeder; in der Mitte derselben zieht sich eine dicke Faser hin und auf beiden Seiten sitzen lange grüne Streifen, ungefähr wie am Farrenkraute.

Unter den Blättern kommen die Nüsse Traubenförmig zum Vorschein; jeder Baum trägt deren zwei bis drei Dutzend. Die Nuß hat eine äußere Schale, die aus einer faserichten Substanz besteht, sehr dick und von grüner Farbe ist. Die Fasern derselben sind so lang, daß man Seile daraus verfertigen kann, die den Namen Coya-Seile führen, ja sogar auch die allergrößten und dicksten Ankerthaue, die in Rücksicht ihrer Güte denen aus Hanf verfertigten noch vorgezogen werden. Die Fasern sind jedoch viel zu hart und spröde, als daß sie ohne vorhergehende Zubereitung verarbeitet werden könnten; man legt daher die Schale zuerst ins Wasser, um die Fasern aufquellen zu machen, was mit dem bei uns üblichen Röſten des Hanfes viele Aehnlichkeit hat, und dann werden die abgelösten Fasern noch geklopft, ehe sie verarbeitet werden können.

In dieser äußeren grünen Schale findet man die Nuß, die, wenn sie noch ganz frisch ist, mit einer weißen faserichten leicht aufliegenden Hülse bedeckt ist, welche nach einiger Zeit trocken wird und eine bräunliche Farbe bekommt. Wenn die Frucht vom Baume kommt, so ist sie, mit Inbegriff der äußeren Schale, von der Größe einer vier und zwanzig bis dreißig-pfündigen Kanonenkugel; wenn aber die äußere Schale abgenommen wird, so ist die Nuß nur noch so groß wie ein zwölf bis achtzehn Pfünder. Wird diese an dem dünneren Ende geöffnet, so fließt ungefähr ein Nöſel von einem sehr kühlenden milchartigen Safte heraus, der ein köstliches Getränke giebt. Inwendig in der Nuß sitzt rings um die Schale

herum eine weiße, ungefähr einen halben Zoll dicke Substanz, die wie eine geschälte Mandel schmeckt. Sie wird häufig in ihrem natürlichen Zustande, gewöhnlich aber auf verschiedene Art, z. B. mit Pfeffermünzwasser zubereitet, gegessen. Um sie aus der Schale herauszubringen, bedient man sich eines Instrumentes, das einem Spornrädchen ähnlich sieht; wenn sie alsdann sogleich in Wasser eingeweicht wird, so verwandelt sich dieses ebenfalls in ein sehr liebliches milchartiges Getränke.

Auf das Oel, das aus der Kokosnuß gewonnen wird, halten die Eingebornen erstaunend viel, und es ist ihnen auch wirklich von großem und wesentlichem Nutzen. Es wird aus den ältesten Nüssen bereitet, die entzwei gespalten und mit dem darin befindlichen Marke zum Trocknen in die Sonne gelegt werden; wenn sie gehörig dürre geworden sind, so kommen sie in besonders dazu bestimmte Mühlen, wo das Oel herausgepreßt wird.

Die Nuß ist jedoch nicht der einzige Nutzen, den die Eingebornen von diesem Baume ziehen. Aus dem Gipfel desselben, das heißt, da wo er Blätter treibt, wird auch durch Einschnitte ein Saft gewonnen, der unter dem Namen Toddy bekannt ist; bei einbrechender Nacht wird in diesen Theil des Baumes ein Schnitt mit einem Messer gemacht und ein Chatty, oder irdener Topf an die Aeste gehängt, damit der Saft, der sogleich aus dem Baume herausrinnt, sobald der Einschnitt gemacht ist hineinfließe; am anderen Morgen wird dieser Topf alsdann wieder weggenommen. Wenn man diesen Saft trinkt,

ehe die Sonne ihn in Gährung gebracht hat, so ist er sehr gesund und kühlend; ist aber die Gährung schon erfolgt, so wird er berauschend, und in diesem Zustande wird er von den Europäischen Soldaten, wenn sie nicht im Stande sind, sich den Arrack, der aus diesem Toddy distillirt wird, zu verschaffen, nur allzuhäufig getrunken. Man verfertigt in Ceylon keinen anderen Arrack, als aus diesem Safte, und daher sind ganze Wälder von Kokosbaumen allein zu diesem Zwecke bestimmt. Auch wird aus dem Toddy Essig bereitet, und außerdem zieht man noch eine Art von schwärzlichem grobem Zucker aus demselben, der unter dem Namen Jaggery bekannt ist.

Die Natur scheint ein Vergnügen daran gefunden zu haben, den Kokosbaum so nützlich als möglich zu machen. An dem Fuße desselben, so wie auch unter den Zweigen an dem Gipfel, setzt sich eine Haut oder ein Gewebe an, das aus einer sehr leichten, porösen Substanz besteht, und woraus ein grober Zeuch, der Grinjakken oder Gunnyzeuch heißt, bereitet wird. Man macht daraus Säcke zur Aufbewahrung des Reißes und gebraucht ihn auch zum Einpacken der Zimmtballen. Außerdem wird noch aus dem Grinjakken eine Art von grobem, schlechtem Papiere verfertiget. Dies ist jedoch immer noch nicht der sämmtliche Nutzen, der aus dem Kokosbaum gezogen wird. Der Stamm liefert auch vortreffliche Tragbalken, und aus den Aesten wird das Sparrwerk zu den Dächern der Bungaloes, oder der Hütten der Eingebornen verfertiget; mit den Blättern hingegen werden dieselben gedeckt und dadurch gegen die bren-

nenden Sonnenstrahlen, so wie gegen den Regen geschützt. Das Holz dieses kostbaren Baumes dient zu manchen häuslichen Zwecken und besonders zum Bau der Kanots; die sogenannten Mosula-Böte von Madras werden alle aus diesem Holze erbaut, und in einigen Gegenden von Indien wird es auch zu größeren Schiffen genommen. Die Gesandten, die der König der Maldivischen Inseln einmal an den Holländischen Gouverneur zu Kolumbo schickte, sollen, wie man mich versichert hat, in einem Schiffe angekommen seyn, das ganz von Kokosbäumen sowohl erbauet, als aufgetakelt war, und bei dessen Bau die Nüsse der Bäume den sämmtlichen Arbeitern zur Nahrung gedient hatten.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher Geschicklichkeit die Eingebornen der Insel auf den Gipfel dieser hohen, geraden schlanken Bäume hinaufklettern. Sie haben mehrere Arten, wie sie dieses bewerkstelligen; zuweilen flechten sie die langen Blätter des Baumes wie Strohseile zusammen und binden sie um den Stamm des Baumes herum, so daß sie zwischen jedem Seile einen Zwischenraum von ungefähr zwei Fuß lassen, und machen sich also hierdurch eine Art von Leiter. Oft umfassen sie auch den Baum mit den Füßen und binden diese mit einem an den Knöcheln befestigten Seile zusammen; zu gleicherzeit schlagen sie die Arme um den Baum und klettern auf diese Art daran in die Höhe, indem sie immer abwechselnd sich mit den Knöcheln und den Armen aufstützen. Wenn sie erst den Gipfel von einem Baume erreicht haben, so erspart ihnen ihre Leichtigkeit und Geschicklichkeit die Mühe, einen

zweiten zu erklettern, denn vermittelst einiger Seile und der nächsten Zweige gehen sie von einem Baume auf den andern fort. Ich habe sie auf diese Art den Toddy von einem ganzen Wäldchen von Kokosbäumen einsammeln sehen, ohne daß sie ein einzigesmal herunter gestiegen wären, und ihre Gewandheit bei diesem Geschäfte kommt ganz derjenigen gleich, die man mit Recht an den geschicktesten unter unsern Matrosen bewundert, wenn sie das Tauwerk eines Schiffes in Ordnung bringen; die Ceyloner werden in diesem Herumklettern von einem Baume zum andern kaum von den Affen, diesen eingebornen Bewohnern der Kokoswälder übertroffen.

Nach allem, was ich von den zahllosen Vortheilen, die aus diesem Baume gezogen werden, angeführt habe, ist es nicht zu verwundern, daß die Indier eine Art von religiöser Verehrung für denselben haben und ihn für einen wesentlichen Theil ihres Reichthumes halten. Wenn ein Kind geboren wird, so ist es Sitte bei ihnen, daß sie zum Andenken an ein so glückliches Ereigniß, einen Kokosbaum pflanzen, und dann bezeichnen ihnen die Ringe, die sich bei seinem Wachsthum jährlich an den Stamm ansetzen, die Anzahl der Geburtstage des Kindes.

Von der Frucht des Betel-Baumes wird ein eben so allgemeiner Gebrauch gemacht, als von der Kokosnuß, ob sie gleich in Rücksicht ihres wesentlichen Nutzens keineswegs mit dieser verglichen werden kann. Ich habe schon erwähnt, wie allgemein die Areka- oder Betel-Nuß

von den Indiern gekaut wird. Das Blatt übrigens, das unter dem Namen Betel-Blatt bekannt ist, wächst nicht auf diesem Baume, sondern hat den Namen nur daher bekommen, weil es beständig mit der Betel-Nuß zugleich gekaut wird. Dieser Baum ist sehr hoch und geradstämmig, und dabei so außerordentlich schlank und dünne, daß sein Stamm nirgends dicker, als die Wade eines Menschen ist. Die Nüsse wachsen, wie die Kokosnüsse, Büschelweise auf dem Gipfel, allein sie sind nicht größer als eine Muskatennuß, und haben auch eine ganz ähnliche Schale. Wenn sie abgeschlagen sind, so lassen sie die Eingalesen in der Sonne dürre werden, und dann klopfen sie die Schale auf, um den Kern heraus zu nehmen. Die Blätter des Betel-Baumes sind vier bis sechs Fuß lang und haben sehr viele Aehnlichkeit mit denen des Kokosbaumes, nur daß sie feiner und zarter sind. Aus der Wurzel der Blätter wächst eine Substanz hervor, die sich ganz über dieselben hinzieht, und einem zweiten Blatte, oder vielmehr einer dicken Haut ähnlich sieht; die Eingebornen bedienen sich derselben anstatt einer Blase, um Wasser oder Arrak darin aufzuheben. Die Nüsse machen, weil ein außerordentlicher starker Verbrauch davon statt hat, einen beträchtlichen Handelsartikel für die Eingebornen aus. Das Holz des Baumes wird zu Sparrwerk für die Häuser gebraucht, und giebt vortreffliche Latten; auch werden Pfähle zu Umzäunungen daraus gemacht.

Die Pflanze, die das Betel-Blatt liefert, hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Weinstocke, und windet sich,

um Stützen zu finden, um Bäume oder Stangen herum. Das Blatt gleicht der Gestalt und der Farbe nach dem Epheu-Blatte, allein es ist größer und beträchtlich dicker. Die Eingebornen pflegen es beständig mit der Betel-Nuß zu kauen, und suchen diese Mischung dadurch noch beißender zu machen, daß sie Kalk von gebrannten Muscheln, Taback und die allerschärfsten Gewürze hinzufügen.

Die Insel Ceylon, war nicht umsonst so lange wegen ihrer Gewürze berühmt. Sie bringt auch mehrere Arten von Pfeffer hervor; der Chilly oder rothe Pfeffer, wächst auf einer Staude, und die Körner befinden sich in kleinen länglichten Schoten, die anfänglich grün sind, aber wenn man sie hat trocknen lassen, roth werden. Dies ist der sogenannte Cayenne-Pfeffer, Unsere Truppen pflegten immer, wenn sie auf Märschen waren, einige solcher noch grüner Chilly-Schoten abzubrechen, um das Wasser, ehe sie es tranken damit zu verbessern. Der schwarze Pfeffer ist zwar kein der Insel eigenthümliches Produkt, und wird auch nicht in so großer Menge daselbst gefunden, als auf den Molluckischen Inseln, allein demungeachtet macht er einen ziemlich bedeutenden Gegenstand aus. Die Pflanze, die ihn hervorbringt, windet sich wie der Weinstock an Stützen in die Höhe und die Früchte wachsen Traubenförmig; anfänglich sind sie grün, aber nach und nach bekommen sie eine dunkelbraune Farbe, und wenn man sie abgenommen und getrocknet hat, so werden sie schwarz. Die Schalen werden auf einer ausdrücklich dazu eingerichte-

teten Maschine davon abgesondert. Der weiße Pfeffer ist ursprünglich der nämliche, wie der schwarze, und bekommt seine Farbe bloß daher, daß man ihn, ehe er getrocknet wird, in gebrannten Muschelkalk legt, wodurch die schwarze Hülse, die ihn umgiebt, weggefressen wird.

Kardamomen wachsen in Menge in dem südöstlichen Theile der Insel, besonders in der Gegend von Matura. Der Kaffee von Ceylon ist von einer sehr guten Qualität und kommt in Rücksicht des Wohlgeruches dem Mokka-Kaffee nahe. Die auf der Insel angelegten Pflanzungen des Kaffeebaumes sind alle nach Wunsch gerathen und versprechen für die Zukunft das beste Gedeihen.

Der Palmbaum hat eine große Aehnlichkeit mit dem Kokosbaume, allein an Nützlichkeit steht er ihm weit nach. Seine Blätter sind dicker und kürzer als die des letztern und entwickeln sich in Gestalt eines Fächers, wo sich alsdann die Eingebornen ihrer bedienen, um darauf zu schreiben. Der Stamm des Baumes ist, eben so wie der Betelbaum mit einer dicken weißlichten Haut überzogen, deren sich die Eingebornen ebenfalls zur Aufbewahrung ihrer Getränke bedienen. Die Nuß, die er hervorbringt, enthält eine Art von Milch, und aus dem Stamme des Baumes gewinnt man durch Einschnitte einen sehr angenehmen Saft, der weniger stark und berauschend ist als der Toddy.

Der Zuckerbaum ist ebenfalls eine Palmenart, die

in verschiedenen Gegenden der Insel wächst. Er erreicht eine sehr beträchtliche Höhe und sein Stamm ist mit Ringen umgeben, die mit seinem Wachsthum zunehmen. Seine Blüte zeichnet sich durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben aus; wenn man sie abbricht, und an den Ort, wo sie gestanden hat, einen Einschnitt macht, so fließt ein Saft heraus, der, wenn er gesotten wird, einen eben so guten Zucker giebt, als den man aus dem eigentlichen Zuckerrohr gewinnt, und der weit vorzüglicher als der Jaggery ist. Man sieht leicht, wie große Vortheile für den Handel aus der Kultur dieses Baumes entspringen könnten und es werden auch ohne Zweifel bald Versuche angestellt werden, ob nicht dieser Baum die Stelle des Zuckerrohres ganz vertreten, und dieses entbehrlich machen kann.

Die schönste unter allen Palmenarten, die Ceylon hervorbringt, ist der Talipot-Baum, der in allen anderen Theilen von Indien sehr selten gefunden wird und von der Vorsehung dieser Insel vorzugsweise geschenkt zu seyn scheint. Er erreicht eine sehr beträchtliche Höhe, und hat einen ganz geraden Stamm; das Holz davon ist sehr hart, mit gelben Adern durchzogen und wird besonders von Zimmerleuten gebraucht. Die Blume des Talipots ist gelb und sehr groß; wenn sie reif ist, so springt sie mit einem starken Geräusch auf, und verbreitet einen äußerst unangenehmen und ungesunden Geruch, weshalb auch die Eingebornen niemals ihre Hütten in der Nähe eines solchen Baumes erbauen. Die Frucht desselben ist rund, ungefähr von der Größe einer

mittelmäßigen Kanonenkugel, und enthält zwei ebenfalls runde Nüsse. Den vorzüglichsten Werth enthält jedoch der Talipot-Baum durch seine Blätter. Diese hängen sämmtlich von dem Gipfel abwärts und geben dem Baum ein äußerst schönes Ansehen; sie sind vollkommen zirkelförmig, laufen in die schönsten Strahlen aus, und legen sich wie ein Fächer in Falten zusammen. An Größe und Dicke übertreffen sie die von allen andern Bäumen, denn sie sind zwischen drei bis vier Fuß breit, eben so lang und verhältnißmäßig dick; sie haben mit einem Worte eine solche Größe, daß unter einem einzigen Blatte zehn Personen gegen den Regen und die Sonnenstrahlen geschützt werden. Man verfertiget Regen- und Sonnenschirme von aller Größe daraus, die so dicht sind, daß weder die Sonnenstrahlen, noch die heftigsten Regengüsse hindurch dringen können, und die daher auch den Eingebornen einen weit sichern Schutz gegen die Witterung gewähren, als ihre Hütten. Während der Monsuns-Regen sieht man sie nicht selten unter einen Talipot-Blatte sitzen, das mit dem einem Ende auf einen zwei bis drei Fuß langen Stab befestigt ist, und worunter sie den vollkommensten Schutz finden. Auf welche Art sie sich dieses Blattes zum Schreiben bedienen, ist oben schon angeführt worden.

Der Banianen-Baum, oder wie er auch häufig genannt, der Indianische Feigenbaum, ist ebenfalls in Ceylon einheimisch. Er ist außerordentlich hoch, und von ungeheurem Umfange; er bringt weder Blüte noch Früchte hervor und ist vorzüglich wegen seines sonderba-

ren Wachsthums merkwürdig. Wenn der Baum eine gewisse Höhe erreicht hat, so senken sich seine Zweige abwärts und dann wachsen aus den äußersten Spitzen derselben eine Menge von Wurzelähnlichen Fasern hervor, die wie Eiszapfen daran herunterhängen, sich immer tiefer zur Erde herabsenken und endlich in dieselbe hineindringen und Wurzel darin fassen. Es schlagen hierauf aus diesen Wurzeln neue Sprößlinge empor, die ebenfalls wieder hohe Bäume werden und dann auf die nämliche Art ihre Zweige in die Erde hinabsenken. Es entsteht daher aus einem einzigen Stamme ein ganzer kleiner Wald, der sich oft auf mehrere hundert Fuß im Umkreise erstreckt; die Schwibbögen, welche die Aeste und die Menge durcheinander verwebter Fasern bilden, sehen aus wie Gewölbe, die von der Hand des Menschen erbaut sind. Es ist daher kein Wunder, daß die Einwohner der heißen Zone für einen Baum, der ihnen einen so bewunderungswürdigen Schutz gegen die Sonnenhitze darbietet, eine außerordentliche und fast göttliche Verehrung haben. In seinem undurchdringlichen Schatten verrichten die Braminen und die frommen Hindus gewöhnlich ihren Gottesdienst, und auch sowohl die Pagoden, als die zum Besten des müden Wanderers bestimmten Gebäude werden gewöhnlich in der Nähe eines solchen Baumes errichtet. Die Indier halten sich auch sehr häufig den ganzen Tag über unter dem Banianen-Baum auf, und finden unter seinen dichten Zweigen den vollkommensten Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, die sonst alles umher durch ihre schröckliche Glut verzehren.

Der Baumwollen-Baum in Ceylon wächst zu einer mittlern Höhe, hat einen geraden dünnen Stamm, und die Zweige stehen nur um den Gipfel herum. Die Baumwolle wächst in länglicht-runden Schoten, die einer kleinen Birn ähnlich sehen; wenn diese reif sind, so platzen sie auf, die Baumwolle fängt an herauszudringen, und dann ist es Zeit sie einzusammeln. Wenn die Baumwolle aus der Schote herauskommt, so ist sie mit einer Menge, dem Pfeffer ähnlicher Körner vermischt, von denen sie durch Weibspersonen gesäubert wird, die sie mit kleinen, kreuzweis zusammengefügten Stäbchen schnell herumkehren, wodurch die Körner sämmtlich heraus und auf die Erde fallen. Die von diesem Baume gewonnene Baumwolle ist jedoch wegen der öligten Substanz womit sie durchzogen ist, von weit geringerem Werth, als diejenige, die in andern Theilen von Indien an der Baumwollen-Staude wächst. Man gebraucht sie jedoch sehr häufig zu Matratzen und Polstern und außerdem wird auch ein grober Zeuch, der die Stelle von schlechter Leinewand vertritt, daraus verfertiget. Aus dem Holze dieses Baumes machen die Einwohner gewöhnlich ihre Palisaden.

Der Teck-Baum, den man füglich die Eiche von Ceylon nennen kann, ist von außerordentlichem Nutzen. Das Holz ist außerordentlich hart, und kann daher nicht nur die schröckliche Sonnenhitze aushalten, ohne zu springen, sondern es wird auch nicht so leicht von den Ameisen und dem mancherlei anderen Gewürme zerfressen, das in diesem heißen Klima in ungeheurer Menge vorhan-

den ist. Daher werden nicht nur alle solche Geräthschaften, die den Sonnenstrahlen vorzüglich ausgesetzt sind, sondern auch Stühle, Tische, und vielerlei andere Meubels, von Teck-Holz verfertiget. Zu Bombay wird es fast ausschließend zum Schiffbau gebraucht und man behauptet, daß es hierzu noch weit vorzüglicher und dauerhafter ist als das Eichen-Holz.

Auch das Atlas-Holz wird häufig in Ceylon gefunden, und nimmt bekanntermaßen, wenn es gehörig bearbeitet wird, eine unvergleichliche Politur an. Die Holländer gebrauchen es größtentheils zu Tischen, Stühlen und Bettgestellen.

Das allerschönste Holz aber, das auf der Insel gefunden wird, liefert der Calamander-Baum, Es ist beinahe ganz schwarz, mit weißen und braunen Adern durchzogen, und sieht, wenn es gehörig polirt wird, ausserordentlich schön aus. Die Einwohner verfertigen eine Menge Geräthschaften, und vorzüglich Schreibtische daraus, die sie, weil ihrer außerordentlichen Schönheit wegen der Absatz davon äußerst stark ist, sehr theuer verkaufen.

Der Manjapumerarro ist besonders deshalb merkwürdig, weil seine Zweige nur bei Nacht ein frisches und kräftiges Ansehn haben, aber sobald die Sonne aufgeht, welk werden, und sich vor dem Untergange derselben nicht wieder emporrichten. Der Baum hat viele Aehnlichkeit mit dem Olivenbaum, und ist, den Indischen

Dichtern zu Folge, derjenige Baum, in welchen Daphne, als sie die Umarmungen der Sonne verschmähte, verwandelt worden ist.

Endlich wird auch der ächte Ebenbaum, dessen Holz durch seine Schwere und die köstliche Politur, die es annimmt, so berühmt ist, in Menge auf dieser Insel gefunden.

Die Blumen in Ceylon sind gar nicht sehr zahlreich, und die Einwohner legen auch keinen großen Werth darauf; sie haben alle einen außerordentlich angenehmen Geruch. Ich habe oben schon eine Art von Jasmin angeführt, den das weibliche Geschlecht auf der Insel, sowohl seines Geruches als seiner schönen weißen Blumen wegen, häufig zu tragen pflegt; für einen Europäer ist jedoch dieser Geruch viel zu stark und angreifend.

Die Blumen der Champaca haben eine liebliche Safrangelbe Farbe; die Ceylonerinnen flechten sie häufig in ihre Haare, mit deren glänzenden Schwärze sie einen angenehmen Kontrast machen.

Da der Reiß die Haupt-Nahrung der Einwohner ausmacht, so besteht auch in der Kultur desselben ihre vorzüglichste Beschäftigung. Er wird besonders in den ebenen Gegenden auf der südwestlichen Seite der Insel gepflanzt; in dem Innern hingegen wird verhältnißmäßig nur wenig gebauet, weil er daselbst wegen der waldigten

und gebirgigten Beschaffenheit des Landes nicht gehörig gewässert werden kann. Die Art, wie er gebauet wird, ist folgende. Um die dazu bestimmten Felder werden kleine, ungefähr drei Fuß hohe Dämme aufgeführt, damit das Wasser, womit die Felder, wann sie gehörig bearbeitet worden sind, ganz überschwemmt werden, nicht wieder davon ablaufen kann. Sobald aber nachher die Felder wieder anfangen zu trocknen, so werden Büffel darauf geführt, die sie mit den Füssen zusammen stampfen, oder sie werden auch wohl mit der schon beschriebenen Art von Pflug umgeworfen. In diesem Zustande sieht der Boden wie eine unübersehbare Strecke von Schlamm aus, und alsdann wird der Reiß, der aber vorher in Wasser, das mit Kalk von gebrannten Muscheln vermischt ist, eingeweicht wird, hineingesäet. Hierauf wird der Boden, damit er nicht in Klumpen zusammenbacke, mit einer Art von Egge oder Rechen, der aber bloß aus einem, an einer Stange befestigten Brete bestehet, wieder geebnet.

Da der Reiß durchaus nicht gedeihen kann, wenn der Boden nicht vollkommen überschwemmt wird, so müssen nothwendig schon beim Eintritte der Regenjahreszeit die Felder gehörig zubereitet und mit Dämmen eingefaßt seyn. Gewöhnlich wird er im Julius und August gesäet und im Februar geärndtet; wenn jedoch die Monsuns gehörig benutzt werden; so kann man auch wohl zwei Aerndten in einem Jahre machen. Da es nach der Art, wie die Eingebornen ihre Ländereien benutzen, durchaus nöthig ist, daß sie alle ihre Felder zu gleicher

Zeit leeren, so geben sie sich alle Mühe, es so einzurichten, daß die ganze Reiß-Aerndte zu gleicher Zeit reif werde. Um dies zu bewerkstelligen, besitzen sie eine ganz besondere Geschicklichkeit; ob sie gleich verschiedenerlei Saamen aussäen, wovon folglich auch die Frucht zu verschiedenen Zeiten reif werden sollte, so wissen sie es doch durch die Art, wie sie ihn säen, und durch die Quantität Wasser, womit sie die Felder bedecken, dahin zu bringen, daß die Pflanzen in gleicher Maaße wachsen, und die ganze Aerndte zu gleicher Zeit reif wird. Wenn der Reiß eine gewisse Höhe erreicht hat, so werden die Dämme niedergerissen und Furchen gezogen, damit das Wasser wieder ablaufen kann. Die Art, ihn einzuärndten geschieht nicht, wie bei unserm Getraide in Europa, sondern er wird mit den Wurzeln aus der Erde gerissen und dann zum Trocknen hingelegt. Durch Ochsen, die man darauf herumtrampeln läßt, werden die Körner von dem Strohe abgesondert, und diese werden nachher, um sie von den Hülsen zu reinigen, gedroschen.

Wenn die Reißfelder abschüßig sind, oder gar auf dem Abhang einer Anhöhe liegen, so werden sie in schmale Streifen eingetheilt, wovon jeder, einer über dem andern, mit besondern Dämmen versehen wird, auf denen man wie auf einer Treppe bis auf die Höhe hinauf kommen kann. Die oberen Theile werden dann zuerst überschwemmt und das Wasser fließt über die Dämme weg nach und nach auf die weiter unten gelegenen herab. Verbreitet sich aber das Wasser nicht in gleicher Maaße über alle Theile, oder kann man es auch in der Folge nicht

leicht abfließen machen, so nehmen die Einwohner gewöhnlich Schöpfkellen zu Hülfe. Die drei Fuß hohen Dämme werden von Lehm, und mit sehr viel Kunst aufgeführt; sie dienen den Leuten, die sich mit der Kultur des Reisses abgeben, zu Fußpfaden, um durch die sämmtlichen Felder kommen zu können, denn außerdem müßten sie bis über die Kniee im Schlamme und Wasser waden.

Durch die Ueberschwemmung der Reißfelder wird ein schröcklicher Feind herbeigezogen, nämlich der Alligator, eine Art von Krokodillen, der sich häufig hineinschleicht, ohne daß man ihn bemerkt, und sich hinter den Dämmen versteckt hält. Die Eingebornen haben daher auch eine große Furcht vor diesen Thieren und wenden alle mögliche Vorsicht an, ehe sie einen Fuß in den Schlamm und das Wasser zu setzen wagen.

Außer dieser Art von Reiß, die unter allen die vorzüglichste ist, giebt es noch verschiedene geringere Sorten, so wie auch mehrere andere Getraide-Arten, die von den Eingebornen, weil sie weniger Wasser erfordern, ebenfalls häufig gebaut werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Von dem Zimmt, der eigentlichen Stapel-Waare von Ceylon.

Diese Nachrichten von den Produkten des Pflanzenreiches auf der Insel Ceylon will ich nun mit dem kostbarsten und wichtigsten Artikel unter allen, dem Zimmt, beschließen. Mein langer Aufenthalt zu Kolumbo hat mich in den Stand gesetzt, mit eigenen Augen das ganze bei der Gewinnung und Zubereitung desselben zur Ausfuhr beobachtete Verfahren kennen zu lernen; auch habe ich mir wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes alle Mühe gegeben, um sowohl von der Art, wie die Bäume gezogen und behandelt werden, als auch wie die Rinde von denselben abgelöst wird, aufs genaueste unterichtet zu werden. Da aber schon vor mir mehrere über diesen Gegenstand geschrieben haben, und unter ihnen besonders Herr Dr. Thunberg, der sowohl durch seine ausgebreiteten botanischen Kenntnisse, als auch durch die Stelle, die er begleitete, und wobei er unter andern auch den zur Ausfuhr zubereiteten Zimmt kosten mußte, vorzüglich im Stande war, dem Publikum die genauesten Aufschlüsse darüber mitzutheilen, so glaube ich, um meine Nachrichten so vollständig als möglich zu machen, ohne Bedenken zuweilen aus ihm schöpfen zu dürfen.

Die vorzüglichsten Zimmt-Wälder, oder, wie wir

sie zu nennen pflegen, Zimmt-Gärten, liegen in der Nachbarschaft von Kolumbo; sie fangen ungefähr eine halbe Englische Meile von dem Fort an und erstrecken sich ringsherum auf zehn bis fünfzehn Englische Meilen weit von Nord-Osten gegen Süden zu. Die Natur scheint hier alle Schönheiten und alle Reichthümer der Insel auf diesem einzigen Punkte vereinigt zu haben, und es kann keine reizendere Gegend gedacht werden, als die um Kolumbo. Das Auge blickt über die niederen Zimmt-Bäume, welche die Ebene bedecken, hinweg, und ruht weiterhin mit Entzücken auf den hochstämmigen Waldungen, die überall mit langen Reihen von Kokosnußbäumen umringt sind; kleine Teiche, die ringsum mit Reißfeldern und fetten Wiesengründen umgeben sind, geben dieser Scene eine liebliche Abwechselung. Auf der einen Seite scheinen die Zimmt-Bäume, deren Aeste sich dicht in einander verschlingen, ganz die Oberfläche der Ebene wie mit einem Teppiche zu bedecken; auf der andern zeigen jedoch die Oeffnungen, welche durch die in diese Gärten führende Fußpfade entstehen, daß das dicke Unterholz nicht ganz unzugänglich ist. Ein breiter Weg, der an dem westlichen Thore des Forts anfängt, und bis an das südliche hinläuft, zieht sich sieben Englische Meilen weit in schlängelnden Windungen durch diese Wälder hindurch, und dient den Offizieren von der Garnison von Kolumbo, und den sonst daselbst wohnenden Reichen zu ihrem Morgenspazierritte, wobei si das entzückendste Schauspiel genießen, das in der Natur nur zu finden ist.

Der beste Boden für die Zimmt-Bäume ist ein

leichter weißer Sand; dieser Boden findet sich in den Zimmt-Gärten um Kolumbo, so wie in einigen Theilen von der Gegend um Nigumbo und Caltura, wo dieses Gewürz ebenfalls in der nämlichen vorzüglichen Qualität gewonnen wird. Der Zimmt, den man von Matura und Point de Galle ziehet, ist von dieser Sorte nur wenig verschieden, besonders derjenige, der in der Nähe der See wächst, denn der Boden der Seeküste ist den Zimmtbäumen ganz vorzüglich zuträglich. In den übrigen Theilen der Insel aber wird so wenig Zimmt gewonnen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, davon zu reden. Seit einigen Jahren wird auch sehr wenig aus dem Innern des Landes gebracht, und dieser ist dicker, gröber, von einem scharfen beißenden Geschmacke. Der Grund hiervon liegt darin, daß theils der Boden im Innern für den Zimmtbaum bei weitem nicht so zuträglich ist, theils haben aber auch, wie schon angeführt worden, die Erpressungen und der Geiz der Holländer den König von Kandi endlich so sehr zur Verzweiflung gebracht, daß er den Entschluß gefaßt hat, um sich künftig gegen ihre Einfälle zu sichern, nichts in seinem Lande übrig zu lassen, was nur im geringsten ihre Habsucht reizen könnte. Er hat daher seit dem letzten Traktate, den er mit ihnen abzuschließen gezwungen wurde, alle mögliche Mittel angewendet, um die Kultur und Vermehrung der Zimmtbäume zu verhindern.

Da dieses Gewürz den vorzüglichsten Reichthum von Ceylon ausmacht, so wird auf die pünktliche Untersuchung seiner Güte und auf die Vermehrung der besten

Arten von Zimmtbäumen äußerst viele Sorgfallt verwendet. Die vorzüglichste Sorte Zimmt, die in den Gärten um Kolumbo wächst, wird von dem Laurus Cinnamomum gewonnen. Dies ist ein Baum von mittelmäßiger Dicke und ungefähr 6 bis 10 Fuß hoch; der Stamm ist gerade, und es schlagen aus demselben, wie bei verschiedenen von unsern Stauden-Gewächsen auf allen Seiten eine Menge Zweige und Schößlinge aus. Das Holz davon ist weich, leicht, porös und hat viele Aehnlichkeit mit dem Holze von unseren Weidenbäumen; wenn es von der Rinde entblößt ist, so wird es gewöhnlich zur Feuerung gebraucht, wozu es auch vorzüglich geschickt ist. Zuweilen wird es je doch auch in Breter geschnitten, aus denen mancherlei Arten von Hausgeräthen verfertiget werden, allein ohngeachtet seines starken Geruchs ist es doch nicht gegen die Würmer gesichert. Aus den Wurzeln des Baumes sprossen eine große Menge Fibern und Spitzen hervor, die wieder zu kleinen Sprößlingen werden und nach und nach um den Baum herum eine Art von Busche bilden.

Das Blatt hat der Gestalt nach sehr viele Aehnlichkeit mit dem Lorbeer-Blatt, außer daß es nicht von so dunkelgrüner Farbe ist. Es hat drei Fibern, die der Länge nach hindurch laufen, allein keine Querfibern, wie die meisten anderen Blätter. Wenn es zuerst zum Vorscheine kommt, so ist es scharlachroth, nach einiger Zeit verändert es aber seine Farbe, bis es nach und nach grün wird. Wenn man es kauet, so hat es den Geruch und den beißenden Geschmack der Gewürz-Nelken. Die

Blüten des Zimmt-Baumes sind weiß, und wenn sie ganz aufgebrochen sind, so scheinen sie den ganzen Wald zu bedecken. Es ist von mehreren Reisenden erzählt worden, daß man schon auf dem Meere, wenn man noch weit von der Insel entfernt ist, die Zimmt-Bäume riechen könne; allein dies ist zuverlässig eine bloße Fabel; denn wenn ich sogar in den Zimmt-Wäldern selbst spatzieren gieng, so habe ich niemals den Zimmt gerochen, außer nur, wenn ich einige Blätter oder einen Zweig von einem Baume abbrach. Die Blüten haben noch weit weniger Geruch als die Blätter.

Die Frucht des Zimmtbaums sieht einer Eichel ähnlich, ist aber nicht so groß; sie wird zu Ende des Herbstes reif und die Eingebornen sammeln sie, um Oel daraus zu pressen. Zu diesem Ende zerstoßen sie dieselbe, lassen sie in Wasser sieden und schöpfen dann das oben schwimmende Oel ab; mit diesem salben sie bei besonderen Gelegenheiten ihre Haare und ihren Körper und brennen es außerdem auch in den Lampen. Wenn es mit Kokosöl vermischt wird, so giebt es ein vorzüglich helles Licht. Die Könige von Kandi verwenden es sehr häufig zu diesem letztern Gebrauche, und deshalb mußten ehemals ihre Unterthanen ihnen eine gewisse Quantität davon als einen jährlichen Tribut liefern. Wenn fremde Gesandte an diese Fürsten geschickt werden, so wird noch immer bei der Audienz von diesem Oele gebrannt.

Fängt der Zimmtbaum an alt zu werden, und ist

von den meisten Zweigen die Rinde abgeschält worden, so wird gewöhnlich Feuer daran gelegt und der Baum bis auf die Wurzeln abgebrannt; alsdann treiben die Wurzeln von neuem lange, gerade Schößlinge, die weit schöner wachsen, als die, welche vorher um den Baum herum standen. Aus diesen werden die schönsten und ausgesuchtesten abgeschnitten, und diese geben die so sehr geschätzten und kostbaren Zimmt-Spazierstöcke; frisch abgeschnitten sind sie hellgrün und gleichen der Stechpalme, aber nach einiger Zeit wird die Rinde runzlicht und dann sehen sie aus wie Haselstöcke; sie behalten jedoch immer den Geruch und den Geschmack des Zimmts bei. Die Rinde von diesen zarten Schößlingen ist äußerst kostbar, und deshalb ist auch der Gebrauch, sie zu Stöcken abzuschneiden, seitdem die Engländer in den Besitz der Insel gekommen sind, gänzlich verboten worden.

Es giebt verschiedene Arten von Zimmtbäumen auf der Insel, wovon jedoch einige der ächten nur im Aeussern ähnlich sind. Von viererley Sorten unter ihnen wird daher allein die Rinde abgeschält, und diese sind sämtlich besondere Arten von dem eben beschriebenen Laurus Cinnamomum. Der Zimmtbaum heißt bei den Eingebornen Curundu, und die verschiedenen Arten desselben werden durch besondere Beiwörter bezeichnet. Der Rasse-Curundu, oder Honig-Zimmtbaum, hat große und dicke Blätter und seine Rinde soll den besten Geruch haben. Der Nai-Curundu oder Schlangen-Zimmtbaum hat ebenfalls große Blätter und seine Rinde steht in der Güte der von der vorigen Sorte nicht viel

nach. Der Capuru-Curundu, oder der Kampher-Zimmtbaum, ist eine geringere Sorte; aus seinen Wurzeln wird durch Distillation Kampher gezogen, und wenn man in den Baum einen Einschnitt macht, so tropft eine Gummiartige Substanz heraus, die Kampher enthält. Der Cabatte-Curundu endlich hat viel kleinere Blätter, als die vorigen Arten und seine Rinde hat einen beissenden adstrimgirenden Geschmack. Diese vier Arten von Zimmt-Bäumen liefern allein einen guten Zimmt und es ist von der Regierung streng verboten, von andern Arten die Rinde abzuschälen. Alle diese verschiedenen anderen Arten sind jedoch von den ächten sehr leicht zu unterscheiden. Der Faerel-Curundu hat eine weiche faserigte Rinde, die bei weitem nicht so dicht und fest ist, als die von den eben beschriebenen Arten; sie läßt sich leicht biegen, ohne zu brechen, und wenn man sie kaut, so läßt sie eine schleimige Substanz in dem Munde zurük. Der Dawul-Curundu, oder flache Zimmt-Baum, hat den Namen von seiner Rinde erhalten, die, wenn sie getrocknet ist, sich nicht wie die übrigen Arten zusammenrollt, sondern immer flach bleibt. Der Nica-Curundu zeichnet sich durch seine langen und schmalen Blätter aus. Dies sind die einzigen Arten, die allenfalls durch ihr Aussehen mit dem ächten Zimmtbaume könnten verwechselt werden.

Bis auf den Zeitpunkt, wo die Holländer die Insel in Besitz nahmen, war der Zimmtbaum immer ganz wild gewachsen, und bei den Europäern sowohl als bei den Eingebornen herrschte sogar allgemein die Meinung, daß er allein in diesem Zustande in seiner ganzen Vollkommen-

heit zu finden wäre, und wenn er gepflanzt würde, unfehlbar immer ausartete. Die Fortpflanzung des Zimmtbaumes in dem wilden Zustande wird den Vögeln zugeschrieben, welche die Beeren desselben verschlucken, aber die Kerne, weil ihr Magen sie nicht verdauen kann, wieder von sich geben und hier und dort wo sie hinfliegen, ausstreuen. Während des ganzen leztern Jahrhunderts hat jedoch die Erfahrung zur Genüge gelehrt, daß der kultivirte Zimmtbaum in jeder Rücksicht dem wilden zum wenigsten vollkommen gleichkommt. Der Holländische Gouverneur Falk machte zuerst den Versuch, Zimmtbäume durch Kunst zu ziehen, in seinem bei Kolumbo gelegenen Garten, und er besaß in kurzer Zeit eine Pflanzung von mehreren tausend Stücken, welche einen Zimmt von der allervorzüglichsten Güte lieferten. Er wandte hierauf die nämlichen Mittel an, um auch die Zimmt-Wälder bei Kolumbo zu vergrößern und sie nach einem regelmäsigern Systeme zu behandeln. Diese nützlichen Bemühungen haben sein Andenken den Einwohnern äusserst werth gemacht, und noch jetzt spricht man von ihm auf der Insel als von einem Manne, der die allgemeine Wohlfahrt seinem Privat-Vortheile vorzog, was eine so äußerst seltene Tugend ist, und doch besonders in dem Gouverneur einer Kolonie der vorzüglichste Charakterzug seyn sollte. Seine Nachfolger folgten jedoch seinem Beispiele nicht. ihre einzige Sorge war, so viel Zimmt als nur möglich schneiden und einpacken zu lassen, ohne sich dabei im mindesten um die Zukunft zu bekümmern. Daher fanden wir bei unserer Ankunft die Zimmt-Wälder vernachläßigt und gänzlich erschöpft; dagegen waren wir aber

so glücklich, zu Kolumbo eine unermeßliche Menge Zimmt in den Magazinen aufgehäuft zu finden, welche die Holländer in den lezteren Jahren nicht mehr Gelegenheit gehabt hatten, nach Europa zu versenden. Gegenwärtig wendet der Gouverneur North alle mögliche Sorgfalt auf die Zimmtwälder und seit seiner Ankunft auf der Insel sind sie auch nicht nur sehr vergrößert und mit einem hohen und breiten Damm eingefaßt worden, sondern er hat auch einen neuen Weg hindurch bauen lassen, der eine andere Richtung hat, als der oben beschriebene zirkelförmige, aber ganz eben so vortrefflich und anmuthig ist.

Die Pflanzungen von Zimmt-Bäumen gewähren, außer daß sie einen eben so guten Zimmt liefern als der von den wildgewachsenen Bäumen ist, auch noch die große Bequemlichkeit, daß die Leute, welche die Rinde von denselben abschälen, in den regelmäßig gepflanzten Reihen von Bäumen ungehindert hin und her gehen können, dagegen sie in den Wäldern unter dem dickverwachsenen Unterholz äußerst mühsam herum kriechen müssen.

Die Abschälung der Zimmtbäume hat zweimal im Jahre statt; die meiste Rinde wird jedoch in der sogenannten großen Aerndte gewonnen, welche von dem April bis in den August dauert. Die kleine Aerndte hingegen währt nicht viel länger als einen Monat, nämlich vom Ende Novembers bis in den Anfang des Januars. Das Einsammlen der Rinde ist aber deshalb keinesweges bloß auf diese besonderen Jahrszeiten eingeschränkt, son-

dern ich habe in jedem Monate des Jahres gesehen daß welche abgeschält worden sind.

Jeder Distrikt, worin Zimmtbäume wachsen, muß jährlich eine gewisse Quantität von diesem Gewürze nach Maaßgabe der darin gelegenen Dörfer und ihrer Bevölkerung abliefern. Dafür bekommen die Einwohner ein Stük Land, das frei von allen Angaben ist; ferner sind sie von allen andern Dienstleistungen befreit und haben noch einige andere, nach Verhältniß der Quantität Zimmt, die sie liefern müssen, mehr oder weniger wichtige Freiheiten und Privilegien zu genießen.

Die zum Abschälen der Zimmtbäume bestimmten Leute werden Cholia'hs genannt; sie stehen unter Oberen, die über ihre Arbeit die Aufsicht führen und dafür sorgen müssen, daß Niemand der kein Recht dazu hat, und besonders kein Rindvieh, in die Wälder komme und Schaden darin anrichte. Außer diesen giebt es aber auch noch eine vornehmere Klasse von Beamten, die den Namen Zimmt-Moodeliers führen, und deren Geschäft darin besteht, daß sie alle geringere Vergehungen bestrafen und in den Distrikten und Dörfern, in welchen die Choliahs wohnen, die Policey handhaben. Alle diese Beamten stehen jedoch wieder unter einem einzigen Oberhaupte der den Portugiesischen Namen Capitán-Canella, oder Zimmt-Kapitän führt. Die Eingebornen nennen ihn Corundu-Mahabadda, oder Oberhaupt des Zimmts. Dem obersten Moodèlier wird von den untern Beamten über alles was die Zimmt-Wälder und überhaupt das ganze

Zimmt-Geschäfte betrift, Bericht abgestattet; dieser legt sie alsdann sämmtlich dem Kapitän vor, der nur allein unter dem General-Gouverneur der Insel steht.

Unter der Regierung der Holländer genoßen die Choliahs außerordentlich große Freiheiten und konnten nur allein von ihren eigenen Moodeliers vor Gericht gezogen werden. Daher bildeten sie sich anfangs ein, daß sie das Recht hätten, unsern Offiziers, die an ihren Wohnorten das Kommando hatten, den Gehorsam zu versagen. In dem Distrikte Caltura, wo der Lieutenant Macdonald kommandirte, weigerten sie sich schlechterdings, Befehle von ihm anzunehmen; eines Tages setzte eine Anzahl von ihnen unter den Fenstern des Kommandanten über den Caltura-Fluß und trieben die Unverschämtheit so weit, daß sie nicht nur die Eingebornen, die sie übergefahren hatten, mißhandelten, sondern auch mehrere von ihnen zu den Böten hinaus in den Fluß warfen, wo sie kaum mit dem Leben davon kamen. Der Lieutenant Macdonald untersuchte sogleich die Sache und ließ als dann die Schuldigen binden und mit Peitschen hauen, was in solchen Fällen die gewöhnliche Art der Bestrafung ist. Zugleicher Zeit stattete er aber dem Gouverneur North Bericht davon ab, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, daß ein solcher Mangel an Subordination nicht unbestraft bleiben dürfte. Die Choliahs hingegen beschwerten sich ebenfalls bei dem Gouverneur über diese Verletzung ihrer Privilegien, und behaupteten, daß sie nur allein von ihren eigenen Oberhäuptern gerichtet werden könnten. Allein der Gouverneur North sah ein, daß dieser Miß-

brauch, wenn man ihn zugestehen wollte, noch weit grösfere Unordnungen den Weg bahnen würde, und daß in dem Mittelpunkte seines Gouvernements keine unabhängige Gerichtsbarkeit gestattet werden könnte. Er billigte daher das Betragen des Lieutenants Macdonald und seitdem müssen die Choliahs die nämliche Gerichtsbarkeit wie die übrigen Eingebornen an erkennen.

Die Einsammlung und Zubereitung des Zimmts zur Ausfuhr geschieht auf folgende Art. Zuerst suchen die Choliahs einem Baum aus, dessen Rinde die gehörige Reife erlangt hat; bei der langen Erfahrung, die sie besitzen, können sie dieses sowol an den Blättern als auch an anderen Zeichen leicht erkennen. Alsdann werden alle Zweige, die drei Jahr und darüber alt sind, und die erforderlichen Eigenschaften zu haben scheinen, mit einem großen und krummen Gartenmesser abgeschnitten und die äusere dünne Haut mit einem besonders dazu bestimmten Messer, das innerhalb concav und außerhalb conver ist, von der Rinde abgeschabt. Hierauf wird mit der Spitze dieses Messers der Länge nach ein Einschnitt in die Rinde gemacht und diese mit der converen Seite des Messers nach und nach von dem Zweig abgelößt, bis sie ganz abgenommen werden kann. In diesem Zustande hat die Rinde die Gestalt einer Röhre, die auf der einen Seite der Länge nach offen ist; die kleineren darunter werden hierauf in die größeren hineingeschoben und zum Trocknen hingelegt. Die Hitze der Sonne zieht bald vollkommen alle Feuchtigkeit aus ihnen heraus, und die Röhren ziehen sich immer dichter zusammen, bis sie endlich die Form

bekommen, in welcher wir sie in Europa sehen. Wenn die Rinde gehörig getrocknet ist, so wird sie mit Fasern von gespaltenem Bambusrohr in Bündel zusammen gebunden, wovon jeder ungefähr dreißig Pfund wägt, und diese werden von den Cholias in die der Kompagnie zugehörigen Zimmt-Magazine getragen. So wie sie hier ankommen, wird jeder Bündel gewogen und gezeichnet und dann zu dem Haufen des Distriktes, oder des Dorfes gelegt, zu welchem der Cholias, die sie überbringen, gehören; jeder solcher Haufen bleibt von den übrigen so lange sorgfältig abgesondert, bis die Quantität, die der Distrikt zu liefern hat, ganz vollständig ist. Die verschiedenen Geschäfte des Abschneidens der Zweige und des Abschälens der Rinde, sind unter mehrere Klassen der Cholias vertheilt, so daß jeder von ihnen immer nur das ihm angewiesene Geschäft zu verrichten hat. Diese Vertheilung der Arbeit macht sie den Cholias nicht nur um vieles leichter, weil sie eine größere Fertigkeit darin gewinnen; sondern sie gereicht auch aus eben dem Grunde der Kompagnie zum großen Vortheile.

Sobald der Zimmt in die Magazine abgeliefert worden ist, so wird vor allen Dingen seine Güte untersucht. Dieses Geschäft, das äußerst unangenehm ist, weil die Qualität des Zimmts bloß durch den Geschmack beurtheilt werden kann, ist den Chirurgen der Kompagnie übertragen, die zu diesem Ende aus jedem Bündel, einige kleine Stückchen herausziehen und kauen müssen. Wenn sie dieses eine Weile getrieben haben, so ist ihre Zunge und das ganze Innere ihres Mundes von dem Zimmt

ganz wund gebissen und verursacht ihnen solche unerträgliche Schmerzen, daß sie unmöglich länger als zwei bis drei Tage hintereinander mit diesem Geschäfte fortfahren können. Wenn jedoch die Reihe sie wieder trift, so müssen sie es aufs neue übernehmen, denn sie sind für die Güte des Zimmts, der unter ihrer Aufsicht eingepakt wird, verantwortlich; um daher den brennenden Schmerz, den ihn dieses Gewürz verursacht, zu mildern, pflegen sie dabei von Zeit zu Zeit eine Schnitte Butterbrod zu essen.

Der beste Zimmt ist derjenige, der sich am leichtesten zusammen rollt; er darf nicht dicker seyn als ein etwas derbes Schreibpapier. Seine Farbe muß hellgelb, und der Geschmack davon süsse seyn, ohne auf der Zunge zu beissen und ohne Nachgeschmack zu haben. Die geringeren Sorten sind dicker und haben eine dunklere, etwas ins bräunliche fallende Farbe; sie beissen auf der Zunge wenn man sie kauet, und haben einen unangenehmen bitterlichen Nachgeschmack.

Wenn die Güte des Zimmts auf diese Art untersucht worden ist, so wird er in große ungefähr 4 Fuß lange Bündel gebunden, die alle einerlei Gewicht haben. Jeder Bündel ist nämlich, wenn er eben gepakt worden, fünf und achtzig Pfund schwer; er wird aber nur für achtzig angerechnet, weil man fünf Pfund für den Verlust gut thut, den er auf der Reise durch das Trokenwerden erleidet. Die Bündel werden sämtlich in einen groben Zeuch, der entweder von starkem Hanf, oder von den Fasern des Kokosbaumes verfertiget ist, eingepackt, und fest zuge-

schnürt; hierauf werden sie an Bord der Schiffe gebracht, die zu diesem Ende nach Ceylon kommen. Beim Packen der Ballen werden alle Zwischenräume mit schwarzem Pfeffer ausgefüllt, was für beide Gewürze äuserst zuträglich ist, denn der Zimmt wird nicht nur dadurch besser verwahrt, sondern der Pfeffer nimmt auch, nach seiner hitzigen und trocknen Eigenschaft, alle Feuchtigkeit des Zimmts an. Die Insel bringt jedoch nicht genug Pfeffer zu diesem Behufe hervor und es wird daher von den Schiffen, die dahin kommen, um den Zimmt abzuholen und nach Europa zu verführen, eine große Menge Pfeffer aus anderen Theilen von Indien, und besonders von der Malabarischen Küste mitgebracht.

Wenn der zur Ausfuhr tauglich befundene Zimmt nach Europa geschickt worden ist, so können auch noch die Ueberbleibsel von diesem kostbaren Gewürze auf eine nüzliche Art verwendet werden. Man sammelt nämlich alle kleinen Stückchen, die beim Packen der Ballen allenfalls mögen abgebrochen seyn, sorgfältig zusammen, schüttet sie in große Tonnen, wovon jede ungefähr einen Centner in sich faßt, und gießt dann so viel Wasser darüber, daß sie ganz damit bedeckt sind. Wenn diese Masse sechs bis sieben Tage gestanden hat, so wird sie nach und nach in einen kupfernen Distillier-Kolben gegossen, unter welchem ein gelindes Feuer unterhalten wird. Das Wasser, das alsdann übergeht, hat den Namen aqua cinnamomi; es sieht beinahe aus wie Milch, und das Oel schwimmt in den gläsernen Recipienten oben darauf. Dieses ganze Verfahren geht sehr langsam von statten und es muß viel

Behutsamkeit dabei angewendet werden; in vier und zwanzig Stunden kann man gewöhnlich nur eine einzige Tonne distilliren. Unter der Holländischen Regierung hatten immer zwei Kommissarien, die zugleich auch Mitglieder des Obergerichtsraths waren, über das ganze Verfahren die Ober Aufsicht, und einer von ihnen mußte beständig dabei gegenwärtig seyn, damit von den Apothekern, welche die Distillation besorgten, nichts von dem Oele bei Seite geschaft würde. Wenn die ganze Masse eine Zeitlang in dem Recipienten gestanden hatte, so wurde das oben schwimmende Oel unter den Augen des Kommissarius sorgfältig davon abgehoben, und in Flaschen gethan, welche mit dem Siegel der Regierung bedrukt und dann an den Gouverneur abgeliefert wurden, der sie in einem auf die nämliche Art verwahrten Schranke aufbewahrte. Der Grund, warum man mit dieser außerordentlichen Vorsicht zu Werke gieng, war die große Seltenheit und Theure dieses Oeles. Es wurde bloß in dem Laboratorium der Kompagnie zu Kolumbo welches distillirt und der Zimmt liefert weit weniger Oel, als jede andere Gewürzart. Die Eifersucht der Holländer hat jedoch ein Geheimniß aus der eigentlichen Quantität gemacht, die aus einem Centner Zimmt gezogen werden kann. Der gewöhnliche Preiß für ein ganz kleines Fläschen davon war an Ort und Stelle drei Viertel eines Holländischen Dukatens; in den lezteren Jahren aber ist um keinen Preiß mehr welches zu bekommen gewesen. Ich sah ein Nöselfläschen davon unter den Effekten des lezten Holländischen Gouverneurs, Van Anglebeck, zum Verkauf aufstellen; da es aber sogleich mit zehn Pfund Sterling ausgeboten wurde, so schröckte die-

ser enorme Preiß Jedermann ab, darauf zu bieten. Dasjenige Oel, das aus den besseren Sorten von Zimmt gewonnen wird, hat eine sehr schöne goldgelbe Farbe, das andere aber ist dunkler und fällt ins bräunliche. Seitdem jedoch die Engländer in den Besitz der Insel gekommen sind, ist kein Zimmtöl mehr distillirt worden, und da es ein sehr unbedeutender Gegenstand ist, der nie auch nur einigermassen ins Große getrieben werden kann, so wird man es wahrscheinlich auch in Zukunft ganz unterlassen. Die besseren Zimmt-Sorten geben, wie gesagt, nur äusserst wenig Oel; dieses trägt deshalb, so kostbar es auch ist, bei weitem nicht so viel ein, als man bei dem Zimmt selbst, wenn man ihn nach Europa schikte, gewinnen würde; das Oel aus dem schlechteren Zimmt aber ist bei weitem nicht so viel werth, als das erstere.

Der Zimmtbaum scheint von der Natur ausschliessend für die Insel Ceylon bestimmt zu seyn, denn auf der Malabarischen Küste, zu Batavia, auf der Insel Frankreich und überhaupt überall, wo er bis jetzt hinverpflanzt wurde, ist er immer sogleich ausgeartet. Sogar auf der Insel Ceylon selbst findet man ihn nur auf der südwestlichen Küste in seiner eigentlichen Vollkommenheit und in den nördlichen Theilen, so wie in der Gegend um Trincomale, kommt er gar nicht fort. Dieses Gewürz muß folglich durchaus auf derjenigen Küste der Insel geholt werden, die wegen ihres Mangels an Häven die allerunbequemste zur Ausfuhr ist. Zum Glücke stimmt jedoch die Zeit, wo dasselbe eingeärndet und zur Ausfuhr zubereitet ist, mit derjenigen überein, in welcher die Schiffe in den

Haven zu Kolumbo einlaufen können, und hierdurch wird der Nachtheil, der sonst nothwendig daraus entstehen müßte, ziemlich abgewendet.

Sechzehntes Kapitel.

Mineralien von Ceylon.

Es giebt in Ceylon eine große Menge Mineralien, und die Insel ist lange Zeit wegen ihrer kostbaren Steine berühmt gewesen. Man findet deren nicht weniger als zwanzig verschiedene Arten, von denen allen ich, sowohl roh als geschliffen, einige Proben mit nach Europa gebracht habe. Der Rubin, der Topas und der Diamant von Ceylon sind weniger kostbar als die von Golconda und aus Brasilien; der Amethyst, Aquamarin oder Beryll und der Turmalin hingegen sind so schön als sie in irgend einem anderen Lande gefunden werden.

Der Diamant von Ceylon hat selten ein ganz helles Wasser, sondern sieht meistentheils ein wenig milchfarbig aus; im Feuer wird er jedoch etwas reiner. Es werden Ringe und Knöpfe daraus verfertiget, welche leztere den Haupt-Luxus der Ceyloner ausmachen; da jedoch diese Steine in sehr großer Menge gefunden werden, so stehen sie nicht in einem so hohen Werthe wie bei uns. Rubine werden nur äusserst selten von einer bedeutenden

Größe in Ceylon gefunden; gemeiniglich sind sie nicht größer, als Gerstenkörner. Die Amethysten von Ceylon sind eigentlich bloß violette Bergcrystalle. Gewöhnlich findet man sie nur sehr klein und äusserst selten sind sie so groß wie eine mittelmäßige Nuß. Auch aus diesem Steine werden von den Eingebornen Knöpfe verfertiget. Turmaline giebt es hier von mancherlei Farben. Der rothe ist nur durchsichtig, wenn man ihn gegen das Licht hält; der blaue ist nichts weiter als ein leicht gefärbter Quarz; der grüne aber, oder der Chrysopras, hat eine äusserst schöne Grasgrüne Farbe, ist durchsichtig und wird sehr hochgeschäzt. Der gelbe, oder Topas-Turmalin hat viele Aehnlichkeit mit dem Bernstein, nur daß er sehr häufig von dunklerer Farbe ist. Er ist selten größer als eine Erbse, sieht aber, wenn er in Ringe gefaßt ist, äusserst schön aus.

Topasen giebt es von vielerlei gelblichen Schattirungen. Von ihnen sowohl als von dem blauen und von dem grünen Saphyr, die man beide von der bläßesten bis zur dunkelsten Farbe hat, werden Ringe und Knöpfe verfertiget. Das sogenannte Katzenauge, eine Art von Opal steht bei allen Indiern in sehr hohem Werth und ist auch wegen seiner Seltenheit sehr theuer; ein ganz reines, von der Größe einer Nuß, wird nicht unter 60 Rthlr. verkauft. Sie werden gewöhnlich in Ringen getragen. Es giebt endlich auch noch eine Menge Carneole in Ceylon.

Alle diese kostbaren Steine machten ehemals einen

Theil der öffentlichen Einkünfte aus, und wurden von der Regierung verpachtet; allein seit einigen Jahren hat sich dieses geändert, denn da die Steine, die in dem Lande des Königs von Kandi gefunden werden, von weit vorzüglicherer Schönheit und größerem Werthe sind, als die in den niederen Gegenden der Insel, so haben es die Holländer für die leichteste und bequemste Art welche zu bekommen gehalten, wenn sie eine gewisse Quantität derselben, von diesem Monarchen als einen jährlichen Tribut forderten. Eine Zeit lang mußte er auch diesem Verlangen seiner gebietenden Nachbaren ein Genüge leisten und ihnen jährlich eine gewisse Quantität kostbarer Steine zuschicken; allein endlich wurde er dieses Zwanges müde und hat es nun, um den Geiz der Europäer so wenig als möglich rege zu machen, aufs strengste untersagt, daß keine solche Steine mehr in seinem ganzen Lande gesammelt werden. Seinen Unterthanen ist es bei Todesstrafe verboten, keine mehr an die Europäer zu verkaufen, noch überhaupt unter irgend einem Vorwand aus dem Lande hinauszuschaffen. Auch wagt es nur selten ein Kandier, wenn er einen Stein von einigem Werthe findet, ihn für sich zu behalten, denn diese gehören alle dem Könige zu und müssen an ihn abgeliefert werden. Ich habe aber oben gesagt, wie beschwerlich dieses für die Unterthanen ist und daß sie deshalb viel lieber die kostbaren Steine, die sie etwa finden, wieder wegwerfen.

Alle diese kostbaren Steine werden gewöhnlich in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse gefunden, besonders an demjenigen, der vor Sittivacca vorbei-

fließt und die Länder des Königs von den unsrigen trennt. Die heftigen Regengüsse, die in den höheren Gegenden der Insel niederfallen, schwemmen diese Steine von den Gebirgen herab, und wenn dann die Flüsse wieder anfangen zu fallen und seichter zu werden, so findet man sie in dem trockenliegenden Sande. Ich habe oft gesehen, daß die Negern, die mit dergleichen Steinen handeln, dieses Nachsuchen an dem Ufer der Flüsse mit dem glücklichsten Erfolge getrieben haben.

Solcher schwarzen Kaufleute giebt es zu Kolumbo eine außerordentliche Menge; die wenigsten von ihnen sind aber Ceyloner, sondern machen eine Mischung von den mancherlei Kasten und Nationen Indiens aus. Sie schwärmen beständig mit ihren Steinen herum und belagern besonders die Thüren der Europäischen Offiziers, weil sie an diesen die beste Kundschaft haben. Sie verkaufen die Steine sowohl roh als polirt; gemeiniglich tragen sie dieselben aber in Ringe, Brustnadeln, Kreuze und andere dergleichen Zierrathen gefaßt, herum. Man muß sich jedoch vor diesen Kaufleuten äußerst in Acht nehmen, denn die meisten von ihnen sind wahre Vagabunden, die sich unter dem Schein, ihre Waaren anzubieten, in die Häuser schleichen und dann, was sie bekommen können, stehlen. Zuweilen, wenn sie keine Käufer finden, kann man von ihnen sehr schöne Steine um ein geringes Geld bekommen; allein man muß dabei sehr auf seiner Hut seyn, weil sie auch schlechte Steine und Glas so künstlich zu schleifen wissen, daß man Kenner seyn muß, um den Betrug zu entdecken.

Von den Perlen, die einen so wichtigen Artikel des Handels und der Einkünfte von Ceylon ausmachen, habe ich oben ausführlich gehandelt. In dem Inneren wird auch Zinn, Blei und Eisenerz gefunden, allein die Einwohner machen keinen Gebrauch davon. Die Holländer hatten einige Queckſilberminen bearbeitet, wovon eine im Jahr 1797 durch den Oberſt Robertſon zu Kotta ungefähr ſechs Engliſche Meilen von Kolumbo wieder entdeckt worden iſt. Es wurde eine Quantität von dieſem Metalle herausgenommen, weil man deſſen gerade damals äußerſt benöthigt war, aber alsdann wurde die Mine wieder zugeworfen, weil ſie wegen Mangel an geſchickten Arbeitern zu viele Koſten verurſachte. Man ſoll ſie jedoch ſeit meiner Abreiſe aufs neue zu bearbeiten angefangen haben. Uebrigens iſt hieraus auch zu ſehen, wie geheimnißvoll ſich die Holländer in Ceylon gegen uns benehmen; denn ehe die Grube zu Kotta durch einen Zufall entdeckt wurde, hatten wir durchaus nichts davon gewußt, daß die Inſel jemals Queckſilber hervorbrachte und keiner von den Holländern die ſich daſelbſt aufhielten, hatte ſich das geringſte davon merken laſſen, ob gleich vorher große Quantitäten davon waren ausgegraben worden. Eben ſo handeln ſie auch in allen anderen Fällen, und ſie haben uns noch über nichts, wenn es anders in ihrer Macht ſtand, das Stillſchweigen zu beobachten, den geringſten Aufſchluß gegeben.

Außer dieſen verſchiedenen Mineralien giebt es auch mehrere warme Quellen in Ceylon, die ſämmtlich in der Gegend von Kannia, ungefähr ſechs Engliſche Mei-

len von Trincomale gegen Kandi zu liegen. Es sind deren sechs, die einen verschiedenen Grad von Wärme haben; alle aber hängen offenbar mit einander zusammen, denn wenn man in die eine davon irgend einen großen Körper hineinwirft, so steigt auch in allen übrigen das Wasser sogleich in die Höhe. Das Wasser aus allen diesen Quellen enthält jedoch nur äußerst wenig mineralische Theile und hat keine andere Eigenschaft als seine Wärme, die gerade zuträglich zu warmen Bädern ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Einige allgemeine Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Insel und die Einkünfte derselben.

Der Ackerbau in Ceylon ist, wie ich schon oben bemerkt habe, von den Holländern im höchsten Grade vernachläßigt worden. In den letzteren Jahren mag zwar der Krieg, wodurch sie von dem Mutterlande gänzlich abgeschnitten waren, ihnen deshalb zu einiger Entschuldigung gereichen; allein auch vorher wurde nichts von ihnen zur Verbesserung der Kultur auf der Insel unternommen und ihre ganze Aufmerksamkeit schien, mit Ausschluß aller übrigen Gegenstände, bloß allein auf die Gewinnung des Zimmts gerichtet zu seyn. Dies war jedoch im höchsten Grade unpolitisch und gereichte ihnen selbst zum äußersten Nachtheile.

Der Boden in Ceylon, besonders in den niederen, gegen die Seeküste zu gelegenen Gegenden, bringt nicht nur alle, den Tropischen Klimas eigenthümliche Produkte hervor, sondern auch viele von denen, die in Europa einheimisch sind. Auch sogar der Sand und der weiche Thon, aus denen der Boden hin und wieder besteht, sind eben so fruchtbar wie bei uns die fetteste Erde. Dies ist die Wirkung der milden, immer gleichen Temperatur der Luft in Ceylon, so wie der häufigen Regen, wodurch die Felder reichlich mit Feuchtigkeiten versehen werden; dahingegen auf dem festen Lande von Indien oft alle Vegetation durch die außerordentliche Dürre und die heißen, alles austrocknenden Winde, die in mehrerern Jahreszeiten anhaltend wehen, gänzlich zu Grunde gerichtet wird. Von diesem Seegen der Natur hatte man jedoch so wenig Vortheil gezogen, daß sogar die Insel niemals so viel Reiß und Getraide hervorbrachte, als für das Bedürfniß ihrer Einwohner selbst erforderlich war. Die Eingebornen glaubten nicht nöthig zu haben, sich viel mit dem Ackerbau abzugeben, weil ihnen die Natur eine Menge von Produkten freiwillig lieferte, und in einem so heißen Lande überhaupt nicht viele Lebensmittel und noch weniger Kleidungsstücke erforderlich sind; ihre Kokos- und Brodbäume waren für alle ihre Bedürfniße vollkommen hinreichend. Allein die Holländer hätten durch Aufmunterungen und ausgesetzte Preiße die natürliche Trägheit der Eingebornen leicht besiegen und sie nach und nach die Genießungen, welche Ueberfluß und Industrie gewähren, kennen lehren können. Es geschah aber von allem diesem durchaus nichts, und meinen Landsleu-

ten war es vorbehalten, auch in dieser Rücksicht den Flor der Insel zu befördern. Wirklich ist auch in den letzteren zwei oder drei Jahren durch vielfältige Aufmunterungen von Seiten der Regierung in dem südlichen und südwestlichen Theile der Insel schon weit mehr Reiß gebaut worden, als jemals vorher, und bald werden die großen Summen, die sonst jährlich für Getraide übers Meer mußten geschickt werden, in der Insel zurück bleiben können. Wenn aber erst die Eingebornen die Annehmlichkeiten eines durch Industrie vergrößerten Wohlstandes kennen lernen, so werden sie auch bald aus eigenem Antriebe sich auf Manufakturen und den Handel legen. Eine unmittelbare Folge von dem besseren Zustande des Ackerbaues wird die Verbesserung des Klimas seyn, weil dadurch die dicken Wälder ausgerottet und die Sümpfe, deren verderbliche Dünste für die Europäer so tödtlich sind und auch die Bewohner des festen Landes abschröcken, sich auf der Insel niederzulassen; nach und nach ganz werden ausgetrocknet werden. Außerdem wird auch der hohe Preiß der Lebensmittel aufhören, wodurch bisher ebenfalls die Manufakturisten abgehalten worden sind, das feste Land, wo alle Bedürfnisse weit wohlfeiler zu haben sind, gegen die Insel zu vertauschen. Wenn aber Ceylon erst Lebensmittel in gehöriger Menge hervorbringt, so werden bald auch Manufakturen daselbst angelegt werden, und dann braucht die Insel durchaus keine Hülfe von außen mehr und wird von dem festen Lande von Indien gänzlich unabhängig.

Nach allem bisher gesagten wird man begreifen, daß

die künftigen Einkünfte der Insel nicht nach dem jetzigen Zustande derselben beurtheilt werden können. Aus den Holländischen Registern erhellet, daß vor ungefähr zwanzig bis dreißig Jahren die Insel so viel eintrug, daß alle darauf verwendete Kosten damit bestritten werden konnten; zuweilen blieb sogar noch ein Ueberschuß übrig. Allein durch die Vermehrung der Truppen und die vielen verderblichen Kriege zwischen den Europäern und den Eingebornen, verbunden mit der strafbarsten Vernachläßigung aller öffentlichen Angelegenheiten, wurde der Wohlstand der Kolonie immer mehr untergraben, so daß der Aufwand bald die Einkünfte beträchtlich überstieg. Schon in den Jahren 1777 und 1778 hatte ein ansehnliches Deficit statt; im Jahre 1795 aber betrugen die Einkünfte nicht mehr als 611,704 Holländische Livers, die Ausgaben aber 1,243,332 Livres, so daß also in diesem Jahre dem Mutterlande ein Aufwand von 631,034 Livres oder ungefähr 57000 Pf. Serl. durch die Kolonie verursacht wurde. Dieses Deficit wurde jedoch durch den Zimmt, die Kardamomen und andere Produkte, die man nach Europa schickte, so wie durch den Ertrag der Perlenfischerei und die Auflagen, die man auf die aus anderen Gegenden von Indien in die Insel eingeführten Artikel legte, leicht wieder gedeckt. Ueberhaupt ist nicht zu bezweifeln, daß wenn nur einige Vorkehrungen getroffen werden, um die Kultur der Insel zu verbessern, Manufakturen in dieselbe zu ziehen und die Abgaben nach einem richtigeren Plane zu erheben, der Ertrag der Insel in kurzer Zeit den Aufwand weit übersteigen wird.

Mit diesen Bemerkungen schließe ich meine Nachrichten über Ceylon, und füge nun bloß noch das Tabebuch der Gesandtschaft nach Kandi bei, um auch über die Beschaffenheit des Inneren noch einiges weiteres Licht zu verbreiten.

Tagebuch der Gesandtschaft an den Hof von Kandi im Jahre 1800.

Da der Gouverneur North beschlossen hatte, einen Gesandten an den König von Kandi zu schicken, um theils wegen einiger wichtiger politischen Angelegenheiten mit ihm zu unterhandeln, theils auch um überhaupt ein freundschaftliches Verhältniß mit diesem Monarchen beizubehalten, so wurde hierzu der General Macdowal erwählt, den seine Talente und sein sanfter, friedfertiger Charakter zu einem solchen Geschäfte durchaus geschickt machten. Da man wünschte, daß die Gesandtschaft mit dem äußersten Glanz und Pracht erscheinen, und alles was man bisher von dieser Art auf der Insel gesehen hatte darin übertreffen möchte, um gleich im Anfange einen starken Eindruck auf die Gemüther der Kandier zu machen, so schickte der Gouverneur vorerst seinen geheimen Secretair, Herren Boyd, nach Sittivacca dem Gränzorte unseres Gebietes, um dort mit dem Adigar und den anderen Ministern Sr. Kandischen Majestät zusammen zu kommen und mit ihnen die nöthigen Verabre-

dungen wegen der Reise des Gesandten und seines Empfanges am Hofe dieses Fürsten zu treffen. Da der General eine sehr starke Bedeckung bei sich haben sollte, so war es durchaus nothwendig, den Kandiern vorher alle Furcht und allen Verdacht deshalb zu benehmen; denn sie haben von jeher einen außerordentlichen Widerwillen gegen das Einrücken fremder Truppen in ihr Land gehabt.

Nachdem aber dieser Gegenstand ins Reine gebracht und die nöthigen Verabredungen vorläufig getroffen waren, so machte der Gesandte Anstalten zur Abreise. Die für den König von Kandi bestimmten Geschenke waren schon seit einiger Zeit in Bereitschaft, und auch die Truppen die den General begleiten sollten, und die aus der Garnison zu Kolumbo gezogen wurden, waren schon vorher bestimmt worden. Sie bestanden aus einer leichten Jäger-Kompagnie, vier Kompagnien von dem neunzehnten Regimente zu Fuß, fünf Kompagnien von dem sechsten Regimente der Küsten-Seapoys, fünf Kompagnien von dem Regimente Malajen, einem Detaschement von der Bengalischen Artillerie, das vier Sechspfünder und zwei Haubitzen bei sich hatte, und endlich aus einer Abtheilung von Pionniers von Madras und dem Korps der Laskaren (Indischen Matrosen).

Am 10ten März 1800, als dem zur Abreise bestimmten Tage, brach der General mit seinem Stabe und den angeführten Truppen von Kolumbo auf, und marschirte bis nach Palambahar, das ungefähr 4 Englische Meilen davon an dem rechten Ufer des Mutwals

liegt. Hier schlugen wir unser Lager in einigen nahe gelegenen Reißfeldern auf.

Am 11ten blieben wir hier stehen, um die Geschenke zu erwarten, die von Kolumbo nachgeschickt werden sollten. An diesem Tage ertrank ein Soldat beim Baden im Fluß. In der Nacht heftiger Regen, Donner und Blitz. Der Thermometer stand auf 79 Grad.

Den 12ten blieben wir ebenfalls noch liegen, weil weder die Geschenke, noch auch die erforderliche Anzahl von Lastträgern zur Fortschaffung der Munition angekommen waren. Der Leichnam des ertrunkenen Soldaten wurde von einigen Eingebornen, an dem Orte wo er umgekommen war, gefunden. Sanfte Regen mit Donner vermischt in der Nacht.

Am 13ten marschirten wir auf einem sehr angenehmen Wege längs dem Ufer hin, ungefähr 8 Englische Meilen bis nach Kudavilli. Hier mußten wir durch einen engen, außerordentlich festen Paß marschiren; zur linken hatten wir den Fluß mit seinen hier vorzüglich steilen Ufern, und zur rechten lagen hohe Berge, die mit dickverwachsenem Unterholze ganz überdeckt waren. Vor uns stand eine Art von Fort, oder vielmehr eine Brustwehr, die von den Cingalesen, als sie sich im Jahre 1797 gegen unsere Regierung empört hatten, war aufgeworfen worden. Wenn diese Verschanzungen von einem Feinde wäre vertheidigt worden, der nur eine Spur von militärischen Kenntnissen besessen hätte, so würde es unendliche Mühe

gekostet haben, ihn daraus zu vertreiben; denn man kann sich ihr nur durch ein tiefes auf beiden Seiten mit Buschwerk eingefaßtes Defilee nähern, in welchem die Truppen sämmtlich von dem Feinde aufgerieben werden könnten, ohne ihn auch nur zu Gesicht zu bekommen. Wirklich verloren wir auch damals hier eine ziemliche Anzahl von Seapoys, ehe die Rebellen gänzlich zu Paaren getrieben werden konnten. An dem nämlichen Orte war auch vor einer Reihe von Jahren ein Korps von ungefähr 400 Holländern umringt und gänzlich niedergehauen worden. Wir schlugen ungefähr eine halbe Englische Meile jenseits dieses Passes in einer großen, von dem Flusse der hier in allen Richtungen eine Menge von Krümmungen macht, fast gänzlich umringten Ebene unser Lager auf. Die Gegend um Kudavilli ist romantisch schön.

Den 13ten hatten wir Rasttag. An diesem Tage erfuhren wir, daß das ein und fünfzigste Regiment von Madras zu Kolumbo angekommen war, um in unserer Abwesenheit die Garnison daselbst zu verstärken. Regen, Donner und Blitze in der Nacht.

Am 15ten kamen wir nach einen Marsche von 12 Meilen nach Gurrawaddy, einem sehr schönen Orte, der in einer äußerst anmuthigen Gegend liegt und in dessen Nähe sich mehrere hohe und steile Berge befinden. Die Holländer hatten hier ein sehr großes Haus zur Bequemlichkeit für Reisende erbauet; gegenwärtig ist es aber gänzlich verfallen. Dicht an dem Flusse, der hier sehr breit und reißend ist, liegt ein Cingalesisches Dorf und ein kleines zirkelförmiges Fort, oder vielmehr eine Verschanzung, in welcher sich während der Rebellion von

1797 ein Bataillon Seapoys mehrere Monate lang gehalten und in dieser Zeit viele Leute durch das Feuer der Rebellen, die sich in dem angränzenden Dickig versteckt hielten, verloren hatten. — An diesem Tage wurde ein Soldat, der seine Ueberhosen an dem Flusse waschen wollte, plötzlich von einem Krokodille erwischt und in die Tiefe hinabgezogen. In der Nacht Regen mit heftigem Donner und Blitz.

Am 16ten Rasttag; nunmehr fiengen wir an, die Verschiedenheit des Klimas auffallend zu empfinden. In der Nacht erhoben sich dicke Nebel und den Tag über war es unerträglich heiß, und zum Ersticken schwül. In der Mittagsstunde stand der Thermometer auf 92° — Regen, Donner und Blitz in der Nacht.

Am 17ten ließ der General schon Morgens um 2 Uhr die Artillerie mit 2 Kompagnien Seapoys und den Pionnirern aufbrechen und ungefähr sechs Meilen voran marschieren, denn wir hatten an diesem Tage einen langen Marsch zu machen und es würde für die Truppen äußerst ermüdend gewesen seyn, wenn sie bei der großen Hitze immer mit der Artillerie zugleich hätten marschiren müssen, da diese wegen der schlechten Wege nur äußerst langsam vorwärts kommen konnte.

Am 18ten traten wir des Morgens sehr früh den Marsch wieder an und rückten bis Sittivacca, das 14 Meilen entfernt ist, vor. Der Weg war äußerst beschwerlich, denn es gieng nicht nur beständig bergauf und

bergab, sondern wir mußten auch auf großen Umwegen durch die zwischen diesen Bergen sich durchwindenden Thäler marschiren, weil die Seiten der Berge mit einem durchaus undurchdringlichen Dickig ganz überdeckt waren.

Sittivacca hat eine so schöne, romantische Lage, als irgend ein Ort auf der ganzen Insel. Diese Stadt oder vielmehr dieses Dorf, ist besonders dadurch berühmt, weil in ihrer Nähe die meisten sowohl freundschaftlichen als feindlichen Zusammenkünfte zwischen den Kandiern und ihren Nachbarn, den Europäern, statt gehabt haben. Hier hatten die Eingebornen den Portugiesen und Holländern viele blutige Schlachten geliefert; hier waren auch mehreremale ihre Friedensschlüsse oder vielmehr ihre Waffenstillstände abgeschlossen worden, und eben dies war auch der Ort, wo gewöhnlich die erste Zusammenkunft zwischen den Europäischen Gesandten und den Kandischen gehalten zu werden pflegt. Es ist auf dieser Seite der letzte, uns zugehörige Ort, und wird von dem Gebiete des Königs bloß durch einen breiten Arm des Mullivaddy getrennt, der sich in verschiedenen Richtungen um die Stadt herum windet, und sich etwas unterhalb derselben noch mit einem Arm vom Malivagonga vereiniget.

Auf dem Gipfel eines Berges, an dessen Fuße wir unser Lager aufschlugen, befand sich eine Verschanzung mit einer Reihe von Gebäuden in der Mitte, die ehemals von den Holländern vertheidigt worden war, aber gegenwärtig fast ganz verfallen ist. Von dieser Höhe hat

man eine weite, entzückend schöne und wirklich erhabene Aussicht.

Sobald wir hier angekommen waren, ließ der General dem Adigar, der auf der andern Seite des Flusses mit mehreren tausend Kandiern ein Lager bezogen hatte, sagen, daß er den anderen Tag über den Fluß zu setzen gesonnen sey. — Der Thermometer stand an diesem Tage 96°. — Diese außerordentliche Hitze rührte von den hohen Bergen her, die uns rings umgaben und allen Zugang der Luft verhinderten. Um 3 Uhr erhielt der General die Antwort vom Adigar, der in den Uebergang über den Fluß zu der ihm angegebenen Zeit willigte. — In der Nacht hatten wir Regen mit heftigem Donner und Blitz.

Am 19ten gegen zwölf Uhr brachen wir unsere Zelte ab und fiengen an, über den Fluß zu setzen. Eine Menge Kandier, die an dem Ufer zusammenliefen, um unsere Truppen zu sehen, geriethen über die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, womit wir die Kanonen und Munitions-Wägen hinüber führten, in kein geringes Erstaunen. Seit einer Reihe von Jahren war ihnen nichts ähnliches mehr vorgekommen und noch ganz und gar niemals waren so schwere Stücke in ihr Land gebracht worden. Wir wählten zu dem Uebergang eine Furt, wo das Wasser, weil wir uns gerade in der heissen Jahreszeit befanden, nicht über drei bis vier Fuß tief war. Allein das Ufer war auf unserer Seite so stark abschüßig, daß die Ochsen ausgespannt werden und die Truppen selbst die Kanonen in das

Wasser hinab ziehen mußten; zugleich wurde die Munition von den Lascaren und Pionnieren auf den Köpfen hinüber getragen. Wir bezogen ein Lager dicht an dem Ufer des Flusses bei Golobodivilli, einem Kandischen Dorfe, in welchem mehrere Reihen von Gebäuden zu Wohnungen für die Kandischen Gesandten und ihr Gefolge, wenn sie wegen einer Zusammenkunft mit den Europäern hieher kommen, errichtet sind. Der General begab sich in eines derselben, wo er sogleich einen Besuch von dem Adigar erhielt, vor welchem ein Kandier hergieng, der den Brief des Königs in einen weißen Zeuch eingewickelt auf dem Kopfe trug. Der General übergab dagegen dem Adigar den Brief von dem Gouverneur North. — Die Hitze war an diesen Tage fast unerträglich, Der Thermometer stand auf 980.

Am 20sten hatten wir Rasttag, und ich benutzte diese Gelegenheit, um die Ruinen eines Tempels zu besehen, die nicht weit von unserm Lager entfernt lagen. Es war der erste von Steinen erbaute Tempel, den ich noch auf der Insel gesehen hatte. Von den Mauern war noch ungefähr eine Höhe von 4 bis 5 Fuß übrig, um welche rings herum Stiegen emporliefen; überhaupt mußte auf die Erbauung desselben sehr viele Mühe und Fleiß gewandt worden seyn. An den Pfeilern und der Unterlage des Säulenstuhls waren noch verschiedene Inschriften sichtbar und sogar noch ziemlich wohl erhalten. In der Nähe dieses Tempels liegt ein kleines Dorf, das aber von allen Einwohnern ganz verlassen war; denn die Männer standen bei der Militz, die den Adigar begleitete, und die Weibs-

personen hatten sich bei unserer Ankunft sämtlich entfernt. Gegen acht Uhr des Abends kam der Adigar beim Licht der Fakeln und im feierlichsten Aufzug ins Lager, um bei dem General einen förmlichen Staatsbesuch abzulegen. Die Unterredung gieng stehend vor sich und es waren sehr viele Offiziers, die gerade an diesem Tage bei dem Generale gespeist hatten, dabei gegenwärtig; wenn ich aber nach mir selbst urtheilen darf, so waren alle Anwesende herzlich froh, als die Unterredung, die über eine Stunde dauerte, und fast aus lauter gegenseitigen Komplimenten bestand, zu Ende war. Der Adigar versprach unter andern, uns fünfhundert Mann von seinen Leuten zuzuschiken, die den bei uns befindlichen Cingalesen die für den König von Kandi bestimmten Geschenke, so wie auch unser Gepäk und unsere Munition tragen helfen sollten; allein dieses Versprechen mag wohl, nach der Art zu schliessen wie es erfüllt wurde, ebenfalls bloß ein Kompliment gewesen seyn. — Regen, Donner und Blitz in der Nacht.

Am 21sten abermals Rasttag. Die Pionnirer wurden vorausgeschikt, um die Wege auszubeßern, die uns als äusserst schlecht und verderben geschildert wurden.

Am 22sten stattete der Adigar auf die gewöhnliche ceremoniöse Art abermals einen Besuch bei dem General ab; er hatte diesesmal mehrere von den vornehmsten aus seinem Gefolge und 300 Mann von seiner Leibwache bei sich. Diese lezteren trugen bei dieser Gelegenheit ihre großen Kanonen auf den Schultern, allein die Stücke, die sie so nannten, waren nichts weiter als große, sehr weit gebohrte Musketen an denen in der Nähe der sogenannten

Schwanzschraube hölzerne Klötze befestigt waren; wenn aus diesen Stüken gefeuert werden soll, so legen sie die Soldaten bloß auf die Erde, wo als dann die Mündung derselben durch das Holz in die Höhe gerichtet wird. Neben der Straße, auf welcher der Adigar herkommen mußte, stand ein äusserst schöner Banjanen- oder Indianischer Feigenbaum, um welchen herum eine Art von Terrasse errichtet war, worauf theils die Priester des Buddhs ihre Opfer zu verrichten, theils auch die vornehmsten Personen bei feierlichen Versammlungen sich zu stellen pflegten. Auf diese Erhöhung stellten sich mehrere von unseren Offizieren und auch einige Soldaten, um den Zug des Adigars desto besser sehen zu können. Allein zum Unglück wurde sie der Adigar in der Höhe über sich gewahr; er gerieth in die äusserste Entrüstung und verlangte, daß man sie sogleich sollte herunter gehen machen, denn es habe Niemand das Recht, höher zu stehen, als er, der Repräsentant eines Königs, der von der goldenen Sonne abstamme und vor dem sich alle Menschen auf die Erde nieder werfen müßten.

Vor dem Adigar wurden bei dieser Gelegenheit eine Menge Fahnen hergetragen; ein Heer Musikanten spielte auf den im Lande üblichen Instrumenten und dabei klatschten ganze Schaaren von solchen Läufern, wie ich sie oben beschrieben habe, mit ungeheuern Peitschen und liefen wie närrisch hin und wieder, so daß durch alles dieses zusammen genommen ein betäubender fast nicht auszuhaltender Lärm entstand. Während der Adigar sich mit dem General unterredete fand ich, weil ein Malaii-

scher Prinz, mir zum Dolmetscher diente, Gelegenheit, mich mit einigen der vornehmsten Kandier zu unterhalten. Sie schienen mir eine schönere Menschen-Rasse zu seyn als unsere Cingalesen; auch zeigten sie in ihren Gesprächen und in ihrem ganzen Betragen mehr Höflichkeit als diese. Sie waren eben so begierig, unsere Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, als wir die ihrigen, und mehrere von unseren Kleidungsstücken wurden mit der größten Genauigkeit von ihnen untersucht. Als der Kapitán Vilant in wenigen Minuten eine sehr ähnliche Zeichnung von einem ihrer Anführer verfertigte und ihm überreichte so geriethen sie darüber in das höchste Erstaunen. Besonders aber zogen unsere Uhren ihre Aufmerksamkeit auf sich und sie wollten den Nutzen dieser sonderbaren Maschinen umständlich erklärt haben. Wir boten ihnen einige kleine Geschenke an, allein sie fürchteten sich sie anzunehmen, weil es der König erfahren könnte. Sie versicherten uns, daß wir unsere Pferde und Wägen unmöglich bis nach Kandi fortbringen könnten, und späterhin bewies auch der Erfolg, daß sie recht hatten. Ich denke noch immer daran, wie bedeutend einer von ihnen lächelte, als er eben einen von unsern Rüstkarren vorüber fahren sah; er schien damit sagen zu wollen: „diesen könntet ihr füglich nur lassen wo er ist."

Als der Adigar wieder von dem Generale zurückgekehrt war, so schikte er einige von seinen Leuten, um die Geschenke, welche der Gouverneur für Se. Kandische Majestät bestimmt hatte, abholen zu lassen. Diese waren von großem Werthe, und unter anderen Dingen befand sich

auch ein mit vier Pferden bespannter, sehr schöner Staatswagen darunter, und eine Betel-Büchse mit Verzierungen von massiven Golde, die dem Sultan Tippu zugehört hatte und auf 800 Stern-Pagoden geschäzt wurde. Außerdem war auch eine Quantität Rosenöl und vielerlei Sorten von sehr feinen Muselinen darunter. Nachdem diese Geschenke übergeben waren, und der Adigar uns 200 Kandier zugeschikt hatte, um die Cingalesen, die aus Furcht vor dem Klima davon gelaufen waren, zu ersetzen, so traten wir unsern weitern Marsch an. Es war schon 1 Uhr des Mittags; wir legten deswegen nur etwa drei Meilen zurück und schlugen unser Lager bei Apolipitti in einer kleinen, mit sehr hohen Bergen umringten Ebene auf. Kaum waren wir aber mit unseren Zelten fertig, als der Regen Stromweise auf uns herab stürzte; der Donner rollte auf das allerfürchterlichste, und die Blitze folgten so ununterbrochen auf einander, daß die ganze Atmosphäre in Flammen zu stehen schien. Dieser wütende Kampf der Elemente, der über alle Begriffe furchtbar war, dauerte etwas über drei Stunden ununterbrochen fort; allein ob gleich mehrere unserer Zelte umgeworfen wurden, so verlor doch Niemand dabei das Leben und wurde auch Niemand im geringsten beschädiget.

Am 23ten befahl der General daß das ganze Korps der Pionnierer und Laskaren, nebst einer Kompagnie Europäer und einer von Malajen, vorausgehen sollte, um für die Artillerie einen Weg zu bahnen, weil die Wege, die wir passiren mußten, nicht nur außerordentlich schmal,

sondern auch so voll von Abgründen, Schluchten und Löchern war, daß ohne vorher diese auszufüllen und zu ebenen, es schlechterdings unmöglich war, weiter vorzurüken. Als aber der Adigar unsere Leute mit dieser Arbeit beschäftigt sah, so beschwerte er sich darüber bei dem General, als wenn man sich dadurch an dem Gebiete seines Herren höchlichst vergriffe, und versicherte, daß er ein solches Benehmen schlechterdings nicht zugeben würde. Es war ihm jedoch recht gut bekannt, daß wir entweder die Wege ausbessern, oder die Absicht, weiter vorwärts zu gehen, ganz aufgeben mußten; denn eine andere Wahl blieb uns schlechterdings nicht übrig. Ueberhaupt sah man sehr deutlich, daß dieser Minister uns keinesweges geneigt war. Der ganze Weg, auf dem wir, seiner Anordnung nach, bis nach Kandi reisen sollten, war durch Zweige und Reisigbündel, die er von Entfernung zu Entfernung hatte aufstekken laßen, bezeichnet; allein wir wußten recht gut, daß es einen anderen, weit bequemern Weg als diesen gab. Hätten wir unsre Direktion mehr gegen Westen oder Süden zu genommen, wie die Holländer zu thun pflegten, so würden wir vielen von den Beschwerlichkeiten, denen wir jezt täglich ausgesezt waren, entgangen seyn. Der Adigar schien aber gerade die allerschlechtesten, ungangbarsten Wege gewählt haben, um uns auf unserm Marsche recht viel ausstehen zu machen. Aus der Sorgfalt, womit wir unaufhörlich bewacht wurden, sah man überdis, wie wenig Vertrauen die Kandier in die Treue und Aufrichtigkeit der Europäer setzen. In einer Entfernung von ungefähr zwei oder drei Englischen Meilen von unserm Lager stund immer ein Korps von den re-

gulären Truppen des Königs, das, wie man uns versicherte, 7000 Mann stark war und einige Elephanten bei sich hatte. Diese Truppen bekamen wir jedoch niemals zu Gesichte, den sie blieben den ganzen Weg über beständig einige Meilen von uns entfernt, und zwar so, daß wir ganz und gar nichts von ihnen gewahr werden konnten. Keiner von unseren Offizieren durfte sich ihrem Lager nähern; ich wollte selbst mich einmal überzeugen, ob die uns gemachte Angabe ihrer Stärke, auch wohl ihre Richtigkeit habe, allein ob ich gleich durch einige von ihren Vorposten ungehindert hindurch kam, so mußte ich doch, ohne meinem Zweck erreicht zu haben, wieder umkehren, weil es höchst unklug gewesen wäre, ganz allein und gegen den ausdrücklichen Willen der Eingebornen, weiter vorzu gehen. Auser diesen regulären Truppen standen aber auch die sämtlichen Einwohner von diesem Theile des Landes unter den Waffen, und umringten uns von allen Seiten. Es kamen oft einige von ihnen zu uns, und so oft wir vor das Lager hinaus spazieren giengen, so erblikten wir gemeiniglich Kandier, die in den Wäldern um uns herum sich versekt hielten. — Die Truppen die des Morgens waren abgeschikt worden, um die Wege auszubessern, mußten schon um 1 Uhr des Mittags zurückkommen, weil die heftigen Regengüsse und das schrökliche Gewitter, die sich wieder ganz so fürchterlich einstellten, wie den Abend vorher, ihnen nicht länger erlaubten, an ihrer Arbeit fortzufahren.

Am 24sten gegen 11 Uhr des Morgens brachen wir unser Lager ab und marschirten nach Rua-

nelli, oder, wie die Kandier es nennen, in das Thal der Edelsteine, das 10 Meilen von Apolipitti entfernt ist. An diesem Tage war es ganz außerordentlich heiß; der Thermometer stand auf 101°. Hierzu kam noch, daß der Weg über allen Ausdruck schlecht und äußerst ermüdend war. Ich hatte hier Gelegenheit zu bemerken, daß die Europäer die große Hitze weit besser ertragen können, als die Eingebornen. Die Bengalischen Artilleristen arbeiteten zwar mit dem größten Eifer, allein dennoch mußten ihnen die Soldaten vom neunzehnten Regimente nicht selten durch die Hohlwege und Schluchten hindurch ziehen helfen. Die Wege waren aber so erbärmlich schlecht, daß ohngeachtet dieser angestrengten Bemühung, und obgleich die Pionnirer und ein Theil der übrigen Truppen, schon zwei Tage vorher die Baumstämme und Felsenstücke, die darin gelegen waren, hatten wegräumen müssen, wir endlich doch genöthiget waren, die Kanonen mit einer Bedeckung von zwei Kompagnien Seapoys fünf Meilen weit hinter uns zurückzulassen. Die Europäer und übrigen Truppen marschirten bis zu einem nahe bei Ruanelli gelegenen großen Kokosbaumwalde, der den Namen Resue Orti Palagomby Watty, das heißt: die Königlichen Gärten, führt. Auf diesem Marsche wurden wir von den Blutigeln auf das fürchterlichste gemartert, und alle Offiziere sowohl, als auch besonders die gemeinen Soldaten, die sich mit Wegräumen des Buschwerks beschäftiget hatten, waren an den Beinen, so wie an allen übrigen Theilen des Körpers ganz mit Blut überdeckt, und stellten wirklich einen schröcklichen Anblick dar. Als ich

meine Handschuhe und Stiefeln auszog, fand ich, daß ich ebenfalls nicht leer ausgegangen war, und daß dasjenige, was ich für nichts weiter, als eine außerordentliche Transspiration gehalten hatte, die Wirkung von den Stichen dieser Thiere war. Man konnte sich auch trotz aller Vorsicht unmöglich vor dem Biße dieser Thiere schüzzen, weil sich überall, in den Gebüschen und im Grase eine unermeßliche Menge derselben aufhielt. Die Holländer pflegten mit Recht zu sagen, daß die Blutigel die furchtbarsten Feinde wären, mit denen sie jemals zu thun gehabt hätten. Demohngeachtet lief aber doch dieser Marsch ohne irgend einen unglücklichen Zufall ab, außer nur, daß ein Europäer einen Sonnenstich erhielt, der ihn auf einige Stunden wahnsinnig machte. Es war unmöglich gewesen, uns vor Sonnenaufgang in Marsch zu seßen, denn der Regen hatte den Abend vorher unsere Zelte in solcher Maaße durchweicht, daß wir nothwendig abwarten mußten, bis die Sonne sie wieder gehörig getrocknet hatte. Auch konnten auf den schändlichen Wegen, die wir zu passiren hatten, die Kanonen unmöglich anders als bei Tage fortgebracht werden.

Wir bekamen auf diesem Marsche mehrere äußerst schöne Gegenden zu sehen, die aus romantischen Thälern, und den lieblichsten mit dicken Waldungen bedeckten Gruppen von Bergen bestanden. Der Kokosbaumwald, bei dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, war ungefähr zwei Meilen im Umkreise groß; gegen Westen begränzte ihn ein breiter, tiefer und reißender

Arm des Malivagonga, und auf der Vorderseite gegen Ruanelli zu floß ein anderer Arm dieses Stromes südwärts, und schlängelte sich dergestalt um den Wald herum, daß er zwei Seiten desselben bedeckte; auf der vierten Seite war er von einer dichten Einfassung von Bambus, und Betel = Bäumen umgeben. Dieser große Kokosbaumgarten liegt unmittelbar an dem Fuße eines hohen und steilen Berges, von dem man eine romantisch schöne Aussicht über die umliegende Gegend hat. Er gehört zu des Königes eigenthümlichen Besitzungen, der gewöhnlich an diesem Orte seine Elephanten hält und abrichten läßt.

Bis hieher war der Fluß für unsere Böte schiffbar gewesen, und wir hatten daher einen großen Theil der Munition und Lebensmittel zu Wasser fortschaffen können, denn unser Marsch war in so gerader Linie an demselben hingegangen, daß wir immer dicht an seinen Ufern unser Lager aufgeschlagen hatten. Von Ruanelli aber bis Kandi hat dieser Fluß ein so enges, seichtes und felsigtes Bett, daß keine Böte, außer den kleinen Kanots der Eingebornen, und diese nicht ohne die größte Schwierigkeit, auf ihm hinaufkommen können. Von Ruanelli bis Kolumbo beträgt die Entfernung zu Wasser ungefähr 60 Englische Meilen, allein durch die schröcklichen Regengüsse, die während unsers Marsches gefallen waren, hatte der Strom eine solche reißende Schnelligkeit bekommen, daß ein Boot innerhalb acht Stunden nach Kolumbo hinabfahren konnte, wobei die Schiffer nichts weiter zu thun brauch-

ten, als den Klippen, Sandbänken und Baumstämmen, die sie hin und wieder antrafen, auszuweichen; um hingegen auf dem Flusse bis Ruanelli hinauf zu fahren, braucht man gewöhnlich neun bis zehn Tage, wobei noch die Schiffer auf das mühsamste arbeiten müssen. Diese Leichtigkeit auf dem Flusse nach Kolumbo hinab zu kommen, war für uns in der Folge, unserer Kranken wegen, von dem größten Nutzen, denn während wir hier im Lager standen, brach unter den Truppen eine heftige Ruhr aus, von der auch ich selbst, jedoch nicht heftig genug um deshalb zurückreisen zu müssen, befallen wurde.

Am 25sten wurden zwei Kompagnien Malajen abgeschickt, um die Seapoys, die zur Bedeckung der Kanonen zurückgeblieben waren, abzulösen. Mit ihnen gieng auch ein Detaschement anderer Truppen nebst dem Korps der Pionnirer, um beim Fortschaffen der Artillerie behülflich zu seyn, denn obgleich vor jedes Stück eine Menge Ochsen gespannt wurden, so mußten doch auch noch sehr viele Menschen zugleich mit Hand anlegen, um sie durch die Löcher und Schlüchte glücklich hindurch zu bringen. In dem Königreich Carnate und verschiedenen anderen Theilen des festen Landes von Indien werden zu allen dergleichen schwierigen Verrichtungen, die auf einem Truppen-Marsche vorzufallen pflegen, Elephanten gebraucht, und diese Thiere benehmen sich dabei mit einer Klugheit, und einem Scharfsinne, die man ohne das größte Erstaunen nicht ansehen kann. Wenn sie sehen, daß eine Kanone in einem

tiefen Geleise fest steckt, oder daß sie, wenn der Weg etwas steil in die Höhe geht, ganz stille hält, so heben sie entweder mit ihrem Rüssel das Rad aus dem Geleise heraus, oder stämmen, im letztern Falle, ihren Kopf hinten gegen die Lavette und drücken sie vorwärts. Ein solcher Beistand wäre auf diesem Marsche ebenfalls höchst nöthig gewesen, denn die Ochsen in Ceylon sind nicht so groß und auch weit weniger stark, als die auf dem festen Lande und selbst eine weit größere Anzahl von diesen kleinen Thieren bringt nicht die nämliche Wirkung hervor, die man von wenigen von der größern und stärkern Art erwarten kann. — Um zwei Uhr des Nachmittags kam endlich die Artillerie in dem Lager an. Die Hitze war in den letztern zwei Tagen außerordentlich groß gewesen, und an diesem stand der Thermometer um Mittag auf 102°.

Am 26sten blieben wir in unserm Lager stehen. Es desertirten wieder eine Menge Lastträger, welche uns von den Moodeliers in der Gegend um Kolumbo, Nigumbo und Caltura geliefert worden waren, und ehe wir weiter vorrücken konnten, hielt es der General für nöthig, sich von Herrn North andere an ihre Stelle zu schicken zu lassen. Der Adigar lag mit seinen Truppen auf der anderen Seite des Flusses etwa zwei Meilen von uns entfernt.

Ungefähr eine Meile von unserm Lager gegen Kolumbo zu lag ein höchst sonderbar aussehender Berg in der Mitte von ungeheuern steilen Felsen, auf denen hin und

wieder von der Hand der Natur Gruppen von Pisang- und Kokosbäumen gepflanzt waren. In einem von diesen Felsen befindet sich eine Höhle, die dem Gott Buddah zum Tempel geweiht ist. Alles, was ich von diesem Tempel hatte erzählen hören, erregte den Wunsch in mir, ihn selbst zu sehen. Wenn man eine kleine gut gewässerte Ebene zurückgelegt hat, so kommt man an den Fuß eines äußerst hohen, senkrecht abgeschnittenen Felsen, der von mehreren anderen weniger hohen umgeben ist. Zu dem Eingang in die darin befindliche Höhle führt ein schmaler, ungefähr vierzig Schuh hoher Fuß-Pfad, der aus übereinander gelegten Felsenstücken und Baumstämmen bestehet. Wenn man den Eingang der Höhle erreicht hat, so macht der wilde Anblick des Ganzen, der mühsame Weg, auf dem man heraufgekommen ist, und die wilde Landschaft, die man um sich her erblickt, einen Eindruck auf die Seele, der nur gefühlt aber nicht beschrieben werden kann. Der Tempel besteht aus einem in den Felsen gehauenen, langen und sehr niedern Zimmer; bei dem Eingange in denselben erblickt man sogleich eine ungeheure, über zwanzig Fuß lange und einen Menschen vorstellende Bildsäule von Holz. Ein Bett mit einem Kopfkissen ist zu einem Lager für sie aus dem nämlichen Felsen gehauen. Sie liegt auf der rechten Seite, und stützt den Kopf auf die rechte Hand. Ihr Gesicht ist ganz roth bemahlt und ihre Physionomie heiter und sanft; ihr Haar ist kraus, wie das eines Negers. Das ganze Innere des Tempels ist ganz mit rothen und schwarzen Streifen auf eine plumpe Art übermahlt. Zwei Priester, die den Dienst in demselben hatten, lies-

sen uns ohne die geringste Schwierigkeit hineingehen, und verlangten nicht einmal, daß wir unsere Schuhe ausziehen sollten, was sie doch sonst bei Jedem, der den Tempel besucht, gewöhnlich zu thun pflegen. Der Dienst dieser Priester besteht hauptsächlich darin, daß sie die vor dem Bilde brennende Lampe immer sorgfältig unterhalten und nie verlöschen lassen. Allein vielleicht treibt sie noch ein anderer Grund, als die Pflicht ihres Standes dazu an, beständig in dem Tempel gegenwärtig zu seyn; denn wer sollte sonst die häufigen Opfer, die von allen Seiten her dem Gotte dargebracht werden, in Empfang nehmen? Auch von unserm kleinen Korps brachte Jeder der dahin gieng, einige Geschenke mit, die in Geld, Früchten, Reiß, verschiedenen Zeuchen, oder in anderen Dingen von Werth bestanden; wir wurden deshalb auch sehr gern gesehen. Die Eingebornen, die aus Andacht dahin wallfahrten, sind verbunden, dergleichen Gaben als Opfer darzubringen; und da immer eine Menge von Menschen dahin strömt, so stehen die Priester des Tempels in dem Rufe, daß sie große Reichthümer besitzen; aus diesem Grunde fordert auch der König, der von allen Dingen seinen Antheil haben muß, von Zeit zu Zeit äußerst starke Abgaben von ihnen. Wahrscheinlich würde es daher Se. Majestät sehr gerne sehen, wenn die Priester häufig mit solchen freigebigen Pilgrimmen zu thun hätten, als es der Fall mit unsern Truppen, während ihres Aufenthaltes zu Ruanelli war. Nicht weit von dem Tempel, worin sich das Bild des Gottes befindet, sind noch zwei andere Höhlen, in denen sich die Priester aufhalten,

wann der Dienst im Tempel ihre Anwesenheit daselbst nicht erfordert.

An diesem Tage fieng es ungefähr um zwei Uhr des Nachmittags an, heftig zu regnen und die schröcklichsten Donnerschläge folgten fast unaufhörlich einer auf den andern. — Vier kranke Soldaten wurden zu Wasser nach Kolumbo zurückgeschickt.

Am 27sten blieben wir an dem nämlichen Orte stehen. Des Morgens war es außerordentlich heiß, und zur gewöhnlichen Stunde, das heißt: gegen zwei Uhr, brach ein furchtbares Gewitter aus. Auf den Abend wurde es sehr kühl; in der Nacht fiel ein dicker Nebel, der sich auch nicht eher verzog, als bis am andern Morgen die Sonne in ihrer ganzen Stärke hervorgebrochen war. — Wir verloren wieder mehrere Lastträger.

Am 28sten war die Hitze fast ganz unerträglich; der Thermometer stand auf 104°. In der Ferne donnerte und blitzte es. Der General wartete immer auf die Lastträger, die von Kolumbo aus, an die Stelle der davon gelaufenen kommen sollten; überdies war es auch nicht möglich, den Marsch weiter fortzusetzen, bis sich vorher das Wetter geändert hätte.

Am 29sten. Des Morgens war es sehr heiß. Der Kapitän Kennedy, der seit unserer Ankunft zu Ruanelli sehr krank gewesen war, wurde zu Wasser nach Kolumbo zurückgeschickt, wo er auch 14 Tage nachher starb.

Gegen drei Uhr kam ein heftiger Regen mit schröcklichem Donner und Blitz, und dauerte zehn volle Stunden ununterbrochen fort.

Den 30sten. Das nämliche Wetter wie gestern und das Gewitter von gleicher Dauer. Während unsers hiesigen Aufenthaltes waren zwischen dem General und dem Adigar mehrere Botschaften gewechselt worden. Die Eingebornen schienen äußerst mißvergnügt darüber zu seyn, daß wir Artillerie mit ins Land gebracht hatten, und es sogar ungern zu sehen, wenn wir uns nur einen Schritt weit über die Gränzen unsers Lagers hinausbegaben. Man hatte jedoch vorher von dem Hofe zu Kandi die Erlaubniß erhalten, daß diese Gesandtschaft mit einer größeren Pracht und mit einer stärkeren Begleitung, als irgend eine vorher nach Kandi gekommen war, statt haben sollte; auch waren wirklich Befehle vom Hofe erlassen worden, daß man uns überall auf das freundschaftlichste behandeln sollte. Man versicherte sogar, daß damals der König sich durch die Faktionen, die in seinem Lande entstanden waren, selbst in einer sehr bedenklichen Lage befunden, und deshalb nichts mehr gewünscht hätte, als daß der Gesandte von einem recht zahlreichen Korps Truppen begleitet seyn möchte. Allein der Adigar, den wir alle mögliche Ursache hatten nicht für sehr freundschaftlich gegen die Engländer gesinnt zu halten, war mächtig genug, um in einzelnen Fällen den Befehlen des Königs entgegen zu handeln. Das Wetter fuhr immer fort äußerst ungünstig zu seyn, und es hatte keinen Anschein, daß wir Leute genug zusammen bekommen würden,

um die Munition und die Lebensmittel für das ganze Korps tragen zu lassen; auch waren die Wege zwischen unserm Lager und der Stadt Kandi so ganz über allen Ausdruck schlecht, daß es unmöglich gewesen wäre, mit der Artillerie und dem Gepacke darauf fortzukommen. Der General faßte daher den Entschluß, die Artillerie, nebst allen Europäischen und dem größeren Theile der übrigen Truppen in diesem Lager zurück zu lassen, und bloß mit zwei Kompagnien Seapoys und eben so vielen Malajen den Marsch nach Kandi anzutreten. Dem zu Folge übertrug er dem Oberst Torrens das Kommando im Lager während seiner Abwesenheit, und machte bekannt, daß er den andern Tag über den Fluß sezzen würde. Während länger, als einen Monat, daß diese zurückgelassenen Truppen in dem Lager bei Piesue Orti Palagamby Watty stehen blieben, giengen nur wenige Tage ohne die heftigsten Regengüsse und die schröcklichsten Gewitter vorbei. Auf den Abend hörte jedesmal regelmäßig diese ungestümme Witterung wieder auf; dann fielen die Nacht über dicke, stinkende Nebel und schon am frühen Morgen trat wieder eine unerträgliche Hitze ein. Man kann sich leicht denken, daß dieser schnelle Wechsel der Witterung die allerverderblichsten Folgen auf die Gesundheit der Truppen haben mußten; die Ruhr nahm immermehr überhand und außerdem brachen auch häufige Leberkrankheiten aus, und das diesem Lande eigenthümliche Fieber, das nur alsdann tödtlich wird, wenn die damit befallenen Personen nicht sogleich an die Seeküsten gebracht werden können, fieng ebenfalls an, stark einzureißen. Die Wal-

dungen, die das Lager von allen Seiten umgaben, waren so dick, daß man sich ohne die größte Gefahr, ganz darin zu verirren nicht hinein wagen konnte. Dieses Schicksal erfuhren zwei Soldaten, die, um einen Spaziergang zu machen, zu tief hinein gegangen waren; sie konnten durchaus den Rückweg in das Lager nicht mehr finden, und mußten bei einem so schröcklichen Wetter, wie ich es beschrieben habe, einen Tag und eine Nacht im freien Walde aushalten. Höchst wahrscheinlich würden sie auch nie mehr sich zurückgefunden haben, wenn man nicht auf allen Seiten Leute zu ihrer Aufsuchung ausgeschickt und ihnen befohlen hätte, von Zeit zu Zeit ihre Flinten abzufeuern, damit vielleicht die Verirrten von fernher den Knall davon hören möchten. Dieses Mittel hatte auch den erwünschten Erfolg; und die beiden Soldaten, die schon durch den Gedanken, daß sie ihr Leben ohne Rettung in diesem schröcklichen Walde endigen mußten, wahre Todesangst ausgestanden hatten, wurden endlich wieder ins Lager zurückgebracht.

Während ich mich noch in dem Lager befand, suchten wir einmal die Erlaubniß des Adigars zu einer Jagdpartie zu erhalten, und nahmen hierbei mehrere Eingeborne, die der Gegend kundig waren, als Führer mit uns. Diese Jagdpartie sollte uns hauptsächlich eine Gelegenheit verschaffen, einige von ihren Dörfern zu sehen, und die Einwohner etwas näher kennen zu lernen; allein diese letztern hatten sich sämtlich entfernt, und wir fanden die meisten Dörfer durchaus verlassen und leer. Sobald sich nur ein rother Rock sehen ließ, so entstand

ein allgemeines Schrecken, und die sämtlichen Eingebornen, Männer, Weiber und Kinder flüchteten sich sogleich in die Wälder. Erst nach einiger Zeit konnten wir es dahin bringen, daß wenigstens einige von ihnen, wahrscheinlich die beherztesten, in ihren Wohnungen zurückblieben; allein von dem Augenblicke an, wo ich zuerst den Fuß auf Kandischen Grund und Boden gesetzt hatte, bis auf die Stunde, wo ich ihn wieder hinter mir zurück ließ, war mir auch nicht ein einziges Mal ein weibliches Wesen zu Gesicht gekommen. Außerdem hatten wir die größte Mühe, von den Einwohnern Geflügel und Früchte zu bekommen, obgleich alles dieses in großer Menge in dem Lande vorhanden war. Dies setzte uns um so mehr in Erstaunen, da, wie wir gewiß wußten, der Befehl von dem Könige erlassen worden war, uns mit allen Arten von Lebensmitteln zu versorgen, und wir mußten daher diese Abneigung bloß auf Rechnung der Einwohner selbst schreiben. Wirklich schienen auch die Kandier, und besonders die niederen Stände des Volks, ganz und gar nicht geneigt zu seyn, sich in irgend eine Art von Verkehr mit uns einzulassen. Der ihnen durch die häufigen Einfälle der Portugiesen und Holländer eingeflößte Haß gegen die Europäer hat zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß er ohne die äußerste Mühe wieder ausgerottet werden könnte. Ihm mußten wir auch das Mißtrauen und die Abneigung beimessen, die sie uns jetzt bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben. Sie hatten sogar kaum erfahren, daß wir von Kolumbo nach Sittivacca aufgebrochen waren, als sie sich sogleich in großer Anzahl bewaffnet an ihren Gränzen versammelten; denn sie bilde-

ten sich fest ein, daß wir feindliche Absichten im Sinne hätten. Ihre Furcht wurde ihnen jedoch durch eine Botschaft vom Könige benommen, wodurch auch zugleich dieser Miliz der Befehl ertheilt wurde, ohne Verzug zu den regulären Truppen zu stoßen und uns auf unserm Marsche durch das Kandische Gebiet auf keine Weise Hindernisse in den Weg zu legen.

In der Gegend von Ruanelli findet man mehrere Arten von kostbaren Steinen und Metallen. In dem Sande an den Ufern des Flusses fand ich mehrere Stücke von sehr schönem Crystall, der wahrscheinlich von den benachbarten Bergen herabgeschwemmt war. Auf der anderen Seite des Flusses befand sich ein mit noch anmuthigern Bergen umringtes Thal, als dasjenige auf unserer Seite war, das den Namen Ruanelli oder das Thal der Edelsteine führte. Hier wurden ehemals kostbare Steine von aller Art in der größten Menge gefunden, allein aus den schon oben angeführten Gründen dürfen heut zu Tage keine mehr daselbst aufgesucht werden. Die Negern, Malabaren und andere Indier, die sich in unserm Gefolge befanden, suchten jedoch diese Gelegenheit zu benutzen und waren den ganzen Tag damit beschäftiget, daß sie den Sand an dem Ufer des Flusses umwühlten. Der General Macdowal zeigte mir eine Menge Steine und andere Seltenheiten, die diese Leute ihm gebracht hatten; unter andern fand ich eine glänzend schwarze Substanz darunter, die einer versteinerten Muschel ähnlich sah, und womit die Kandier ihre von

dem Talipot-Blatte verfertigten Sonnenschirme zu verzieren pflegen.

Am 31sten setzte der General mit der Bedeckung von Seapoys und Malajen, so wie mit allen seinen Offizieren vom Stabe, die den Wunsch geäußert hatten, die Hauptstadt zu sehen, über den Fluß und marschirte zwei Meilen weiter, bis an einen Ort, wo ein zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtetes Haus und eine Pagode standen. Ungefähr um die nämliche Zeit, wie an den vorigen Tagen fieng es wieder an eben so heftig zu regnen.

Am 1sten April blieben wir hier stehen und trafen zu dem Marsche am folgenden Tage die nöthigen Anstalten. — Wie gewöhnlich Regen und schröckliches Gewitter.

Am 2ten rückten wir ungefähr acht Meilen bis nach Edimalpani vor. Auf diesem Marsche fanden wir das Land schon mehr offen, und die Wege weniger schlecht, als sie in der Gegend von Ruanelli gewesen waren.

Den 3ten hatten wir Rasttag. — Furchtbare Gewitter und heftige Regengüsse, wie an allen vorigen Tagen.

Am 4ten marschirten wir zwölf Meilen bis nach Alipitti. Der Weg war sehr steil und mühsam; das Land wurde jedoch immer freier, und wir fiengen an, eine weit kühlere Luft als bisher einzuathmen.

Am 5ten rückten wir sechs Meilen bis nach Wolgoagudi vor. Dieses Wort bedeutet: das Land der Höhlen, und der Name ist daher entstanden, weil sich in den Felsen und Bergen ringsumher eine große Menge von Höhlen befinden. Der Weg hieher war noch weit schlechter als der an den vorhergehenden Tage. Die Luft war jedoch weit frischer und reiner als an der Gränze, und das Wetter fieng auch jetzt an beständig zu werden.

Am 6ten marschirten wir nach Ganna-Tenna, oder Feuer-Gegend, die ihren Namen von ehemals hier erfolgten Vulkanischen Ausbrüchen erhalten hat. Ueberhaupt haben mehrere Vulkane in dem Innern der Insel zu verschiedenen Zeiten Feuer ausgeworfen, und die Berge schienen sämtlich die zu dergleichen Ausbrüchen erforderlichen Materialien in reicher Maaße zu enthalten. Auf der ganzen Strecke, die wir bisher zurückgelegt hatten, würden an vielen Orten Eisen- und andere Erze gefunden werden, allein seit einer Reihe von Jahren haben die Kandier keine von diesen Minen bearbeitet. An mehreren Stellen sah man auch die offenbarsten Kennzeichen von Metall-Erzen; das Wasser, das aus diesen Felsen herausfloß, war auch häufig mit einem dicken Schaume und einer Rinde bedeckt, was gewöhnlich die Anwesenheit irgend eines Metalles verräth. Die Gegend um Ganna-Tenna war offener, felsigter und unfruchtbarer als das ganze Land, durch das wir bisher gekommen waren; der Boden schien immer höher zu werden, je mehr wir uns Kandi näher-

ten. Unser letzter Marsch war äußerst mühsam gewesen, denn wir hatten uns auf schmalen und engen Fußpfaden um mehrere steile Berge herumwinden müssen, und durch das beständige Auf- und Absteigen waren wir im höchsten Grade ermüdet worden. In einigen von diesen Thälern sahen wir mehrere Reiß- und andere Getraide-Felder, die von den aus den Bergen und Felsen herauskommenden Waldströmen sehr reichlich bewässert wurden.

Am 7ten machten wir Rasttag, um unsere Truppen von den Beschwerlichkeiten des vorigen Marsches ausruhen zu lassen.

Am 8ten marschierten wir neun Meilen, bis an einen hohen Berg, der den Namen Ganaroa führt. Der Weg war sehr mühsam, denn er führte über zwei sehr hohe Berge hinweg. Das Land schien besser angebaut zu seyn, als das, wodurch wir bisher gekommen waren; die Luft war reiner und frischer, besonders die Nacht hindurch, und die dicken schädlichen Nebel hatten hier weit seltener statt als in den niederen Gegenden. Am Fuße des Berges, wo wir unser Lager aufschlugen, befindet sich ein schönes Thal, das der Malivagonga bewässert. Auf dem Gipfel des Berges hat man eine außerordentlich weite Aussicht; das Auge überblickt eine lange Reihe von Bergen, die mit dicken Waldungen bedeckt und mit Thälern durchschnitten sind, in denen sich hin und wieder fruchtbare, von den Einwohnern angebaute Strecken befinden. Dicht an dem Orte, wo wir

unser Lager aufgeschlagen hatten, lagen die Ruinen eines alten Forts und eines Tempels.

Am 9ten Rasttag. Es wurden hier mehrere Botschaften zwischen dem Adigar und dem General gewechselt, weil noch mehrere Dinge vorher ins Reine zu bringen waren, ehe der letztere vollends nach Kandi, das nunmehr nahe vor uns lag, vorrücken konnte.

Am 10ten marschirten wir an den Ufern des Malivagonga, und schlugen unser Lager gegen dem Berg über auf, worauf die Stadt Kandi liegt. Auf dem anderen Ufer des Flusses, gerade gegen uns über, lag ein starkes Korps Kandier; allein es war nicht nur alles Verkehr zwischen ihnen und uns gänzlich abgeschnitten, sondern es durfte auch schlechterdings keiner von unseren Leuten das Lager verlassen, um die umliegende Gegend zu besehen. Bei den Zusammenkünften, die zwischen dem Adigar und dem General statt hatten, wurden alle die kleinlichen Ceremonien, die in den Augen der Kandier Gegenstände von der äußersten Wichtigkeit sind, aufs pünktlichste beobachtet, und auch die Botschaften, die sich die beiden Minister gegenseitig zuschickten, wurden immer mit der größten Feierlichkeit überbracht. Das ganze Gefolge und die sämmtlichen Einwohner giengen nicht weniger zurückhaltend und vorsichtig zu Werke, und schienen sämmtlich von dem nämlichen geheimnißvollen Geiste beseelt zu seyn; es waren wenige Aufschlüsse über den König und die Verfaßung des Landes von ihnen zu bekommen.

Der General war nunmehr an dem Orte angekommen, wo er nach der getroffenen Verabredung während der ganzen Dauer der gesandtschaftlichen Verhandlungen stehen bleiben sollte. Er hatte Ursache zu glauben, daß jetzt die hauptsächlichsten Schwierigkeiten besiegt seyn und er für die Mühseligkeiten seiner beschwerlichen Reise durch eine offene und freundschaftliche Aufnahme und eine baldige Audienz beim Könige belohnt werden würde. Allein da die Kandier es darauf angelegt hatten, dem Gesandten den höchst möglichen Begriff von der großen Macht ihres Monarchen zu geben, und ihn fühlen zu lassen, daß es eine große Herablassung von ihm sey, wenn er von einer Europäischen Regierung Anträge annähme, und sich mit ihr in Unterhandlungen einließe, so wurde jede Einführung des Gesandten in den königlichen Pallast von einer solchen zahllosen Menge kleinlicher Ceremonien begleitet, daß fast keine Zeit dabei mehr übrig blieb, von Geschäften zu reden; überhaupt wurden auch so lange Pausen zwischen den Audienzen gemacht, daß der General, so lange er sich hier aufhielt, was doch vom 10ten April bis zum 3ten Mai geschah, deren nur drei erhalten konnte.

Ehe aber überhaupt die Rede von Audienzen seyn konnte, mußte das dabei zu beobachtende Ceremoniel berichtiget werden, und dies war keinesweges ein geringfügiger Gegenstand. Der König von Kandi hatte bisher von allen Gesandten, die vor ihn gelassen wurden, nicht nur die Prostration, sondern auch noch mehrere andere entehrende Zeichen einer schimpflichen Unter-

würfigkeit verlangt, und die Holländischen Gesandten hatten immer eingewilliget, daß sie mit verbundenen Augen in die Hauptstadt geführet wurden und sich vor dem Monarchen auf die Erde niederwarfen. Als wir in dem vorletzten Kriege den Holländern Trincomale weggenommen hatten, so war ebenfalls schon ein Gesandter an den König mit Vorschlägen abgeschickt worden, nach welchen man ihm seine Feinde aus der Insel vertreiben helfen und einen Allianz-Tractat mit ihm schließen wollte; allein bei der Ankunft des Gesandten zu Kandi wollte ihn der König durchaus nicht stehend empfangen, und da der Gesandte keine Instruktion hatte, wie er sich in einem solchen Falle benehmen sollte, so verschob er die Audienz, bis er von Madras, wo er sogleich einen Boten hinschickte, die nöthige Anweisung desfalls erhalten hätte. Hierdurch gieng aber so viele Zeit verloren, daß der Zweck der Gesandtschaft durch die inzwischen eingetretene Ereignisse gänzlich vereitelt wurde, und daß zuletzt der Gesandte ohne Audienz gehabt zu haben, wieder zurückkehrte.

Ja sogar, als die Britten durch die Einnahme von Kolumbo und die Vertreibung der Holländer von der Insel, schon Beweise von ihrer Macht gegeben hatten, wollte noch immer der Kandische Monarch von seinen stolzen Forderungen nichts nachlassen, und Herr Andrews, der erste Civilbeamte der Ostindischen Kompagnie, der kurz, nachdem wir die Insel in Besitz genommen hatten, nach Kandi abgeschickt wurde, mußte sich vor dem Monarchen, als er Audienz bei ihm erhielt,

auf die Knie niederwerfen. Diese ausschweifende Begriffe der Kandier von der Macht und dem Ansehen ihres Königes gehen sogar so weit, daß, als in dem letztern Kriege Trincomale von unseren Truppen unter dem Kommando des Generals Stewart eingenommen worden war, und es der König von Kandi für räthlich hielt, Gesandte nach Madras zu schicken, diese Gesandten sich nicht scheuten, von dem Lord Hobart zu verlangen, daß er sich vor ihnen auf die Erde niederwerfen, und den Brief des Königes auf den Knien im Empfang nehmen sollte. Es läßt sich leicht denken, daß der Lord diesen sonderbaren Vorschlag nicht eingieng; er gab ihnen vielmehr zur Antwort, daß, da sie so große Freunde von Prostrationen und auch so sehr daran gewöhnt wären, auf den Knieen zu liegen, welche beide Gebräuche man in seinem Lande hingegen gar nicht kenne, diese in ihren Augen so wesentliche Ceremonie nicht zweckmäßiger beobachtet werden könnte, als wenn sie sich vor demjenigen, der hier die oberste Gewalt in den Händen habe, das heißt, vor ihm selbst, zur E. o: niederwärfen, diesen Vorschlag giengen auch die Gesandten, als sie sahen, daß der Lord in seiner Weigerung beharrte, wirklich ein.

Der General Macdowal sah wohl ein, daß man diese Ceremonie von ihm ebenfalls verlangen würde, und ließ deshalb im voraus Sr. Majestät durch den Adigar benachrichtigen, daß er sich ihr in keinem Falle und schlechterdings nicht unterwerfen würde. Hierauf ließ ihn der König im Anfange versichern, daß er gar nicht zur

Audienz bei ihm zugelassen werden könnte, wenn er sich nicht dazu verstände, sich vor ihm auf die Erde niederzuwerfen, und so lange die Audienz dauern würde, auf den Knieen liegen zu bleiben, allein der General antwortete dem Minister mit der größten Bestimmtheit, daß er der Repräsentant eines Monarchen seye, der keinem Potentaten auf der ganzen Erde den Vorrang zugestände und daß er, ehe er sich zu einer so erniedrigenden und der Würde seines Monarchen so nachtheiligen Ceremonie verstände, lieber ohne Audienz bei dem Könige gehabt zu haben nach Kolumbo zurückkehren würde. Da es der König jedoch nicht wagte, es mit uns zu einem offenbaren Bruche kommen zu lassen, so gab er nach; um aber doch seine Eigenliebe einigermaßen zu befriedigen, so ließ er dem General sagen, daß es sein königlicher Wille sey, ihn in diesem Falle von den sonst bei Audienzen von Gesandten üblichen Ceremonien frei zu sprechen, weil er von seinem Bruder, dem Könige von Großbrittanien abgeschickt wäre, der, wie ihm wohl bekannt sey, eine weit größere Macht und Gewalt besäße, als die Holländer und als die Ostindische Kompagnie.

Nachdem daher diese wichtige Angelegenheit auf diese Art glücklich beseitiget worden, und die zur ersten Audienz bestimmte Zeit herbeigekommen war, so erschien der Adigar mit einem zahlreichen Gefolge und einer ungeheuern Menge von Fackeln, denn alle dergleichen Ceremonien haben hier nur bei Nachtzeit statt, an dem Ufer des Flusses gegen unserem Lager über, um den General zur Audienz abzuholen. Dieser fuhr in Böten, die zu die-

Inhalt.

Seite

Vorrede. III.

Einleitung. IX.

Erstes Kapitel.

Einleitung — Geschichte der Insel vor der Besitznehmung der Engländer — Eroberung derselben durch die Portugiesen, Holländer und Engländer. 4

Zweites Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Ceylon — Häven — Monsuns — Klima — Flüsse — Innere Kommunikation — Boden — Allgemeine Eintheilung — Brittische Besitzungen — Trinkomale — Malativoe — Jafnapatam — Manaar — 38

Drittes Kapitel.

Perlenfischerei — Gebräuche der verschiedenen Indischen Nationen, die sie besuchen. 71

Viertes Kapitel.

Salzwerke zu Putallom — Nigumbo — Fischerei daselbst — Eroberung von Kolumbo durch die englischen Truppen — Beschreibung dieser Stadt — das Fort — der Pettah oder die schwarze Stadt — der Handel — Theuerung daselbst 97

Fünftes Kapitel.

Gegend um Kolumbo — Galkiest — Pantura — Caltura — Barbareen — Bentot — Point de Galle — Matura — Batacolo. 136

Sechstes Kapitel.

Schilderung der Ceylonischen Holländer — der Portugiesen — und der Malajen. 147

Siebentes Kapitel.

Von den Cevlonern — ihrem Ursprunge — ihren Sitten und Gebräuchen — ihrer Sprache — und ihrem gesellschaftlichen Zustande. 183

Achtes Kapitel.

Religion der Ceyloner. 215

Neuntes Kapitel.

Züge, wodurch sich die Cingalesen von den Kandiern unterscheiden. 237

Zehntes Kapitel.

Länder des Königs von Kandi. — Eintheilung derselben — Kandi — Digliggy-Neur — Nilemby-Neur — Anaerodgburro — Klima — Boden — Züge, wodurch sich die Kandier von den Cingalesen unterscheiden. 250

Eilftes Kapitel.

Von der bürgerlichen und militärischen Verfassung des Königreichs Kandi. 271

Zwölftes Kapitel.

Beschreibung der Bedahs oder Waddahs 295

Dreizehntes Kapitel.

Thiere in Ceylon. 303

Vierzehntes Kapitel.

Vegetabilien von Ceylon. 336

Fünfzehntes Kapitel.

Von dem Zimmt, der eigentlichen Stapel-Waare von Ceylon. 360

Sechszehntes Kapitel.

Mineralien von Ceylon. 377

Siebenzehntes Kapitel.

Einige allgemeine Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Insel, und die Einkünfte derselben. 382

Tagebuch der Gesandtschaft an dem Hof von Kandi im Jahre 1800. 386

sem Ende in Bereitschaft gehalten wurden, mit seinem Stabe, den sämmtlichen zur Gesandtschaft gehörigen Personen und einer aus fünfzig Seapoys und einem Kapitän bestehenden Bedeckung über den Fluß. Hierauf wurde er von dem Adigar in den Pallast des Königs geführt; der Weg, der ungefähr anderthalb Englische Meilen betrug, gieng über einen hohen Berg und war äußerst schmal. Die Hauptstadt ist mit mehreren Reihen von dicken Dornhecken umringt und mit eben solchen Thoren versehen; diese Cirkumvallations-Linien werden von den Eingebornen Karavettys genannt. Die lezte Karavetty dicht bei der Stadt hat einen Wall mit einem Brustwerke, auf welchem gelegentlich einige Stücke von ihrer Artillerie aufgepflanzt werden. Gegen eine regelmäßige Armee würde die Stadt jedoch nur einen höchst unbedeutenden Widerstand leisten können; ihre vorzüglichsten Festungswerke verdankt sie einzig und allein der Natur. So kurz auch der Weg bis zur Stadt war, so fanden wir ihn doch, weil er immer bergauf gieng, äußerst ermüdend, und die zahllose Menge von Eingebornen, die sich herbei drängte, um uns zu sehen, fiel uns im höchsten Grade beschwerlich. Dieser Umstand verbunden mit dem blendenden Scheine der Fackeln verhinderte uns, die Stadt gehörig zu sehen. Wir kamen durch eine einzige lange und breite Straße, die zu dem Pallaste führte; die Häuser schienen, ob sie gleich nichts weiter als niedere Hütten sind, außerordentlich hoch, weil sie zu beiden Seiten auf einer Art von Terrasse erbaut sind, zwischen denen sich der breite Weg hinzieht. An dem äußeren Ende dieser Straße, kamen wir an eine Mauer,

welche die zu dem Pallaste gehörigen Gärten umringt; nachdem wir uns hier etwas links gedreht hatten, so stand der Pallast rechter Hand vor uns. Auf der Vorderseite desselben führt eine steinerne Treppe auf einen hohen Altan oder eine Viranda, worauf ein Theil von der Garde des Königs und mehrere von den Vornehmsten des Reichs auf den Gesandten warteten. Von diesem Altan kamen wir auf einer anderen ähnlichen Treppe wieder hinab in einen großen viereckigten Hof, der mit einer hohen Mauer umringt ist und eine weit stärkere Anzahl von Garden in sich fassen kann. Auf der Seite gegen dem Eingange über ist ein großer gewölbter Thorweg, der in einen inneren Hof führt, in welchem der König und die vornehmsten Staatsbeamten ihre Wohnungen haben. In diesem inneren Hofe hält sich auch die Leibgarde des Königs auf, die bloß aus Malajen und Malabaren besteht; ihre Waffen sind Schwerder, Spiese und Schilde, und der König scheint, im Fall eines Aufruhres oder einer sonstigen plötzlichen Gefahr, sich hauptsächlich auf sie zu verlassen.

Auf der rechten Seite dieses inneren Hofes stand ein offenes Bogengewölbe, durch welches man in den Audienzsaal gelangte. Dieses Staatszimmer war eine lange, längs der beiden Seiten auf hohen Pfeilern und Schwiebbögen ruhende Halle; ihrer ganzen Bauart nach hatte sie viele Aehnlichkeit mit dem Inneren einer Kirche. Die Schwiebbögen und Pfeiler waren mit künstlichen, aus Musselin verfertigten Blumen und mit Gewinden von Pisangblättern verziert, was eine äußerst schöne Wirkung

hervorbrachte. An dem breiteſten Ende dieſer Halle, unter einem der äußerſten Schwiebbögen war eine Erhöhung angebracht, zu welcher mehrere Stufen hinaufführten, und die mit einem Teppiche bedeckt war. Auf dieſem Throne ſaß der König in dem volleſten Staate; allein wegen eines vor ihm angebrachten niederen Verſchlages konnten ſeine Füße und der untere Theil ſeines Körpers nicht geſehen werden. Unter den Schwiebbögen rings um die Halle herum befanden ſich die Höflinge, von denen einige mit dem Geſicht auf der Erde lagen und die anderen mit übereinandergeſchlagenen Beinen, wie eben ſo viele Schneider auf ihrem Werktiſche, ſaßen. Der General wurde mit vielen Ceremonien und der äußerſten Gravität von dem Adigar, und dem, dieſem im Range zunächſt kommenden Kronbeamten hineingeführt und ſezte ſich nebſt dem Adigar auf die höchſte Stufe, die zu der Erhöhung, oder dem Throne führte.

Die ganze Halle war ſehr ſtark erleuchtet, allein gerade den Theil derſelben, wo der König ſaß, hatte man gefliſſentlich etwas dunkler gelaſſen, um allen denen, die ſich dem Throne näherten, eine deſto größere Ehrfurcht einzuflößen. Der König, der noch ein junger Mann zu ſeyn ſchien, war ſehr ſchwarz von Farbe und hatte einem ſchwachen Bart; er ſahe keineswegs ſo ſtattlich und anſehnlich aus, wie der Adigar und mehrere andere von ſeinen Beamten, die ſich um ihn herum befanden. Sein Kleid, das aus einem ſehr feinen, mit Gold geſtickten Muſſelin beſtand, ſchloß vorn auf der Bruſt dicht an, und fiel dann wie ein Frauenzimmerkleid in weiten Falten

hinab. Seine Arme waren bis an die Ellenbogen nackt; an den Fingern trug er eine Menge großer Ringe, die aus kostbaren Steinen von verschiedenen Arten bestanden, und um den Hals hatte er über einem steifen gekräuselten Kragen, der denen, die man zur Zeit der Königin Elisabeth trug, ähnlich sah, mehrere goldene Ketten herab hängen. Sein Kopf war mit einem Turban von feinem, reich mit Gold gestickten Musselin bedeckt, und auf diesem trug er eine goldene Krone, eine Art von Schmuck, durch welchen sich der König von Kandi von allen anderen Asiatischen Fürsten auszeichnet, denn allen diesen verbietet ihre Religion, dieses Zeichen der königlichen Würde zu tragen, und sie pflegen daher allgemein, keinen weiteren Schmuck als eine Aigrette, oder einen Federbusch von kostbaren Steinen auf dem Turban zu tragen. Um den Leib herum trug er eine äußerst reiche Schärpe, an welcher ein kurzer gekrümmter Dolch oder Säbel herabhieng, dessen Griff reich verziert und die Scheide mit Filigran von Gold überzogen war. Se. Majestät hatte in diesem Aufzuge ziemlich viele Aehnlichkeit mit den Gemälden, die noch von König Heinrich VIII. vorhanden sind. Der Anzug des Adigars war von dem des Monarchen nur sehr wenig verschieden, außer daß er keine Krone auf dem Kopfe trug, obgleich auf seinem Turban ebenfalls eine Verzierung, die ungefähr mit einer Fürsten-Krone Aehnlichkeit hatte, angebracht war.

Nachdem der General Macdowal mit einer zahllosen Menge von Ceremonien Sr. Majestät förmlich vorgestellt worden war, so that der König einige Fragen an

ihn über die Gesundheit Sr. Brittischen Majestät und über unsere politischen Angelegenheiten; der General gab auf diese Fragen so kurz als möglich die passendsten Antworten. Bei der ganzen Unterredung herrschte eine außerordentliche Gravität und die auffallendste Zurückhaltung; auch die allerunbedeutendsten Dinge wurden mit einem Gepränge und einer Wichtigkeit, als wenn die ganze Wohlfahrt des Reichs davon abgehangen hätte, leise ins Ohr gesagt. Der König richtete alles, was er sagte, an den Adigar, der auf der obersten Stufe dem Throne zunächst stand, und dieser wiederholte die Worte Sr. Majestät dem Maha-Moodelier, der als Dolmetscher der Gesandtschaft mitgekommen war. Der letztere theilte sie auf Portugiesisch dem Herrn Joinville mit, welcher ebenfalls von dem Gouverneur North als Dolmetscher war mitgeschickt worden, und dieser ließ sie endlich in Französischer Sprache an den Gesandten gelangen. Die Unterredung wurde also durch fünf Personen und in drei verschiedenen Sprachen geführt; die Antworten des Generals mußten auf dem nämlichen Wege, auf dem die Fragen des Königs an ihn gelangten, auch an diesen überbracht werden.

Es läßt sich leicht denken auf welche langweilige Art hierdurch die Unterredung in die Länge gezogen wurde; ob sie aber gleich fast drei Stunden dauerte, so war doch in dieser ersten Audienz keine Rede von Geschäften, sondern sie wurde ganz mit gegenseitigen Komplimenten ausgefüllt. Während derselben wurde häufig Rosenwasser aus sehr künstlich gearbeiteten goldenen Gefäßen ausge-

sprengt und auf Präsentirtellern, die von Filigran in Gold und Silber verfertigt waren, wurden unter den Anwesenden verschiedene Arten von Wohlgerüchen herumgereicht. Allein alle diese Mittel konnten die Wirkungen der schröcklichen, niederdrückenden Hitze, die in dem Saale herrschte, verbunden mit dem starken Rauche der wohlriechenden Oele, die in den Lampen brannten, und mit dem ranzigen Geruche des Kokosnußöles, womit alle anwesenden Eingebornen sich die Haare und alle Theile des Körpers eingesalbt hatten, nicht besiegen; die Europäer die sich im Gefolge des Gesandten befanden, und denen man erlaubt hatte, an dem einen Ende der Halle, wo auch die Garde des Generals postirt war, stehen zu bleiben, liefen Gefahr zu ersticken, und man kann denken, wie froh sie waren, als die Unterredung ein Ende nahm. Während der ganzen Audienz hatte es ohne Unterlaß Stromweise geregnet und es hörte auch nicht eher auf, als da der General schon auf dem Rückweg ins Lager begriffen war, wo er ungefähr um 5 Uhr des Morgens erschöpft von Müdigkeit ankam.

Nach dieser Audienz verstrichen mehrere Tage, ehe der Gesandte eine zweite erlangen konnte, denn die Kandier haben den Grundsatz, von dem sie niemals abweichen, daß sie in keinem Falle ein Geschäft beschleunigen oder gar den Wunsch verrathen, es geendiget zu sehen. Ich bin jedoch überzeugt, daß es ihnen bei dieser Gelegenheit sehr viele Ueberwindung gekostet haben muß, ihrem Grundsatze getreu zu bleiben, denn sie hatten ein solches Mißtauen gegen uns, daß sie zuverläßig nicht einen Augen-

blick Ruhe genossen, so lange wir uns noch in ihrem Lande befanden.

Bei der zweiten Audienz trug der General die Angelegenheiten vor, die den Zweck seiner Gesandtschaft ausmachten, und that im Namen von Großbritannien dem Könige mehrere Vorschläge. Worin diese aber eigentlich bestanden, und was für Antworten darauf ertheilt wurden, kommt mir nicht zu, öffentlich bekannt zu machen; von einem Gegenstande aber, den der General bei dieser Gelegenheit Sr. Kandischen Majestät vorgetragen haben soll, wurde damals öffentlich gesprochen, und ich darf ihn daher meinen Lesern ebenfalls mittheilen. Er verlangte nämlich im Namen unserer Regierung, daß der König in die Anlegung einer Straße von Trincomale nach Kolumbo, die etwas nordwärts von Kandi durch sein Land gehen sollte, willigen möchte. Diese Kommunikation zwischen den beiden genannten Orten würde für uns von der größten Bequemlichkeit und Wichtigkeit gewesen seyn, denn die Tapals, oder Brieffelleisen können ausserdem nicht anders von dem einen dieser Orte zum anderen gebracht werden, als über Manaar und Jafnapatam längs der Seeküste hin, was gerade noch einmal so weit ist, als wenn man durch das Kandische Gebiet kommen könnte. Der König wollte jedoch in diesen Vorschlag schlechterdings nicht einwilligen, sondern zeigte vielmehr eine entschiedene Abneigung gegen alle Arten von Verkehr zwischen seinen Unterthanen und den Europäern. Zu gleicher Zeit äußerte er jedoch wiederholt, daß er nichts sehnlicher wünsche, als mit den Englän-

dern, die, wie er wisse, den Holländern an Macht weit überlegen wären, auf einem freundschaftlichen Fuße zu leben.

Zwischen dieser zweiten Audienz und der folgenden, die schon die Abschieds-Audienz war, hatten mehrere Zusammemmenkünfte zwischen dem Generale und dem Adigar statt, und sie schickten sich auch gegenseitig verschiedene Botschaften zu, die sämmtlich Bezug auf politische Angelegenheiten hatten. Die Kandier trafen immerfort alle mögliche Vorkehrungen, um besonders jede Zusammenkunft zwischen den Malajen und Malabaren, die sich im Gefolge der Gesandtschaft befanden, und denen, die bei der Garde des Königs standen, zu hintertreiben; auch wurden unsere Soldaten, wenn sie den General an den Hof begleiteten, durch alle denkbare Mittel verhindert, sich mit den Eingebornen in ein Gespräch einzulassen. Allein ungeachtet aller dieser ängstlichen Vorsicht wußten wir uns doch mehrere Nachrichten und Aufschlüsse zu verschaffen, die uns vielleicht in Zukunft einmal von dem größten Nutzen seyn können. Mehrere Malajen in dem Dienste des Königs fanden Gelegenheit, den unsrigen ihren Verdruß, daß sie nicht im Stande wären, mit ihren alten Kameraden wieder nach Kolumbo zurückzukehren, zu erkennen zu geben. Die meisten unter ihnen waren Sklaven der Holländer gewesen, und hatten sich wegen vielfältiger Mißhandlungen auf das Kandische Gebiet geflüchtet; jetzt wären sie aber gern wieder zu ihren vorigen Herren zurückgekehrt und hätten sich sogar lieber einer Züchtigung für ihr Ent-

laufen unterworfen, als daß sie noch länger an einem launenhaften, despotischen Hofe in ununterbrochener Furcht lebten.

In der Abschieds-Audienz hieng der König dem General eine goldene Kette um den Hals und schenkte ihm ein Schwerd mit einer gestickten Scheide und einem ähnlichen Gürtel. Außerdem gab er ihm auch einen Ring, in welchen verschiedene Arten von kostbaren Steinen gefaßt waren, und einen Elephanten. Alle diese Geschenke, selbst mit Inbegriff derer, die der König dem Gouverneur North überschickte, waren im Vergleich mit denjenigen, die Se. Kandische Majestät von unserer Regierung erhalten hatte, von sehr geringem Werthe. Die Offiziere, die den General begleiteten, erhielten jeder eine goldene Kette, einen Ring und einige Schildkröten-Schaalen, die Soldaten aber nichts weiter als ein Stück grobes Zeuch. Es wurden sogar, gegen unsere Erwartung, dem Gefolge der Gesandtschaft zu Kandi nur sehr wenige Lebensmittel geliefert, was doch in früheren ähnlichen Fällen immer in reichem Maaße geschehen war. Ein wenig Reiß von einer schlechten Sorte und eine sehr geringe Portion Fleisch war alles, was unsere Truppen von der Gastfreundschaft der Kandier erhielten.

Nachdem der General sich bei Sr. Majestät beurlaubt hatte, so trat er am 2ten Mai den Rückweg in das Lager bei Ruanelly an, woselbst er am 6ten eintraf. Am anderen Morgen reiste er mit seinem

Staabe von hier nach Kolumbo ab, und hinterließ dem Oberst Torrens den Befehl, sobald die Bedekkung die mit ihm von Kandi zurückgekommen war sich von ihren ausgestandenen Beschwerlichkeiten vollkommen erholt haben würde, das ganze Korps ungesäumt zurückzuführen.

Am 10ten Mai brachen daher diese sämmtlichen Truppen aus ihrem bisherigen Lager auf und kamen am 14ten wohlbehalten wieder zu Kolumbo an.

Zugabe.

Von den Wedah's oder Wedaſſen. *)

Aus Wolf's Reiſe nach Zeilan. **)

(Mit einigen Anmerkungen.)

Auf der Inſel Zeilan findet man noch ein anderes Volk, Wedas genannt, die ſich in den wüſten Wäldern und in Höhlen aufhalten, und weder der Holländiſchen noch Kandiſchen Regierung ſich unterwerfen wollen. Dieſe erhalten ſich als wildfreie Menſchen, leben ohne Ordnung, wie die Thiere, fliehen ſowohl vor dem Europäer als dem angeſeſſenen Malabaren und Singaleſen. In den Ländern der Malabariſchen Fürſten richten ſie öfters Unheil an, überfallen deren Einwohner, die ſie plündern, ja im Widerſetzungsfalle wohl tödten. Die-

*) Die Unterſuchung des Urſprungs und jetzigen Zuſtands der wilden Wedas auf der Inſel Zeilan iſt ein zu wichtiger Gegenſtand für die Völkerkunde, als daß wir nicht alle Nachrichten hierüber ſammeln ſollten, die ſich in unſeren Reiſebeſchreibern vorfinden. Wir haben oben im 12ten Kapitel, S. 295 geleſen, was Percival hierüber ſagt, deſſen Stimme allerdings von Gewicht iſt; wir wollen nun aber hören, was der gute Wolf davon zu erzählen weiß, und daſſelbe dann damit vergleichen. D. H

**) Erſter Th. S. 167, u. f. und zweiter Th. S. 85. u. f.

ses Volk ernähret sich von Wurzeln aus der Erde, Baumfrüchten und wilden Thieren, deren Fleisch sie ungekocht essen, und zum Theil in wildem Honig einlegen zum Aufbewahren. Die Gegenden, wo sie sich aufhalten, sind unsicher zu bereisen. Man weiß nicht, daß dieses Volk einigen Gottesdienst übt, noch einige sittliche Ordnung unter sich hat; es ist ein Haufen Barbaren, die dem Antrieb ihres bösen und wilden Naturels folgen. *) Die Portugiesen sowohl als Holländer haben sich bemühet, dies Geschlecht unter Gehorsam und Ordnung zu bringen; aber das ist ihnen nicht möglich gewesen, theils wegen des starken dicken Waldes, theils wegen des ungesunden Klimas, worin sie sich aufhalten, und der Schlupfwinkel, worin sie schwerer als ein wildes Thier zu fangen sind. Diese Wedaffen kommen wohl nicht ursprünglich von den Malabaren her, so wenig von den auf der Küste Koromandel, als im Königreich Jaffanapatnam wohnenden, sondern gehören nach aller Wahrscheinlichkeit zu dem Singalesischen Stamme. Solches ist theils aus der Statur und theils aus der Sprache völlig zu ermessen; **) und man kann mit Recht

*) Dieses harte Urtheil, müssen wir dem Zeitalter und dem Pietismus des unphilosophischen Wolfs zu gute halten.

**) Damit stimmt Percival nicht überein, m. s. oben S. 297. — Mehrere derselben sprechen freilich gebrochen Singalesisch; dies ist aber nicht ihre Muttersprache. — Diesem widerspricht Boyd (Gesandtschaftsreise, S. 197 und 198) geradezu. Er sagt, er habe zu Gunnur und Kandi einen Dollmetscher von der Nation der Wadahs gehabt, welche zwar in religiösen Gebräuchen und Sitten von den Singalesen verschieden ist, aber dieselbe Sprache redet. Er versicherte den Brittischen Ge-

annehmen, daß diese wilde Nation ehedem eben wie die andern zahmen Zingaleſen unter den Königen, die Zeilan in den mehreſten Theilen regiert, geſtanden haben; von welchen, es ſey um ihrer tyranniſchen Regierung nicht länger unterworfen zu ſeyn, oder um einer verdienten Strafe zu entgehen, ſie ſich abgeſondert, und in eine entfernte einſamere Gegend begeben haben. Hierbei iſt zu bemerken, daß vielleicht nie ein Land ſolche tyranniſche und blutdürſtige Regenten, als die Inſel Zeilan, gehabt hat; denn es hat Könige da gegeben, die zum bloßen Vergnügen Menſchen nach der Reihe zu Tode haben martern laſſen. Und ich bin der Meinung, daß wenn die Vorſehung nicht Völker aus einem andern Welttheile nach der Inſel Zeilan geführet, derſelben Einwohner in der allerelendeſten und unglücklichſten Lage ſeyn würden *). Auch kann es ſeyn, daß die Wedaſſen nach der damaligen Einrichtung in der Staatsregierung der Könige, wegen begangener Fehltritte zum Bettelſtabe verwieſen ſind, ſie aber ſolchen bei den Zingaleſen höchſt verachteten Rang nicht haben annehmen, ſondern lieber ein freies wildes Leben ohne Gnade Anderer erwählen wollen. Als dritte Urſache läßt ſich noch denken, daß die Könige ſelbſt wegen wirklich begangener Uebelthaten in eine wilde wüſte Gegend verwieſen worden, **) wo man etwa gemeint, daß die Verwieſenen von

ſandten, ſein Volk ſey zwar weniger civiliſirt, als die Singaleſen, aber offener und aufrichtiger. Dieſer Mann war in Kandi ſehr beliebt.

*) M. ſ. die Schilderungen, die Knox als Augenzeuge davon giebt.

**) Dieſe Meinung erzählt Ribeyro (S. 180.) als eine Volks-

den wilden Thieren zerrissen werden dürften. Die Meinung von der Verbannung ist wahrscheinlich: denn die Singalesen pflegten das begangene Uebel nicht allein in der Person des Uebertreters, sondern zugleich in dessen ganzem Geschlecht oder Kaste zu strafen. Von welcher Verbannungsart man jetzt gänzlich abgegangen ist, aus besserer Staatseinsicht, weil ein solches verwiesenes Geschlecht jetzt zu den Holländern übergehen, und da Schutz suchen dürfte. Und so könnten die Wedassen in ihrem Geschlechte Jäger, mithin entschlossen gewesen seyn, die allerentferntesten Gegenden zu wählen, um auf diese Art sich von der Frohne loszumachen, womit sie sonst würden belegt worden seyn, so lange ihr ganzes Geschlecht dauerte. So viel weiß man, daß die Wedassen perfekte Schützen sind und sich vom Wildschießen ernähren und erhalten.

Daß die Wedassen als ein besonderes Volk von einer andern Gegend auf Zeilan sollten angekommen, sich da eingenistet und als eine freie Republik bis jetzt erhalten haben, ist ohne Grund und läßt sich nicht mit Wahr-

sage von Zeilan. Ein junger blutdürstiger und sogar Menschenfressender König sey von seinen Unterthanen abgesetzt worden, die ihm die Wahl gelassen: ob er wolle getödtet seyn, oder nebst den Gehülfen seiner Grausamkeit in die wilden Wälder sich selbst verbannen, um nie wieder zu ihnen zu kommen. Der König und seine Hofleute hätten das letzte gewählt und ihre Nachkommen seyen die jetzigen Wedas oder Bedas. — Und doch behauptet Ribeyro S. 177. den Satz: daß die Wedas ein ganz anderes Volk als die Singalesen wären, ja eine Sprache redeten, die weder mit der singalesischen noch mit irgend einer andern indischen Aehnlichkeit hätte.

heit durch einige Beweise schließen. Wenn ihre Farbe etwas heller ins Gelbe fallend und von der zahmen Singalesen ihrer unterschieden ist, so ist solches kein Beweis eines besondern Geschlechtes, sondern eine Folge davon, daß sie weniger in der Sonne und offenen Luft als die andern Singalesen gehen nnd beständig in einem dicken Walde herumstreifen.

Fast alle Zeilanschen Einwohner, es seyen Singalesen oder Malabaren, glauben, daß vor ihnen ein noch ganz anderes Volk die Insel Zeilan bewohnt habe, wovon ich noch gleich umständlicher reden werde. *) Solches mit ihnen zu denken, giebt es mehr als einen wahrscheinlichen Grund an den alten Ueberbleibseln, z. B. an sonderlich bearbeiteten Steinen, die hie und da von einer ziemlichen Größe in der Erde liegend gefunden werden, worauf eine unbekannte sehr nette Schrift künstlich eingehauen ist. In der Muselischen Provinz findet man die meisten Denkmäler, daß ehedem eine Art sehr großer und starker Menschen dasige Gegend müssen bewohnt haben; indem viele von jenen mit Figuren und Schriftzügen versehenen Steinen und verschiedene starke Pfeiler (welchen die Holländer wegen ihrer Menge den Namen der Tausendpfeiler gegeben haben) daselbst zu finden sind, die theils noch stehen, und aus einem Stücke gehauen sind, ohne daß man mit Gewißheit sagen kann, wozu sie eigentlich ehedem gedienet haben. Ihre Farbe besteht aus einer Mischung von Schwarz und Weiß, und fällt ins Aschgraue. Auch ist in derselben Provinz ein

*) Diese Nachrichten sind zu interessant, um hier nicht aufgenommen zu werden.

Teich, jetzt in verfallener Lage, an dem Fluße Muſeli, welchen Teich man wegen ſeiner Ausſetzung von ungemein großen Steinen an der innern Seite bis heute den Rieſenteich nennet. Bei deſſen Anblick muß ein Jeder auf den Gedanken kommen, daß es ſchlechterdings nicht möglich ſey, daß ein ſolches Werk durch die Kräfte und Hände des Singaleſiſchen Geſchlechtes habe gemacht werden können, wenn man auch die beſten Maſchinen dazu gehabt hätte. Dieſe Teichſteine ſind aus hartem Felſen ſauber gehauen, über einige Ellen hoch, breit und dick, und ſo von unten aus der Tiefe in der hohen Kante quadratweiſe nach oben aufgeführet und dabei ſo eben paſſend auf einander geſetzt, als wenn ein Tiſchler gehobelte Breter zuſammen füget. Am Eingange des Teiches, wo der Fluß Muſeli einfallen ſollte, ſtehen zwei Steine aus einem Stücke, die zum Erſtaunen hoch, breit und dick ſind. Dieſen Teich hatten nach aller Wahrſcheinlichkeit die damaligen Einwohner zu einem Waſſerbehältniße für ihre Ackerfelder angeleget, um beim Austrocknen des Fluſſes keinen Mangel an Waſſer zu haben. An eine ſolche Arbeit wird ſich nimmer ein Singaleſe, noch Malabar, noch irgend eine andere Nation jetziger Zeit machen wollen. In der Mantolſchen Gegend, die nicht weit von dem Fluſſe Manar lieget, entblößt der Regen oft behauene Steine mit einer ſehr netten Bildung von Figuren und Buchſtaben, die aber ebenfalls bis zu meinem Daſeyn keiner hat leſen noch deuten können. Von wo aber ein ſolches vermuthliches Rieſengeſchlecht gekommen und wo es wieder von Zeilan hingezogen, oder ob es daſelbſt ausgerottet worden, davon findet man keine Nachrichten, noch einige Spuren.

Eine Strecke aufwärts von dem gedachten Flusse Museli, wo sich das Königreich Jaffanapatnam von des Kaisers Ländern scheidet, findet man ein ganzes Stück Land, welches durchbrochen, voll Oeffnungen, Ritzen und Borsten ist. Die Fläche dieses Bodens ist mit dicken Sträuchen, Dornen und Hügeln bedeckt, und deshalb nicht geschickt, Menschen zu erhalten. In dieser ausgestreckten Gegend halten sich wilde Thiere, insonderheit viele Elephanten auf, weil sie darin sicher genug sind. Eben diese Gegend dienet den Wedassen zu einer trefflichen Festung, im Falle man unternehmen wollte, sie aufzusuchen. Dieses Volk bewohnet also die Scheidungsgränzen der Holländer und Singalesen. In dieser beschriebenen Gegend muß ehedem eine sonderbare Naturbegebenheit wirksam gewesen seyn, wovon die vielen Pfeiler, die nicht sehr weit davon stehen, als Denkmäler aufgerichtet worden. Zu bedauern ist es, daß fast alle orientalische Völker, insonderheit die der Insulaner keine authentischen Urkunden ihrer Begebenheiten, Zufälle, Veränderungen und Revolutionen unter sich haben, noch halten, durch welchen Mangel bis jetzt manches dunkel und verborgen bleibet, auch mancher unrichtige Schluß gemacht wird. Das schlimmste hierbei ist, daß der leichtsinnige Aberglaube viele ja die meisten verführt, erdichtete Fabeln für Wahrheiten zu halten.

Wo irgend ein Volk in der Welt reich an Fabeln und Erdichtungen ist, so ist es gewiß das Singalesische. Man wäre im Stande, ganze Folianten damit anzufüllen; und man kann sagen, der Geist der Singalesen bestehe aus lauter Fabeln. Von ihren Vorbedeutungen habe ich schon erst etwas angeführt. Bewundern habe ich es öf-

ters müssen, das einige der Europäer, die langen Verkehr mit den Singalesen gepflogen, ihren Fabeln eben so guten Glauben als den zehn Geboten und in der Jugend erlernten Katechismen beigemessen haben.

Einige der Singalesen halten dafür, die Insel Zeilan sey vorher von lauter Teufeln bewohnt worden; wissen auch eine umständliche Fabel davon zu erzählen. Andere sagen, ein Riesengeschlecht habe vor ihnen da sich aufgehalten. Die Portugiesen hingegen wollen behaupten, daß die Singalesen ihren Ursprung aus Sina (China) hätten. Sie wollen dieses aus einer Geschichte, die sie davon zu erzählen wissen, beweisen. Die Geschichte ist folgende: In Sina hätte in uralten Zeiten ein König regiert, der ungemein Gerechtigkeit und Ordnung nach des Landes Gesetzen unter den Unterthanen geübet, wodurch er den Einwohnern aufs höchste beliebt gewesen. Er hätte aber einen Sohn zum Thronfolger gehabt, an welchem man nicht die Tugend des Vaters, sondern lauter Laster, Bosheit, und ein tyrannisches Gemüthe bemerkt. Weshalb die Sineser, aus Furcht vor der Zukunft, den König angetreten, und sehr demüthig gebeten hätten: Er möchte doch aus Liebe zu ihnen und zum ganzen Lande eine solche Vorkehrung machen, daß sein ungerathener Sohn, der Erbprinz, nimmer den Thron bestiege, da er nicht seines Vaters Fußtapfen folgen, sondern als ein wütender Tyrann herrschen, das ganze Reich zu Grunde richten, in fremde Hände bringen, und also die Nation gänzlich unglücklich machen würde. Der König hätte diese Bitte überdacht, und aus Liebe zu seinem Lande und Unterthanen, seinen Sohn auf ein Schiff mit einigen

gen Dienern und Weibern gesetzt, ihn auf ewig aus dem Lande nnd Reiche verbannt, und nun dem Wind und Wellen Preiß geben. Dieser verbannte Prinz sey mit seinen Leuten zu Zeilan angekommen, wo er die Insel ohne Menschen gefunden, sich da niedergelassen und dieselbe bevölkert hätte. Die Geschichte, sagt man, sey in Sina authentisch durch ihre ehemals in die Regierung verflochtnen Priester aufgezeichnet und der Nation überliefert. Der eigentliche Beweis hiervon ist mir aber nie zu Gesichte gekommen. Und solchen müßte, wie ich denke, man nicht so sehr bei den Portugiesischen als einigen andern Schriftstellern suchen; weil jene Nation noch ziemlich an Fabeln und Erdichtungen gebunden ist.

Wenn man die in Stein gehauenen Figuren der ersten Zeit auf Zeilan, wovon schon etwas geredet ist, genauer betrachtet; so scheinen sie der Schreibart der Sineser ziemlich zu gleichen. Stellt man aber einen Sineser und einen Zeilaner zusammen, und vergleicht ihre Sitten und Sprachen, so findet man in allen ganz überzeugend, daß sie nicht von einem Stamme sind. Denn wenn man einen Singalesen nach Art der Europäer kleidet, gleichet er ihnen völlig, ausgenommen in der Farbe; welches der Sineser nicht thut. Die Figur der Buchstaben könnte die Sache zum besten entscheiden, nämlich wenn man die uralten aus Sina hätte und sie ein Kenner gegen die Zeilanschen hielte. Daß die alten Schreibfiguren der Sineser anders wie die heutigen werden gebildet seyn, läßt sich aus der Menge anderer bekannter Sprachen in ihren ursprünglichen Buchstabenbildungen beweisen.

Uebrigens wie gesagt, muß man der portugiesischen Erzählung von dieser Seite mehr beipflichten als widersprechen. Das um desto mehr, da die behauenen Steine mit ihren Figuren und Inschriften, deren Zeilan viele hat, zeigen, daß die ersten Bewohner der Insel die jetzigen Singalesen in Kunst und Geschicklichkeit weit übertroffen haben; welches dann wieder mehr der Sinesischen als irgend einer andern orientalischen Nation beizumessen ist. Sehr glaubwürdig will es mir scheinen, daß die ersten Zeilanschen Einwohner durch eine Art von Sündflut vertilget worden, und die Insel Zeilan das Schicksal gehabt habe, eine Zeit unter Wasser zu stehen. Veranlassungen zu solchen Gedanken finde ich an den Steinen, die man hie und da bearbeitet und zu allerhand Zierarten zum Tempeldienst u. d. g. in der Erde unter einer darüber gefallenen vermischten Schuttende liegen siehet, welche Umstürzung durch Ueberströmung von Wasser nothwendig verursachet ist. Davon kann man keinen aufschwellenden Fluß, sondern nur eine wirkliche Ueberschwemmung der offenbaren See zur Ursache annehmen, weil man solche untergestürzte Steine nicht nur in niedrigen, sondern auch hochgelegenen Gegenden findet. Auch hat Zeilan noch einige Tempel, die in der Zeit der ersten Einwohner gebauet sind, über deren Bauart der heutige Singalese erstaunet, wenn er sie betrachtet.

So weit Wolf. — Es wäre zu wünschen, daß eine gehörig unterstützte Gesellschaft von Gelehrten Gelegenheit fände, alle diese wichtigen Gegenstände, die noch jetzt unerörtert sind, gehörig zu untersuchen.

MAETALE

Paultre des Ormes, Charles

Karl Paultre's

Franz. Offiziers bei der leichten Artillerie, vormal. Adjudanten des Ober-Generals Kleber in Aegypten

kurze geographische Nachrichten von Syrien.

Als

Kommentar zu dessen neuer Charte von Syrien.

Nebst

einer Einleitung über die Veranlassung zur Entwerfung dieser Charte.

Aus dem Französischen.

Mit einer Charte von Syrien.

Weimar,

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1804.

C-b.9.

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Der franz. Artillerie = Offizier, Herr Karl Paultre, vormals Adjudant des Ober = Generals Kleber hat uns in seiner vor kurzer Zeit zu Paris erschienenen neuen Charte von Syrien, welche den Titel führt:

Carte physique et politique de la *Syrie*, pour servir à l'histoire des Conquêtes du Général *Bonaparte* en Orient. Faite au Caire en l'An 8, par Charles *Paultre*, Officier d'Artill. légère, Aide de Camp du Général *Kleber* etc. Dessinée par *Lapie*, Ingr. Géogr. à Paris chez Lapie et Piquet. (In Commission in dem Landes = Industrie = Comptoir zu Weimar, Preiß: 2 Rthlr. 8 Gr.)

einen trefflichen Beitrag zur Kunde des Orients geliefert — auch eine von den vielen schönen Früchten, welche die Feldzüge der Franzosen in Aegypten und Syrien und ihr Aufenthalt daselbst für die Länder- und Völkerkunde hervorgebracht haben.

Diese Charte ist in jeder Hinsicht trefflich ausgearbeitet; sie ist 28 Par. Zoll lang und 20 Zoll hoch oder breit, und stellt nicht nur ganz Syrien dar, sondern auch einen großen Theil des Mittelländischen Meers, nebst den Südküsten von Klein-Asien, den Küsten des östlichen Theils von Nordafrika, samt dem ganzen Nieder-Aegypten, und die Inseln Cypern und Candia; sie geht nämlich vom 24 bis zum 37 Grad der östl. Länge von Paris und vom 33 bis zum 41 Grade Nördl. Breite. — Sie ist sehr schön, fein und richtig gestochen, und nicht minder schön gedruckt.

Da der Verf. diese Charte an Ort und Stelle selbst aufgenommen und entworfen hat; da er erfahrener Sachkenner ist, und durch seine über dies Werk (in der Einleitung, die wir hierunten in teutscher Uebersetzung mittheilen) und seine Veranlassung abgelegte Rechenschaft, sich das Zutrauen aller Kenner zu erwerben gesucht hat, so muß diese schöne Arbeit jedem Geographiefreunde um so mehr willkommen

seyn, da wir noch so wenig Zuverlässiges über diese Erdgegend besitzen. *)

Als Kommentar zu seiner Charte hat Herr Paultre zu gleicher Zeit herausgegeben:

Notes géographiques *pour servir d'Index à la Carte de* Syrie, *relative à l'histoire de l'expédition de* Bonaparte *en Orient.* à Paris, chez Lapie et Piquet, An XI. 1803. — 39 Seiten in gr. 8.

Dieser schätzbare Beytrag zur Kenntniß von Syrien enthält zuerst eine Darstellung der Ursachen, welche den Verfasser bewogen haben, eine neue Charte von Syrien zu entwerfen, und der Art, wie er dabei zu Werke gegangen ist, und dann kurze Notizen zur Geographie des heutigen Syriens.

Diese Nachrichten alle findet der Leser in gegenwärtigem Werkchen getreu übersetzt, und von einem kurzen Anhange des Herausgebers begleitet.

*) Ob aber diese Charte, in soweit sie Gegenden darstellt, die der Verf. nicht selbst besucht hat, vollkommen genau und richtig niedergelegt sey, daran wollen Kenner zweifeln und in dieser Hinsicht dieselbe mehr für ein schönes Kunstwerk, als für eine mit den vorhandenen Ortsbestimmungen genau übereinstimmende und kritisch verzeichnete Darstellung von Syrien erkennen. Ein Mehreres hierüber wird in den Allg. geograph. Ephemeriden gesagt werden.

Um aber diesen Beitrag zur Erweiterung der Länderkunde dem Geographiefreunde noch willkommener und brauchbarer zu machen, hat die Verlagshandlung auch eine treue Kopie der neuen Charte von Syrien des Hr. Paultre beifügen lassen, worauf jedoch bloß Syrien dargestellt und alles Uebrige weggelassen ist, weil die Küsten von Klein-Asien und Aegypten, so wenig als die Insel Cypern und das Mittelländische Meer zu unserm gegenwärtigen Zwecke gehören, welcher kein andrer ist, als die Kenntniß von Syrien zu erweitern; da hingegen des Original-Verfassers hauptsächlichste Absicht dahin gieng, die Geschichte der Feldzüge des Generals Bonaparte zu erläutern und anschaulicher zu machen. Sachkenner mögen nun diese Charte näher prüfen.

G. F. Ehrmann.

Einleitung.

Darstellung der Ursachen, welche den Verfasser veranlaßt haben, eine Charte von Syrien zu entwerfen.

Es fehlte in der Geographie an einer neuen Charte von Syrien. Man hatte von diesem interessanten Theile von Asien nichts als einige Special-Charten, die sich bloß auf politische Eintheilungen, und zwar größtentheils von Völkern, die nur allein noch in der Geschichte existiren, einschränkte. Seit mehreren Jahren sahen die Geographen mit Ungeduld einer günstigen Gelegenheit entgegen, um die zu einer solchen Arbeit erforderlichen Materialien zu sammeln; allein seitdem dieses Land in die Hände der Araber gekommen ist, war es stäts vor den Europäern wegen der vielen Religionskriege, welche sie mit den Bewohnern des Orients führten, ganz verschlossen geblieben, und es wurden, bloß einige wenige Kaufleute und

Pilgrime darin geduldet, die aus Eigennutz oder religiösem Eifer die sehr beschränkte Erlaubniß, Handlungs-Comptoire darin errichten, oder Wallfahrten unternehmen zu dürfen, für Geld erkauften. Diese wenigen Individuen aber waren bloß mit dem Gegenstande, um dessenwillen sie sich mit Gefahr ihres Lebens in diese Länder gewagt hatten, beschäftigt, und daher durchaus nicht im Stande, solche Nachrichten, wie man sie von ihnen zu erhalten wünschte, mitzutheilen. Es hatten zwar mehrere Reisende ziemlich ausführliche Beschreibungen von diesen Ländern geliefert; allein da fast alle keinen anderen Zweck bei ihren Reisen gehabt hatten, als die Orte zu besuchen, die durch die jüdische und christliche Religion berühmt geworden sind, so waren sie bloß in Palästina herum gekommen, das doch nur einen sehr kleinen Theil von Syrien ausmacht. Dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, dieses Land der gelehrten Welt wieder aufzuschließen und ihm den bestimmten Platz, der ihm unter den physischen, und politischen Eintheilungen der Erde zukommt, anzuweisen. Volney war der erste, der in das Chaos unserer aus der Geschichte geschöpften Kenntnisse von Syrien, Licht und Ordnung brachte, und der es wagte selbst in das Land hinzureisen, um dort mit eigenen Augen die Lage der Dinge zu untersuchen. Er hat als kühner und philosophischer Reisender ganz Syrien durchzogen, es auf das genaueste kennen gelernt, und uns das Resultat seiner Beobachtungen mit all der Wahrheitsliebe, die ein so wichtiger Gegenstand verdiente, mitgetheilt. Seine Beschreibung ist die

vollkommenste in ihrer Art, und kann allen, die in Zukunft zum Unterricht des Publikums Reisen unternehmen werden, zum Muster dienen. Es fehlt seinem Werke, um ganz und gar nichts zu wünschen übrig zu lassen, bloß eine größere, mehr umfassende und detaillirtere Charte, als wirklich dabei vorhanden ist; da er jedoch keine andere Absicht dabei gehabt hat, als eine Uebersicht von den neuen politischen Eintheilungen des Landes vorzulegen, so hat er dabei die geographischen Details nur oberflächlich behandelt, weil sie ihm zu viele Arbeit verursacht und zu viele Zeit weggenommen hätten.

Der Feldzug von Bonaparte nach Asien wäre der allergünstigste Zeitpunkt gewesen, um die Länder und Völker dieses Welttheils genauer kennen zu lernen; allein zum Unglück für diese entfernten Regionen wurde der Held unseres Vaterlandes durch wichtigere Plane in dem Laufe seiner Eroberungen aufgehalten; ein günstiges Geschick führte ihn wieder nach Frankreich zurück, wo die drohendsten Gefahren seine Gegenwart unumgänglich erforderten. Da man jedoch während der Dauer dieses ewig merkwürdigen Feldzuges keine Karte finden konnte, die genugsam in das, zur Kentniß der Gegenden, durch welche man marschiren mußte, durchaus nöthige Detail gieng, so war man genöthigt, bei den Fortschritten, die man in dem Lande machte, selbst so viele Untersuchungen anzustellen, als die Umstände es nur immer erlaubten. Dieses Geschäft wurde von dem General Kleber, der während

dieses Feldzuges die Avantgarde der Armee kommandirte, mir übertragen, und ich habe zu Folge desselben einen großen Theil von den Gegenden, in welche wir nach und nach vorrückten, geometrisch aufgenommen. Da ich späterhin den Entschluß faßte, alle diese verschiedenen Plane den Nachrichten, die ich über unsere militärischen Operationen entwarf, beyzufügen, so bemühte ich mich, auf denselben auch unsere Märsche, unsere Läger, unsere Schlachtfelder und alle Bewegungen unserer Feinde anzudeuten. Außerdem zog ich auch von den Eingebornen die genauesten Erkundigungen über diejenigen Orte und Gegenden, die ich nicht selbst besuchen konnte, ein, und es vergieng selten ein Tag, wo ich nicht die schätzbarsten Nachrichten über die Topographie dieser einzelnen Gegenden erhalten hätte.

Während der Belagerung von Akra (S. Iean d' Acre) habe ich die Ufer des Jordans genau untersucht; bei einer Reise durch die Gebirge von Ober-Galiläa und den Anti-Libanon habe ich von den höchsten Berggipfeln herab die Hauptkette dieser Gebirge die sich durch Syrien hinzieht, so wie ihre verschiedenen Zweige, und die Gewässer, die sich von denselben herabstürzen, übersehen; ich glaube dadurch einen vollkommen deutlichen Begriff von dem ganzen geographischen Systeme dieses Theiles von Asien erlangt zu haben.

Mit diesen und den vorher schon vorhandenen Mate-

rialien habe ich nun die Charte entworfen, die ich dem Publikum hier mittheile. D'Anville und Volney waren die beiden Führer, denen ich dabei hauptsächlich gefolgt bin. Der erstere hat über die alte Geographie von Syrien äusserst wahre und richtige Nachrichten geliefert, über die man sich um so viel mehr verwundern muß, da er niemals an Ort und Stelle selbst gewesen ist. Der zweite ist allgemein für einen richtigen Beobachter und einen gründlichen Philosophen bekannt. Außerdem habe ich alles zusammengetragen, was ich in der alten und neuen Geschichte über meinen Gegenstand finden konnte, und nachdem ich alle diese verschiedenen Angaben gesammelt hatte, so habe ich sie an Ort und Stelle mit einander verglichen, und alsdann ein übereinstimmendes Ganzes daraus gemacht. Vorzüglich angelegen habe ich es mir aber seyn lassen, von den Einwohnern des Landes die vollständigsten und genauesten Aufschlüsse über den jetzigen Zustand von Syrien, über die neuen politischen Eintheilungen dieses Landes, über seine bewohnten und wüste liegenden Gegenden, und über seine besuchtesten Straßen, so wie auch über die heut zu Tage nicht mehr betretenen, einzuziehen; kurz ich habe während der ganzen Dauer meines Aufenthalts daselbst alle Mittel, die mir nur immer zu Gebote standen, angewendet, um so viel wie möglich ein genaues vollständiges geographisches Gemälde von Syrien entwerfen zu können.

Da es mein Vorhaben ist, künftig ein ausführliches Werk über Syrien herauszugeben, so würde ich

diese Charte von dem Feldzuge Bonaparte's in Asien jetzt noch nicht haben stechen lassen, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit hielte, das Verlangen des Publikums über alle militärische Operationen dieses Feldzugs aufs genaueste unterrichtet zu werden, so viel an mir liegt befriedigen zu helfen.

Kurze geographische Nachrichten von Syrien.

Digitized by Google

Kurze geographische Nachrichten von Syrien.

Syrien, das von den Orientalen heut zu Tage Barr-el-Cham, oder das Land, das zur Linken liegt, genannt wird, gränzt gegen Norden an Klein-Asien, gegen Osten an den Euphrat und die große Wüste, gegen Süden an das peträische Arabien, und gegen Westen an das Mittelländische Meer. Es liegt zwischen dem 31sten und 37sten Grad der Breite, und zwischen dem 32sten und 37sten Grad der Länge von dem Meridian von Paris; allein von diesem ungeheueren Umfange können nur zwei Fünftheile bewohnbar genannt werden, denn das übrige nimmt theils das Mittelländische Meer ein, theils besteht es aus unzugänglichen Wüsten.

Eine lange Gebirgsreihe, die sich von Norden nach Süden erstreckt, und gewissermaßen das ganze Land ausmacht, ist ein Zweig von der großen Kette des Caucasus, der, nachdem er zuvor einen Theil von Klein-Asien unter

dem alten Namen Taurus *) durchlaufen hat, sich durch ganz Syrien der Länge nach unter dem Namen des Libanons hinzieht, und sich dann in dem Königreiche Jemen nicht weit von der Meerenge von Bab-el-mandeb verliert.

Von dem Eintritte dieses Gebirgs in Syrien an bis zum 35sten Grade der Breite bleibt seine Höhe beinahe immer dieselbe und beträgt ungefähr tausend bis zwölfhundert Toisen. Von hier bis zum 34sten Grade wird es unmerklich immer höher, und unter dieser Linie befinden sich seine höchsten Gipfel, die Volney auf fünfzehn- bis sechzehnhundert Toisen geschätzt hat. Weiterhin und bis an die äußerste Gränze von Syrien, nehmen seine Gipfel allmälig wieder ab, und ihre Höhe beträgt zuletzt nur noch 4 bis 500 Toisen. Bei seinem Eintritte in Syrien theilt sich der Libanon in mehrere Aeste, wovon sich einige bis in die große Wüste hin erstrecken, diese letzteren sind jedoch sehr wenig bekannt. Der Fall seiner Gewässer geschieht, bis zum 36sten Grad der Breite, in der Richtung von Norden nach Süden. Diejenigen Gewässer, die von der Ostseite des Gebirges herabfließen, ergießen sich in den Euphrat; die in der Mitte desselben fließen in das Thal Kowaik, wo sie einen kleinen Fluß gleiches Namens bilden, der sich unterhalb der Stadt Haleb oder Aleppo in den See Kinerin ergießt. Die Gewässer auf der Westseite der Gebirge haben die nämliche Richtung, und fallen in den Antiochischen See, aus dem sie zuletzt,

*) Das Gebirge Taurus ist heut zu Tage in Syrien unter dem Namen Gebel Kurûn bekannt.

vermitelſt der Kommunikation deſſelben mit dem Orontes in das Mittelländiſche Meer fließen. Nur allein diejenigen Gewäſſer, die ſich von der Weſtſeite des alten Berges Rhoſſus herabſtürzen, folgen einer anderen Richtung, denn wegen des Widerſtandes, den ihnen die felſigten Gebirgswände leiſten, können ſie nicht anders, als nordoſtwärts gegen das Mittelländiſche Meer zufließen, worein ſie ſich auch in einer geringen Entfernung von ihrer Quelle ergießen.

Dieſer Theil des Gebirges, ſo wie überhaupt die ganze Kette des Libanons, beſtehet, beſonders auf den Seiten gegen die Wüſte zu, aus einem ſehr harten Kalkſteine. In der Nähe von Haleb und Balbek iſt dieſe Steinart faſt ſo hart wie Marmor, und nimmt auch eine ziemlich ſchöne Politur an. Sie iſt von einer gelblichen oder ſchmutzig-weißen Farbe; diejenigen Steine aber, die nahe bei Haleb gebrochen werden, und welche die Mineralogen unter dem Namen des Marmors von Haleb kennen iſt ganz gelb. In der Nähe der Seen El-houlé, Tiberias, und des todten Meeres findet man in dem Gebirge ungeheure Maſſen von Baſalt, und verſchiedene vulkaniſche Produkte. Die ganze Kette des Libanons iſt durchaus zur Kultur geeignet, beſonders aber die Seiten gegen Norden und Weſten; dieſe ſind faſt ganz mit Holzung bewachſen, und man findet mehrere maleriſch ſchöne Gegenden darin. Der Boden iſt im Ganzen genommen ſchwer, aber demohngeachtet leicht zu bearbeiten; die Eichen, Cypreſſen, Cedern, Maulbeerbäume, Feigen- und Lorbeerbäume, ſo wie auch der Weinſtock kommen hier

vortrefflich fort, und erfordern nur sehr wenige Sorgfalt. Die Seiten gegen Osten und Süden hingegen sind von der Natur bei weitem nicht so sehr begünstiget worden, sondern sie sind fast ganz kahl und vorzüglich gegen die Wüste hin, von aller vegetabilischen Erde entblößt. Diese auf der Westseite so schönen Gebirge stellen hier einen höchst traurigen Anblick dar; die Natur ist auf ihnen fast ganz leblos; der Reisende erblickt nichts, als ungeheure aufeinander gethürmte Felsenmassen, und besonders in der Gegend des todten Meeres ist dieses Schauspiel am aller auffallendsten.

Die Thäler in den Gebirgen sind jeder Art von Kultur fähig; der Boden darin ist fett, leicht und erfordert nur wenige Arbeit. Die meisten dieser Thäler sind auch vollkommen gut bewässert, und die große Wärme des Klimas giebt der Vegetation eine Thätigkeit, die ihr äusserst zuträglich ist.

Da sich die höchsten Gipfel des Libanons zwischen dem 36sten und 37sten Grade der Breite befinden, so hat auch in dieser Strecke die Theilung seiner Gewässer statt. In dem nördlichen Theile des Gebirges bildet der Abfluß derselben gegen Osten den Fluß Orontes, der nach einem Laufe von 60 Stunden sich westwärts kehrt, und ein wenig unterhalb Seleucia in das Mittelländische Meer ergießt. Auf der Westseite des Gebirges werden die Gewässer durch die verschiedenen Vorsprünge der Hauptkette gegen Nordwesten gedrängt, und bilden mehrere kleine Flüsse, oder vielmehr Waldströme, die nur eine Strecke

von wenigen Stunden durchfließen, und sich dann in das Meer ergießen.

Die sämmtlichen Seiten von diesem Theile des Libanons, so steil sie auch größtentheils sind, könnten mit dem glücklichsten Erfolge urbar gemacht werden. Die darin befindlichen Ebenen sind ganz vorzüglich fruchtbar; schon in den ältesten Zeiten war die Ebene des Orontes als die vorzüglichste Viehweide in ganz Asien berühmt, und auch diejenigen Ebenen, die sich längs dem Mittelländischen Meere hin erstrecken, sind jeder Art von Kultur fähig; der Weinstock, die Baumwollenstaude, der Taback und der Maulbeerbaum kommen ausnehmend gut darin fort, und die sämmtlichen darin erzeugten Produkte sind in dem ganzen Orient durch ihre vorzügliche Güte berühmt.

Ungefähr 10 Stunden oberhalb des 34sten Grades der Breite theilt sich das Gebirge in zwei Theile, welche nur durch das Thal von Beka von einander getrennt werden; derjenige Theil, der sich gegen Westen hin erstreckt, behält den Namen Libanon bei, der andere aber, der sich gegen Osten hinzieht, heißt der Anti-Libanon. Sie sind beide von solcher Höhe, daß auf denjenigen Theilen derselben, die gegen die Sonne geschützt sind, das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis befindlich ist.

Der Anti-Libanon, der heut zu Tage in dem Lande den Namen Gebel-el-Chaik, oder Gebel-el-Hasbaya führt, ergießt seine Gewässer gegen Norden in den

image
not
available

image
not
available

sind fast überall von vegetabilischer Erde ganz entblößt, und die Ebenen, die gegen die Wüste zu offen sind, werden bloß noch von einzelnen Stämmen Arabischer Nomaden, welche die älteren Einwohner daraus vertrieben haben, besucht. In der Gegend am todten Meere ist die Natur vorzüglich arm; die meisten Berge sind nackt und von der Sonnenhitze verbrannt. Die Wüste erstreckt sich bis an ihren Fuß, und das ganze Land ist heut zu Tage nichts als eine schröckliche Einöde.

Derjenige Theil des Gebirges, der sich auf der Westseite des Jordans hinzieht, ist fast durchgängig von der nämlichen Höhe, wie der oben beschriebene. Auf der Ostseite ergießen sich seine Gewässer in die Ebene des Jordans, und gegen Westen bilden sie mehrere Bäche, welche die Ebenen von Gaza, Jaffa und Cäsarea bewässern, und nach einem 4 bis 5 stündigen Laufe in das Mittelländische Meer fallen. Dieser Theil des Libanons ist einer von denen, die am wenigsten fruchtbar sind, und er ist daher auch nur schwach bevölkert. Auf den unteren weniger steilen Abhängen ist jedoch der Boden noch ziemlich gut, und kann ohne große Mühe gebaut werden; in einigen Gegenden, besonders bei Safet, dem Berge Tabor, und bei Nabolos oder Napluſa, sind sie ganz mit Waldung bedeckt, und es wachsen sogar die schönsten Oelbäume darauf. Die Ebene des Jordans, und diejenigen, die sich an der Küste des Meeres hinziehen, wie z. B. die von Gaza, von Jaffa und von St. Johann von Akra, wären, da sie gut bewässert sind, und ein vortreffliches Erdreich haben, an und für

sich sehr fruchtbar, allein die Tyrannei der Türkischen Regierung, und die häufigen Einfälle der Araber aus der Wüste, haben fast alle Einwohner daraus vertrieben. Getraide, Durra, Baumwollenstauden, indische Feigenbäume, und alle Arten von Obstbäumen kommen darin vortrefflich fort. Gegenwärtig ist der bei weitem größere Theil dieser Ebenen ganz öde und ungebaut, und dient bloß den Arabischen Hirtenstämmen zu Viehweiden. Die wenigen noch darin vorhandenen Dörfer liegen äußerst weit von einander entfernt, und zerfallen beinahe alle in Ruinen; man trifft Niemand mehr in denselben an, als einige unglückliche Fellah's, die in dem schröcklichsten Elende schmachten. Auch die Städte an der Küste befinden sich nicht in einem sehr blühenden Zustande; sie verdanken ihre Existenz bloß ihrer Industrie und ihrem Handel.

Dieses Land wäre jedoch einer großen Verbesserung fähig, und wenn es einem Volke zugehörte, das industriöser und weniger zum Zerstören geneigt wäre, als es der Fall bei den Türken ist, so würde man die größten Vortheile daraus ziehen können; allein hier scheint mehr, als in irgend einem andern Lande, die blinde und raubsüchtige Tyrannei der Ottomannen die Wahrheit des in dem Munde aller Orientalen befindlichen Sprüchworts bestätigen zu wollen: „Ueberall, wo ein Osmanli den Fuß hinsetzt, wächst kein Gras mehr."

Obgleich aber diese Gegend die allerärmste in ganz Syrien ist, so ist sie dessenungeachtet äusserst berühmt, denn sie ist das gelobte Land der Hebräer, die Wiege der christ-

lichen Religion; sie behauptet in den militärischen Annalen fast aller Völker eine ausgezeichnete Stelle; sie ist ein großes Schlachtfeld, wo sich abwechselnd die Assyrier, die Juden, die Griechen, die Parther, die Römer und fast alle Nationen der alten Welt mit einander gemessen, und blutige Schlachten geliefert haben. Ninus, Semiramis, Sesostris, Alexander, Pompejus, Marius, Antonius, Cäsar, Titus, Cenobia und der Kaiser Aurelian haben sämmtlich in derselben Kriege geführt. Diese Provinz ist auch die erste Eroberung der Araber gewesen, und ganze Jahrhunderte hindurch haben sich darin die auserlesensten Truppen der christlichen Fürsten aus Europa mit ihnen herumgeschlagen. Endlich hat auch der größte und kühnste unter allen Kriegern unsere republikanischen Phalangen dahingeführt, und mit ihnen die zahllosen Heere des Ottomannischen Reiches besiegt. Auch in Rücksicht auf Religion ist dieses Land mehr, als irgend ein anderes berühmt. Drei Hauptreligionen haben darin ihren Ursprung genommen, die nämlich von Moses, von Jesus und von Muhammed. Die Asche des ersten unter diesen Gesetzgebern ruhet darin; der zweite hat in demselben wenigstens den ersten Grund zu seiner Religion gelegt, und der dritte hat auf seinen vielen Reisen, die er als Kaufmann dahin machte, den Plan entworfen, der Prophet und der Gesetzgeber seines Landes werden zu wollen. *)

*) Auf einer von diesen Reisen starb der Vater von Muhammed zu Gaza wo ich sein Grab gesehen habe.

Politische Eintheilung von Syrien und der Völker, die gegenwärtig darin wohnen.

Zu der Zeit, als Bonaparte Syrien mit Krieg überzog, war das Land in vier Paschalicks eingetheilt, nämlich in das von Haleb, von Tripolis, von Akra und von Damaschk.

Das Paschalick von Haleb.

Das Paschalick von Haleb macht die nördliche Gränze von Syrien aus; es fängt bei der Stadt Merkiez an der Küste des Mittelländischen Meeres bei dem Meerbusen Ayas an, erstreckt sich quer über die Gebirge, geht oberhalb Aintab hin, und zieht sich längs des kleinen Flusses Simerin bis an das uralte Schloß Rum-Kala am Euphrat. Von diesem Schlosse an zieht es sich am Euphrat hin bis nach Rajik, und von hier beschreibt es eine Zirkellinie durch die Wüste, die zu Marra endiget. Von dieser Stadt geht es wieder nordwestwärts hinauf bis nach Schogr, und stößt einige Stunden unterhalb der Mündung des Drontes an das Meer.

Die Gebirge in diesem Paschalick werden fast alle von Ansariern bewohnt, einem sehr zahlreichen Volke, das eines der allerältesten im Lande ist, der vollkommensten Unabhängigkeit unter seinen besonderen Oberhäuptern genießt, und bloß an die Paschas der Ottomannischen Pforte einen leichten Tribut bezahlt. Sie sind weder Türken, noch Christen; die Religion, die sie bekennen

ist aber sehr wenig bekannt. Uebrigens sind sie ein äusserst fleißiges Volk, und verstehen sich vorzüglich gut auf den Ackerbau.

Die Ebenen von Antiochien werden von Stämmen der Turkomannen besucht, einem sehr mächtigen Hirtenvolke, das in den südlichen Theilen von Kleinasien wohnt. Sie schicken jährlich einen Theil ihrer Heerden nach Syrien auf die Weide, und zwar bis an die Ufer des Orontes hin, über den sie jedoch äußerst selten setzen.

Eben so werden die Ebenen von Haleb und am Euphrat von den Kiurden besucht, welche Nation die Gebirge bewohnt, die sich westwärts an dem See Wan hinziehen. Die verschiedenen Stämme dieses Volkes führen ihre Heerden bis mitten in dieses Paschalick, das gegen Süd-Westen ihre äußerste Gränze ausmacht. Es ist eine sehr mächtige Nation, und sie bekennt sich eben so wie die Turkomannen zur muhamedanischn Religion.

In der Wüste wohnen bloß einige Stämme von nomadischen Arabern, die beständig Streifzüge in das übrige Land machen, und mit ihren Heerden oft bis in die Gegend von Haleb vordringen. Die beiden mächtigsten unter diesen Stämmen sind die der Anaze, und der Mauali, die sich in dem Besitze von fast dem ganzen Theile der Wüste, der an Syrien gränzt, befinden.

Das Paschalick von Tripolis.

Das Paschalick von Tripolis stößt gegen Norden

an das von Haleb, nämlich von der Küste des Meeres an bis an den Libanon; von hier zieht es sich südwärts bis an die Höhe von Balbek hinab, und erstreckt sich dann gegen Nordwesten hin immer um das Gebirge herum, bis es sich unterhalb Djebail zwischen dem Nahar-Ibrahim und dem Nahar-el-Kelb an dem Mittelländischen Meer endiget.

Dieses ganze Paschalick wird fast durchaus von Ansariern bewohnt, deren Gebiet sich bis an den Nahar-el-Kebir erstreckt; nur allein in den an der Küste gelegenen Städten wohnen Türken.

Das Paschalick von Akra.

Das Paschalick von Akra gränzt gegen Norden an das von Tripolis bis an den Anti-Libanon; von hier zieht es sich südwärts längs diesem Gebirge bis an die Quellen des Jordans, und geht an dessen Ufer bis an die Höhe von Tabarié hin. Von hier zieht es sich wieder südwestwärts, immer den Gebirgen von Naine nach, und erstreckt sich alsdann längs dem Nahar-el Kassab an das Meer.

Derjenige Theil dieses Paschalicks, worin der Libanon und der Anti-Libanon liegen, wird von den Drusen bewohnt, einer freien und mächtigen Nation, die ihre besondern Oberhäupter, oder Emire hat, und dem Pascha der Pforte einen Tribut bezahlt. Ihre Religion hat viele Aehnlichkeit mit der Römisch-Katholischen. Der niedere Theil des Libanons, der zwischen dem

Nahar-el-Kebir und dem Nahar-el-Kelb gegen das Meer zu liegt, macht die Provinz Kesrauân aus, die von den Maroniten bewohnt wird, einem kleinen Volke, das eben so unabhängig ist, wie die Druſen, und ſich zu der Religion der ſchismatiſchen Griechen bekennt.

Das Thal von Beka wurde vor einigen Jahren von einem Stamme Türken von der Religion des Ali's bewohnt, der Mathualis heißt, und dem Paſcha von Akra Tribut bezahlte; allein Djezar hat in den häufigen Kriegen, wodurch er ſich des von dieſem Volke bewohnten Landes zu bemächtigen ſuchte, den ganzen Stamm faſt gänzlich ausgerottet. Gegenwärtig giebt es ihrer nur noch eine ſehr geringe Anzahl, und dieſe Wenigen leben zerſtreut in der Nachbarſchaft von ihrem alten Gebiete.

Der übrige Theil dieſes Paſchalicks, der zu dem alten Judäa gehöret hat, wird von ſchwachen und äußerſt armen Türkiſchen und Chriſtlichen Völkerſchaften bewohnt, die dem Paſcha von Akra unmittelbar unterworfen ſind.

Das Paſchalick von Damaſchck.

Das Paſchalick von Damaſchck gränzt gegen Weſten an die von Tripolis und Akra, gegen Norden an das von Haleb und gegen Süden erſtreckt es ſich ohne eigentliche Gränze in die große Wüſte hin.

Man könnte jedoch gewiſſermaßen dieſe Gränze durch

eine Linie bestimmen, die gegen Osten an den Gebirgen von Gebul anfienge, sich nach Palmira hinzöge, und sich dann wieder gegen Süden bis an die äußerste Spitze des todten Meeres drehte, von wo sie sich bis an das Mittelländische Meer hin immer an der Gränze von Syrien, gegen der Wüste auf der Landenge von Suez zu, hinziehen könnte. Diese ganze unermeßliche Strecke Landes ist nur sehr wenig bewohnt; die Ebenen von Famié, von Hama und von Hems liegen fast gänzlich öde, denn sie werden bloß noch von Arabischen Stämmen aus der großen Wüste besucht, die nach der Regenzeit im Frühlinge ihre Heerden dahin auf die Weide führen.

Die Ebene von Damaschck ist der reichste und bevölkertste Distrikt in dieser ganzen Provinz. Sie wird von Ackerbauern bewohnt, die sich größtentheils zur Türkischen Religion bekennen, und, wie alle Ackerbauer in den Gegenden von Syrien, keine eigentliche, besondere Nation ausmachen. Die Türken begreifen sie sämtlich unter dem Namen der Fellahs; die meisten unter ihnen leben in der äußersten Armuth und besitzen den Boden, den sie bestellen, nicht eigenthümlich, sondern nur pachtweise.

In demjenigen Theile dieses Paschalicks, der den Ueberrest von dem alten Judaea ausmacht, werden die Gebirge von einer Menge kleiner sowohl Türkischer als Christlicher Völkerschaften bewohnt, die größtentheils unmittelbar dem Pascha von Damaschk unterworfen sind. Bloß diejenigen Gebirge, die sich von Nabolos, oder Naplusa nach Jerusalem hinziehen, werden von

einem kleinen Volke bewohnt, das unter dem Namen der Naplusier bekant ist, durch seine eigene Gesetze regiert wird, unter einem besondern Oberhaupte steht, und dem Pascha von Damaschk Tribut bezahlt. Obgleich dieses Volk der Türkischen Religion zugethan ist, so legt es sich dennoch auf den Ackerbau, ist sehr fleißig, und liefert vortreffliche Soldaten. Die Gebirge, worin es wohnt, sind völlig unzugänglich, und die Türken selbst wagen sich nicht hinein, um den jährlichen Tribut einzusammeln. Ferner findet man noch in der Gegend von Nazareth, von den Gebirge Tabor, von Safet und von Jerusalem mehrere kleine Ortschaften, die theils von Juden, theils von Christen bewohnt werden, und unter der Türkischen Regierung stehen.

Die Ebenen, die an das todte Meer gränzen, werden bloß von Arabischen Stämmen aus den angränzenden Wüsten besucht, wie z. B. von den Stämmen Sakre, Hauari, und Serdié. Die Ebenen am Hebron waren vormals von den Tarabinischen Arabern bewohnt, allein der Großvezir hat sie ganz neuerlich sämtlich aus dem Lande verjagen lassen, weil sie uns bei unserem Feldzuge nach Syrien Anhänglichkeit bewiesen und Beistand geleistet haben.

In den Ebenen von Gaza, Kamlé und Jaffa wohnen lauten Ackerbauern und Fellahs, die von der Türkischen Regierung äußerst hart behandelt, und durch die Einfälle der Araber auf das schröcklichste mitgenommen werden. Der größte Theil von ihnen lebt daher in

der jämmerlichsten Armuth und wird früh oder spät seine jezigen Wohnpläze verlassen und sich in das Gebirge flüchten müssen. Alle diese Ebenen werden von zwei mächtigen Stämmen von Arabern besucht, dem von Haische und dem von Achmet-Bekir die seit einigen Jahren sich in den Besitz dieses Rechtes gesetzt haben.

Der Distrikt von Jerusalem und Jaffa liegt zwar mitten in dem Paschalick von Damaschk, aber ist ihm demohngeachtet nicht einverleibt.

Er gehört den Sultaninnen des alten Serails, zu Konstantinopel eigenthümlich zu, und diese schicken jährlich besondere Agenten dahin, um die Abgaben darin zu erheben. Die Türken geben diesem ganzen Theile von Syrien den Namen: Heilige Orte, und der Großherr selbst nennt sich in den pomphaften Titeln, die er sich beilegt, nur den Beschützer und nicht den Herrn derselben. Der Tribut, und die Summen, die von den Christlichen Pilgrimmen, welche nach den heiligen Orten wallfahrten, erhoben werden, sind schon seit langen Zeiten von den Sultanen für die kleinen Ausgaben der Damen des Serails bestimmt, und die Verwaltung derselben ist dem Kislar-Aga, oder Haupt der schwarzen Verschnittenen anvertraut.

Alle Städte in Syrien, wie z. B. Antiochien, Damaschk, Jerusalem, so wie die an der Küste des Mittelländischen Meeres gelegenen, werden von Türkischen Kaufleuten, Künstlern und Agenten der Regierung bewohnt, die beinahe alle Fremdlinge sind, und im Lande

selbst kein Eigenthum besitzen. Im Ganzen genommen, sind alle diese Städte arm, und leben bloß von dem geringen Handel den sie treiben. In diesem elenden, erbärmlichen Zustande hat die Regierung der Türken ein Land versetzt, das seiner natürlichen Bestimmung nach eines der blühendsten auf dem Erdboden seyn sollte.

Ich habe es für schicklich gehalten, die alte Eintheilung des Landes der Hebräer nach Stämmen auf der Charte von Syrien anzudeuten. *) Da dieses kleine Volk durch die Geschichte der Religion äußerst berühmt geworden ist, so wird man die Orte, die so häufig genannt werden, nicht ungern auf der Charte finden, und sich zugleich auch eine richtige Idee von demjenigen Theile von Syrien, der ihrer Herrschaft unterworfen gewesen ist, machen können.

Straßen in Syrien.

Da ich Syrien hauptsächlich in Rücksicht des Krieges und der Handlung darstellen wollte, so habe ich auch eine richtige Zeichnung von denjenigen Straßen darin zu entwerfen gesucht, die sowohl von älteren als neueren Völkern am meisten besucht worden sind.

Da dieses Land von uralten Zeiten her der Mittelpunkt des ganzen Handels zwischen Asien, Afrika und

*) Wir haben es für schicklicher gehalten, diese alte Eintheilung auf unsrer diesem Werkchen beigefügten, nach der Originalcharte von Hr. Paultre gezeichneten Charte von Syrien, wegzulassen. D. H.

Europa gewesen ist, so hat es natürlicherweise sehr gangbare Straßen haben müssen, die in mancherlei Richtungen in diese verschiedene Theile der Welt hinführten. Wenn dieselben heut zu Tage wenig mehr betreten werden, so ist die Schuld davon bloß auf die Nachlässigkeit der Türken zu schreiben, die sehr häufig zerstören, aber nie wiederherstellen.

Die wichtigsten Straßen in Syrien sind die, welche nach Persien und Indien führen. Auf ihnen wurde vor der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung ein großer Theil von dem Handel des Orients geführt. Die allerältesten bekannten Straßen auf dieser Seite sind die von Damaschk nach Palmyra und die, welche von Apamea (heut zu Tage Famiah) in die leztere Stadt führte. Diese zweite hat besonders lange Zeit hindurch den Römern in ihren Kriegen gegen die Parther zu ihren Heermärschen gedient, allein seitdem die Hauptstadt dieses Volkes durch den Kaiser Aurelian zerstört wurde, ist diese Straße fast gänzlich verlassen worden, und heut zu Tage trifft man bloß noch einige kleine Karawanen von Arabern aus der Wüste auf derselben an. Die Straßen, welche gegenwärtig am meisten besucht werden, ziehen sich alle weit näher am Euphrat hin, und laufen sämtlich in Haleb zusammen. Aus dieser Stadt führen drei Hauptstraßen nach Persien. Die erstere, die am weitesten gegen Süden zu vom Euphrat entfernt ist, geht fast durch die ganze große Wüste hindurch, und führt gerade nach Bassora. Auf derselben kommen jährlich 2 oder 3 Karawanen nach Haleb, die mit allen Arten von Waaren

aus Indien und Persien aufs reichste versehen sind. Sie zieht sich übrigens fast ihrer ganzen Länge nach mitten durch eine äußerst öde Wüste hindurch, wo man weder eine menschliche Wohnung noch irgend eine Art von Kultur antrifft. Auch fehlt es auf derselben sehr an Wasser, und die Karawanen bringen oft 4 bis 5 Tage zu, ohne welches anzutreffen. Die Entfernung von Haleb nach Bassora beträgt 330 Stunden, welche die Karawanen in 40 bis 45 Tagen, die expressen Boten aber in 25 Tagen zurücklegen.

Die zweite Straße, die sich nordwärts von der vorigen hinzieht, ist weit näher am Euphrat, und führet gerade von Haleb nach Bagdad. Sie ist unendlich bequemer, als die in der Wüste, weil die Karawanen nicht nur weit häufiger Wasser auf derselben antreffen, sondern auch durch mehrere Städte kommen, wo sie sich frische Lebensmittel anschaffen können, und weil sie überhaupt weit kürzere Zeit auf der Reise zubringen. Die Entfernung auf derselben beträgt nur 180 Stunden, und wird gewöhnlich in 25 bis 30 Tagen zurückgelegt. Von Bagdad aus reist man hernach zu Land oder auf dem Euphrat nach Bassora, wo die nach Indien, China und Japan bestimmten Waaren eingeschifft werden.

Die dritte Straße zieht sich ganz gegen Nord-Osten hinauf, geht bei El-Bir über den Euphrat, und durch die Hauptstadt von Diarbekir, zieht sich alsdann wieder zwischen dem Euphrat und dem Tigris gegen Süden hin, und führt ebenfalls nach Bagdad. Da sie viel län-

ger ist, als die beiden vorigen, so bedienen sich ihrer die Syrischen Kaufleute nur äußerst selten. Allein dagegen wird sie gewöhnlich von den Courieren, welche die Regierung abschickt, so wie überhaupt von allen Personen, die von Konstantinopel nach Bagdad reisen, eingeschlagen. Sie führt durch sehr schöne Länder und durch bedeutende Handelsstädte; sie ist eine von den Hauptstraßen im Ottomannischen Reiche, und es sind auf derselben von Entfernung zu Entfernung auf das regelmäßigste Posten angelegt, und Anstalten zum Unterkommen, und zur Bequemlichkeit der Reisenden getroffen. Man rechnet auf dieser Straße 310 Stunden von Haleb nach Bagdad, welche die Karawanen gewöhnlich in 45 Tagen zurücklegen. Die Engländer bedienen sich dieser Straße, so wie derjenigen, die durch die große Wüste geht, um zu Lande mit ihren Besitzungen in Indien in Verbindung zu stehen. Sie haben auf beiden Straßen überall ihre Agenten, und ihre Briefe und Felleisen werden von Ort zu Ort mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit weiter befördert.

Außerdem geht auch von Haleb eine Straße gerade gegen Norden durch Aintab, bei welcher Stadt sie sich gegen Westen dreht, und durch ganz Kleinasien nach Konstantinopel führt. Auf ihr wird der Tribut aus Syrien und Aegypten in diese Hauptstadt geschickt, und man pflegt sie auch am gewöhnlichsten einzuschlagen, wenn man von Norden her in dieses Land reisen will.

Auf der Küste des Mittelländischen Meeres findet

man eine Straße in den Gebirgen, die über Adana ebenfalls aus Kleinasien kömmt, und nach Alexandrette führt; sie wird aber, weil sie zu schlecht und bergigt ist, wenig benutzt. Ganz anders verhält es sich hingegen mit der von Alexandrette über Antiochien nach Haleb, denn auf dieser wird der ganze Handel zwischen Europa und einem großen Theile von Asien getrieben. Alexandrette hat für den Handel in das Innere eine weit vortheilhaftere Lage als Haleb, und ist so zu sagen bloß der Hafen von dieser letztern Stadt. Auf seiner Rhede liegen beständig eine Menge Schiffe von allen handelnden Nationen, die ihre Waaren daselbst ausladen, und dagegen diejenigen, die von Haleb auf Kameelen dahin gebracht werden, wieder mit zurücknehmen. —

Die übrigen Straßen, welche Syrien in verschiedenen Richtungen durchschneiden, und in die Städte an der Küste oder im Innern führen, werden größtentheils nur von den Landeseingebornen besucht, denn sie gehen fast alle durch gebirgigte Gegenden, und sind daher schwer zu passiren. Die merkwürdigste darunter ist die, welche von Haleb über Marra, Hama, Hems und Kteifa nach Damaschk führt. Wenn ein Armeen-Corps durch das Land marschiren muß, so schlägt es gewöhnlich diese Straße ein, und das nämliche thun auch die zahlreichen Haufen von Pilgrimmen, die jährlich aus Konstantinopel, Klein-Asien und einem Theile von Persien nach Damaschk herbeiströmen, um von da gemeinschaftlich ihre Wallfahrt nach Mekka durch die Wüste anzutreten.

Von Damaschk gehen zwei sehr merkwürdige Straßen aus. Die eine zieht sich nach Süden, läßt die Gebirge, die das rothe Meer umgeben, zu ihrer Rechten, geht durch das ganze steinigte Arabien hindurch, und führt nach Mekka. Diese Straße, welche die Karawane einschlägt, die jährlich aus den Ländern des Orients und des Nordens ankommt, geht durch so verlassene furchtbare Wüsten, daß nichts weniger, als ein schwärmerischer Religionseifer, und die gierige Gewinnsucht des Handels erforderlich war, um sie in Gang zu bringen. Die zweite Straße zieht sich gegen Südwesten hin, geht durch die Gebirge, welche die Ebenen des Jordans von denen von Damaschk trennen, und führt durch die engen Pässe in den Bergen Safet und Hatine an die Küste des Mittelländischen Meeres. Ein anderer Zweig davon geht wieder gerade gegen Süden zu längs dem See Tiberias hin, und verliert sich nahe bei dem Berge Tabor in der großen Ebene Esdrelon. Durch diese Gebirgs-Pässe müssen alle Armeen marschieren, die sich aus Asien nach Afrika begeben wollen. In ihnen sind von jeher alle Schlachten geliefert worden, die dieses Land mit Blut überschwemmt haben, und werden auch künftig alle geliefert werden, so lange noch die Völker mit einander Krieg führen. An diesem Orte haben wir die Ottomannen erwartet, die uns in Aegypten angreifen sollten, und haben sie daselbst in einer regelmäßigen Schlacht besiegt. Durch ihre Niederlage hat sich die Unerschrockenheit und Tapferkeit der Französischen Soldaten ein unvergängliches Denkmal in diesem Lande errichtet. Mit blutigen Zügen hat die Göttin des Sieges in den Fuß des

Berges Tabor die Worte eingegraben: Hier haben 3000 Franzosen 60000 Türken geschlagen!

Die übrigen Straßen, die in verschiedenen Richtungen durch Palästina gehen, werden wenig besucht, und nur diejenigen unter ihnen, die von Jaffa nach Jerusalem führt, ist einigermaßen merkwürdig, weil auf ihr jährlich die Karawanen von christlichen Pilgrimmen in die letztere Stadt kommen.

Die Straße, die sich von Akra längs dem Meere hinzieht, so wie auch der Zweig davon, der über den Karmel geht, nach Kâquoun führt, und sich von da mit dem erstern Wege bei Jaffa wieder vereinigt, sind diejenigen, die unsere Armee eingeschlagen hat, und die einzigen, auf denen ein Truppen-Corps in diesem Lande vorrücken kann, weil alle Gebirge in demselben durchaus unzugänglich sind. Die Hauptstraße geht durch eine ungeheure Ebene, die von Gazza bis Akra bei jedem Schritte die herrlichsten militärischen Positionen darbietet; und von der Natur selbst zu einem Schlachtfelde für die Nationen Asiens und Afrikas bestimmt zu seyn scheint. Auch sind seit Jahrtausenden eine Menge Armeen in diese Ebene eingerückt, und sie ist Zeuge von einer zahllosen Reihe von Schlachten gewesen. Wir haben ebenfalls zweimal die vereinigten Armeen der Pascha's von Syrien und der Bey's von Aegypten darin angetroffen, und haben sie zweimal gezwungen, vor uns zu fliehen und uns das Schlachtfeld zu überlassen.

Ich habe auch auf dieser Charte alle Straßen bezeich-

net, die durch die Landenge von Suez führen, und weil ich überzeugt war, daß dieser, bisher so wenig bekannte Gegenstand die Aufmerksamkeit der Naturforscher und der Militair-Personen auf sich ziehen würde, so habe ich darüber, soviel als nur in meinen Kräften stand, alle möglichen Nachrichten und Erkundigungen eingezogen. Ich habe dabei die Kette des Libanons bis an die Gebirge von Arabien fortgeführt, und auch alle Straßen anzeigt, die durch die Wüste führen, wie z. B. die von Damaschk nach Mekka, von Karak nach Suez oder nach Paläſtina, von Mekka nach Gaza, und alle die aus Syrien nach Aegypten gehen. Man wird auch den Weg, der zunächst an dem Mittelländischen Meere hingeht, darauf bemerken; es ist derjenige, den unsere Armee bei ihrer Expedition nach Asien eingeschlagen hat. Um endlich das zur Geschichte der Feldzüge von Bonaparte im Orient erforderliche geographische Gemälde, so vollständig, als möglich zu machen, habe ich auch die Straßen in Nieder-Aegypten beifügen zu müssen geglaubt.

Außerdem habe ich alle Häven und Ankerplätze von diesem Theile der Küsten des Mittelländischen Meeres bezeichnet, damit man auch die Punkte in dem Meere, die zu unserer Expedition gedient haben, als z B. bei Jaffa, Tentura und Akra, kennen lernen kann. Die meisten Häven sind aber so klein, und so sehr mit Sande verschüttet, daß sie nur sehr kleine Kauffartheischiffe aufnehmen können, und Schiffe von einer gewissen Grösse können nur allein auf den Rheeden von Akra,

Tripoli und Alexandrette einlaufen, und auch hier finden sie einen sehr schlechten Schutz, denn den Winter über sind diese Küsten sämtlich sehr gefährlich. Auf den Küsten von Aegypten existiren nur die beiden Häven von Alexandrien; von der Rhede von Abukir und den Ankerplätzen an den Mündungen des Nils kann nur in schönen Jahreszeiten Gebrauch gemacht werden.

Endlich habe ich auch noch alle unsere Schlachtfelder in Afrika und Asien angezeigt, damit man sie, wenn man die Geschichte unserer Feldzüge liest, oder wenn Jemand in dem Lande selbst die Orte, wo die Französische Armee des Orients sich unsterblich gemacht, aufsuchen sollte, desto leichter aufzufinden im Stande ist. *)

*) Diese Charte von Syrien ist dieser kurzen Beschreibung beigefügt, doch mit Weglassung des darauf verzeichneten Theils von Nieder-Aegypten. D. H.

Anhang.

Einige Nachträge

zu

vorstehender

Beschreibung von Syrien.

Die Landschaft Syrien, welche die Türken und Perser Sur und Suristan oder Soristan nennen, ist ein in der alten und neuen Geographie, so wie in der Welt- und Menschengeschichte sehr merkwürdiges Land. Aber in den neueren Zeiten hat es sehr viel von seinem alten Glanze verloren. Denn seit es unter dem zerstörenden Despotismus der Türkischen Paschas steht, ist es nicht nur entvölkert, sondern auch minder ergiebig und in jeder Rücksicht schlechter geworden.

Das Land duldet aber nicht bloß unter dem Fußtritte des Despotismus seiner Herrscher, sondern wird auch von

Räuberbanden verheert *) und von Landplagen heimgesucht, unter welchen die Vulkane, die Erdbeben und die Heuschrecken die vorzüglichsten sind.

Das Klima ist im Ganzen genommen gemäßigt warm, zuweilen jedoch wirklich heiß; in manchen Gegenden ist der Winter rauh genug, um Schnee und Eis wenigstens für einige Wochen zu erzeugen.

Der Boden ist überhaupt fruchtbar; besonders haben die Ebenen einen äußerst fetten, ergiebigen Boden, der großentheils aus braunem Lehm und trefflicher Garten-Erde besteht, und in manchen Gegenden ohne alle Kultur schätzbare aromatische Pflanzen und Apothekerkräuter hervorbringt; auch fehlt es nicht an dem trefflichsten Wieswachs; aber dieser fette, fruchtbare, wohl bewässerte Boden wird so schlecht angebaut, daß er immer mehr verwildert.

Dennoch ist das Land reich an köstlichen Produkten aller Arten. Was könnte es nicht erst liefern, wenn es gehörig angebaut wäre! —

Weizen, Roggen, Gerste, Bohnen und Baumwolle werden überall gebaut. Außerdem ist Palästina auch sehr reichlich mit Sesam, der ein gutes Oel giebt, und

*) Dazu tragen auch die Hölen von Engoddi bei, die jederzeit von Räubergesindel bewohnt waren, und worunter welche sind, die bis 1500 Menschen fassen können.

mit Durra, der dem ägyptischen gleich kömmt, versehen. In dem leichten Boden bei Baalbek gedeiht der Mais sehr gut und an dem Rande des Sumpfes Hauleh geräth der Reiß vortrefflich. — Erst in neueren Zeiten hat man in den Gärten bei Said und Bairut angefangen, mit gutem Erfolge Zuckerrohr zu pflanzen. — In dem Lande Basan an den Ufern des Jordan wächst der Indigo wild; es fehlt ihm nur die Kultur, um zur schätzbaren Handelswaare zu werden. — Die Anhöhen und Berge um Latakieh und Tripoli sind mit Tabak bepflanzt, und diese Tabakpflanzungen liefern eine beträchtliche Menge Rauchtaback in den Handel mit Damiat und Kahira. Dieser Tabaksbau erstreckt sich bis in die Gebirge. — Was die Bäume betrifft, so wächst zu Antiochien und zu Ramleh ein Oelbaum der dem Provenzalischen ganz gleich ist und die Höhe der Buchen erreicht. Der weiße Maulbeerbaum macht den Reichthum des Landes der Druſen aus, welche ihn zu ihrem vortrefflichen Seidenbau zu benutzen wissen. Zu Jaffa findet man schöne Limonien, dickschalige Citronen, deren eine bis zu 18 Pfund wägt, und Wassermelonen, die denen von Brulos, in Aegypten, vorgezogen werden. Gaza hat Datteln, die so gut sind als die von Mekka und eben so treffliche Granatäpfel als Algier; die Pomeranzen von Tripoli kommen denen von Malta gleich, und die dasigen Bananas sind so gut, als die von St. Domingo. Zu Aleppo wachsen beinahe ausschließlich die Pistazien und um Damask trifft man alle Obstarten der südlichen Länder von Europa. Man findet hier die besten Pflan-

men, Pfirsiche, Aepfel u. s. w. Von Aprikosen zählt man zwanzigerlei Arten, von welchen eine einen Kern hat, der sehr gesucht wird. Wahrscheinlich würden hier auch Kaffeepflanzungen sehr gut fortkommen.

Guter rother und weißer Wein wächst hier sowohl gepflanzt an Pfählen, als frei an Bäumen sich hinaufschlingend. In der Berggegend Kefrawan (Kairuan) und auf dem Libanon wachsen die besten syrischen Weine. Der weiße Wein den man zu Jerusalem zubereitet, schmeckt nach Schwefel und ist außerordentlich stark. Der rothe hingegen hat einige Aehnlichkeit mit dem Tinto, nur daß er verhältnißmäßig nicht so viel Kraft hat. — Beinahe durchgehends werden die syrischen Weine, so bald sie gekeltert sind, gekocht und in Flaschen gefüllt. — Unter den zahlreichen Arten von syrischen Weinen, ist der Goldwein (Vino d'oro) der beste. Er wächst auf dem Libanon, wird nicht gekocht, sondern hellt sich durch das Liegen selbst auf, und erhält dann eine schöne goldgelbe Farbe; daher sein Name. — Gewiß ist es, daß die syrischen Weine, wenn man gehörig damit umzugehen wüßte, den besten französischen und spanischen Weinen gleichkommen würden *).

Ferner findet man in Syrien alle in Europa bekannte Hausthiere, und außer diesen noch das so nützliche Kameel und den Büffel. In den Ebenen sieht man Ga-

*) M. s. Brown's Reisen (im 1. B der Sprengelschen Bibliothek) S. 447.

zellen. und in den Gebirgen und moraſtigen Gegenden wilde Schweine, die aber nicht ſo groß und nicht ſo bösartig ſind, als die europäiſchen. Hirſche giebt es hier nicht, und eigentliche Wölfe und Füchſe ſind ſelten. Dagegen giebt es aber deſtomehr Schakals (Goldfüchſe), welche von den Einwohnern nach ihrem gewöhnlichen Geſchreie Uahui genannt werden; ſie finden ſich Heerdenweiſe in der Nähe der Städte und Dörfer ein und nähren ſich von Aeſern; ſie thun keinem Menſchen was zu Leide, ſondern entfliehen, ſobald Einer ſich ihnen nähert. Bei Nacht erheben ſie Truppweiſe ein klägliches Geheul. Hyänen und Unzen (fälſchlich Tiger genannt) findet man in den Gebirgsgegenden, Löwen und Bären giebt es aber hier gar nicht. Waſſervögel giebt es in Menge. Wildprät iſt nicht überall gleich häufig. Haſen und große rothe Repphüner (Francolin) trifft man in Menge; man findet auch Haſelhüner, aber keine Kaninchen. Unter dem Geflügel iſt eine Art Kolibri's und der Pelikan zu bemerken.

Die Seen des Landes, das todte Meer ausgenommen, (worin weder thieriſches Geſchöpf lebt, noch Pflanze wächſt) ſind reich an Fiſchen, worunter mehrere Arten, die in Europa ganz unbekannt ſind. Der See von Antiochien enthält eine Menge Aale; noch fiſchreicher iſt der See von Tabarieh (Tiberias) der auch Krabben enthält; aber der Fiſchfang iſt unbedeutend, da bloß Muhammedaner an demſelben wohnen, die keine Fiſcheſſer ſind.

Von den Mineralien dieſes Landes haben wir wenig

Kenntniß. Eisen und Oker finden sich sehr häufig; auch vulkanische Produkte; ferner Marmor, Tuffstein und Kalk; aber von eigentlichem Hüttenbau ist hier nichts bekannt.

Die Zahl der Einwohner von Syrien wird auf folgende Art angegeben:

1. Paschalik von Aleppo	320,000	Seelen.
2. — — Tripoli (ohne Kesrauan)	200,000	—
3. Das Land Kesrauan	115,000	—
4. Das Land der Drusen	120,000	—
5. Paschalik von Akra	300,000	—
6. Palästina — —	50,000	—
7. Paschalik von Damask	1,200,000	—
Summe:	2,305,000	—

Wenn man nun auch drittehalb Millionen Einwohner annimmt, so ist dies doch für ein Land wie Syrien, das einen Flächenraum von beinahe 2000 Quadratmeilen hat, und dabei so sehr von der Natur begünstigt ist, sehr wenig; denn es könnten hier gar wohl 6 bis 8 Mill. Menschen leben, und vor Zeiten lebten hier ihrer noch mehrere; denn, nach unverwerflichen Zeugnissen, betrug zu Titus Zeiten die Volksmenge des Jüdischen Landes allein vier Millionen Seelen! —

Die Einkünfte, welche der Türkische Kaiser von Syrien bezieht, sind auf folgende Weise festgesetzt:

Paschalik von Aleppo . . .	800	Beutel *)
— — Tripoli . . .	750	—
— — Damask . . .	45	—
— — Akra . . .	750	—
	2354	—

oder 2,931,250 franz. Livres.

Hiezu kommen dann noch als zufällige Einkünfte, die Verlassenschaften der Paschas und Privatleute, die man auf 1000 Beutel jährlich anschlagen kann, und die Kopfsteuer (Karadsch) der Christen, die ungefähr 2,250,000 franz. Livres jährlich abwirft. Ueberhaupt kann man die sämmtlichen Einkünfte, die der Sultan jährlich aus Syrien bezieht, auf 7 Millionen franz. Livres rechnen.

Was die Finanzpächter beziehen, wird auf folgende Art angegeben:

Paschalik von Aleppo . . .	2,000	Beutel.
— — Tripoli . .	2,000	—
— — Damask . .	10,000	—
— — Akra . . .	10,000	—
Palästina	600	—
	24,600	—

oder 30,750,000 franz. Livres.

*) Brown (S. 455) sagt: der Miri, die bestimmte Abgabe, die Tripoli jährlich nach Konstantinopel schickt, betrage nicht mehr als 20 Beutel oder 1000 Pfund Sterl.

Dies ist aber noch nicht Alles, was das Land erträgt, da die Unter-Pächter auch noch ihren Schnitt dabei machen.

Das stehende Militär dieses Landes ist folgendermaaßen vertheilt:

	Kavalerie.	Infanterie.	Summe.
Aleppo	600	500	1100
Tripoli	500	200	700
Akra	1000	900	1900
Damask	1000	600	1600
Paläſtina	300	100	400
	3400	2300	5700

Im Nothfalle aber werden die Janitscharen zu Hülfe gerufen, und die Paschas werben alles Gesindel zu Soldaten an, um zahlreiche Armeen aufzustellen.

(Weitere Details müssen auf eine andere Gelegenheit verspart werden.)

Digitized by Google

H. M. Elmore's

Brittischen Schiffskapitän's,

vermischte

Nachrichten

von

verschiedenen

Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien,

und vorzüglich

in Ostindien.

Aus dem Englischen.

Weimar,

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1804.

E-661

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Das unter folgendem Titel im J. 1802 in englischer Sprache erschienene Werk:

The British Mariners Directory and Guide to the Trade and Navigation of the Indian and China Seas. Containing instructions for navigating from Europe to India and China and from port to port in those Regions and parts adjacent; with an Account of the trade, mercantile habits, manners and customs of the natives. By H. M. Elmore, many years a Commander in the Country service in India, and late Commander of the Varuna Extra-East-Indiaman. London. Ein Quartband von 342 Seiten —

ist, nach dem Urtheile der Kenner *) eine sehr schätzbare Sammlung von Beiträgen zur Schiffahrts-, Handels-, Länder- und Völkerkunde —

*) M. s. z. B. die Recension in den Allg. Geograph. Ephemeriden, XII. B. S. 599 u. f.

ein Werk, das beinahe ganz die Frucht eigener Erfahrungen und Beobachtungen ist, wodurch sein Werth um vieles erhöhet wird. Da es aber, wie Plan und Zweck des Verfassers forderten, zu viel nautisches Detail für den Geographiefreund enthält, und folglich nicht ganz übersetzt werden konnte, so war es allerdings der Mühe werth, die wichtigsten Schilderungen und Beiträge zur Länder-, Völker- und Handelskunde, die es enthält, herauszuheben, zusammenzureihen, und den Teutschen Geographiefreunden, in deren Hände wohl schwerlich das Original kommen dürfte, übersetzt mitzutheilen.

Dies ist in dem gegenwärtigen Werkchen geschehen, das die allgemein interessantesten von allen den Nachrichten enthält, welche Elmore in seinem größern Werke uns mitgetheilt hat. Sein angehängtes Verzeichniß von astronomisch-geographischen Ortsbestimmungen ist bereits im zwölften Bande der allgem. Geograph. Ephemeriden (S. 677 u. f.) den Teutschen Geographen vorgelegt worden, und blieb daher hier weg.

T. F. Ehrmann.

Elmore's
vermischte Nachrichten
von
verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen
in Asien,
vorzüglich in Ostindien.

Elmore's
vermischte Nachrichten
von
verschiedenen Gegenden,
Inseln und Handelsplätzen in Asien, vorzüglich in Ostindien.

I.

Von der Insel Banka.

Die Insel Banka enthält vielleicht die allervorzüglichsten Zinn-Bergwerke in der Welt, denn es werden jährlich wenigstens zwischen 40 und 60,000 Pekuls daraus gewonnen und ausgeführt; ein Pekul beträgt 133⅓ Pf. Dies ist aber auch das einzige Produkt, das aus der Insel ausgeführt wird; es giebt zwar noch ziemlich reichhaltige Gold- und Silberbergwerke darin, allein der Sultan leidet nicht, daß sie bearbeitet werden.

Der Sultan sowohl als der Holländische Resident wohnen beide zu Palambang, auf der gegenüber gele-

genen Küste von Sumatra. Um die Küste herum schwärmen immer einige Holländische Kreuzer, die wie man vorgiebt, den Sultan beschützen, und seinen Befehlen den gehörigen Nachdruck geben sollen; in der That aber geschieht es bloß aus der gewöhnlichen Politik der Holländer, um nämlich den Sultan zu verhindern, sich mit irgend einer andern Nation in Handels-Verbindungen einzulassen. Es fällt jedoch einem fremden Kauffartheischiffe nicht schwer, mit dem Holländischen Residenten selbst Handels-Geschäfte zu treiben, wenn man dabei nur die herkömmlichen Gebräuche gegen ihn sowohl, als gegen die Kapitäns der kreuzenden Schiffe beobachtet und diese sind in jenen Gegenden allgemein bekannt. Sollte er es demungeachtet ablehnen, dem fremden Schiffe den Handel auf der Insel zu gestatten, so bleibt diesem immer noch der Weg offen, sich an die Agenten der eingebornen Fürsten von Banka und des Caranga's, oder ersten Ministers, zu wenden, denn diese haben von jeher einen sehr bedeutenden Schleichhandel getrieben. Mit den Holländern hat der Sultan einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem ihnen jährlich 30,000 Pekuls Zinn geliefert werden müssen.

Der Preis des Zinnes ist steigend und fallend, und hängt hauptsächlich von der Anzahl der Schiffe ab, die welches kaufen wollen; im Jahr 1789, wo es am allertheuersten war, kostete der Pekul zwischen 16 und 18 Spanische Dollars, und es war kaum welches zu bekommen. Beim Handel pflegt jeder Pekul, oder ein Gewicht von 133⅓ Pfund, auf einer hölzernen Schnellwage

gewogen zu werden. Bei dem Einkaufe des Zinns ist die größte Vorsicht nöthig, um nicht betrogen zu werden, denn die Sinesen, welche die vollendetsten Schelme auf dem ganzen Erdboden sind, haben die Malajen gelehrt, eiserne Kugeln und Steine unter das Zinn zu mischen und es alsdann für reine auserlesene Waare zu verkaufen. Uebrigens muß ein Kauffarthei-Fahrer, der einige Geschäfte machen will, hier mehr als an irgend einem andern Orte von Indien den Vorgesetzten aller Art mit Geschenken entgegen kommen, denn wenn er dies nicht thut, so ist er nicht im Stande das Allergeringste auszurichten. Es verlohnt sich aber überhaupt nicht sehr der Mühe, nach Banka zu handeln, da nichts daselbst zu bekommen ist, als Zinn, und man die Bezahlung für diese Waare nicht einmal in französischen Laubthalern, sondern schlechterdings nur in Spanischen Dollarn annimmt.

2.

Von Passier auf der Insel Borneo.

Passier liegt an dem Flusse gleiches Namens und einige Stunden von dem Meere entfernt. Der Ort besteht aus ohngefähr 300 Häusern, wovon die meisten über alle Beschreibung elend sind; demungeachtet ist hier die Residenz des Königs und seines ganzen Hofes. Der Grund hievon liegt wahrscheinlich darin, daß die Luft an diesem Orte jeden Morgen durch die Seelüfte abgekühlt wird, da außerdem die Hitze ganz unerträglich wäre; dennoch ist aber die Gegend äußerst ungesund, denn

sie macht eine mehrere Meilen große Ebene aus, die rings umher mit Wäldern eingeschlossen ist, und jährlich von dem übertretenden Fluß überschwemmt wird. Wenn das Wasser wieder abläuft, so bleibt ein dicker Schlamm auf der Erde zurück, woraus die Sonne, deren Strahlen senkrecht darauf herab fallen, dicke Nebel an sich zieht, die gegen Abend regelmäßig als Regengüsse herab stürzen; hierbei weht von dem Lande her beständig ein kalter schneidender Wind, so daß in dieser Tagszeit die Luft äußerst ungesund ist. Hierzu kommt aber noch, daß durch die große Menge von Fröschen und anderm Ungeziefer, die bei dem Ablaufen des Wassers in dem Schlamme zurück bleiben, wenn sie in Verwesung übergehen, was bei der großen Sonnenhitze sehr bald geschieht, weit umher ein unerträglicher Gestank verbreitet wird.

Im April fängt die trockne Jahrszeit an und dauert bis in den September. Während dieser Zeit weht der Wind anhaltend von Osten zwischen der südlichen Küste von Borneo und der Insel Java her; vom September an aber bis in den April herrschen beständig die Westwinde, die von heftigen Regengüssen und den fürchterlichsten Gewittern begleitet sind. Diese Gewitterstürme sind so ununterbrochen anhaltend, besonders auf der Südküste der Insel, daß es ein äußerst seltener Fall ist, wenn man daselbst innerhalb 24 Stunden etwa zwei Stunden lang helles Wetter hat.

Außer dem Reiß, der im größten Ueberflusse auf der Insel vorhanden ist, bestehen die Produkte derselben haupt-

sächlich in Benzoe oder Weihrauch, Moschus, Aloe, Pfeffer, Kassia und langen Muskatennüssen, ferner in vortrefflichem Mastix und anderen Gummi-Arten, besonders Drachen-Blut, das hier in vorzüglicherer Güte, als in irgend einer andern Gegend der Welt gefunden wird; und endlich noch in Honig, Goldstaub und Kamfer.

Die Waaren welche gegen diese Produkte ausgetauscht werden, bestehen in Opium, Flinten, Pistolen, Schießpulver, Blei, sowohl in Klumpen als in Platten, Eisen und Stahl in dünnen Stangen, in Hirschfängern, Messern, Scheeren, Tüchern, Zitzen, Teppichen, Brillen, Spiegeln, Uhren, u. dergl.

Die sämmtlichen Einwohner dieser Küste sind aber durchtriebene Betrüger; sie haben nicht nur schon manches Schiff bestohlen, sondern es auch von den Ankern abgeschnitten und weggeführt, und sind in jedem Augenblicke bereit, irgend einen Mangel an Wachsamkeit oder eine vernachlässigte Vorsicht in dieser Absicht zu benutzen. Auch in dem Handel erlauben sie sich, besonders in Rücksicht auf Maas und Gewicht alle Arten von Betrügereien; sie verstehen die Kunst, die allerkostbarsten Artikel, besonders Goldstangen, durch mancherlei Kompositionen so täuschend nachzumachen, daß der Betrug nicht anders entdeckt werden kann, als wenn man die Komposition in der Mitte entzwei schneidet; dabei halten sie denjenigen unter ihnen, der die größten Betrügereien unentdeckt begeht, für den klügsten und geistvollsten Mann.

Der Schiffskapitän, der hier gewöhnlich auch den Superkargo oder Oberaufseher über die Waaren macht, muß daher alle Ausfuhrartikel, die er entweder einkauft, oder gegen seine Ladung eintauscht, mit der pünktlichsten Genauigkeit untersuchen.

Das Benzoe, das ebenfalls in Passier zu bekommen ist, ist ein verdichtetes Harz, welches aus einem in Ostindien und in Nordamerika wachsenden Baume fließt. Man findet es in Tropfen und in Klumpen; das erstere ist aber außerordentlich selten, oder fast nie zu haben. Das letztere besteht aus kleinen Körnern, die weislichgelb sind und auf der Oberfläche in das Purpurfarbene schillern; es ist äußerst leicht entzündbar, und verbreitet beim Verbrennen einen durchdringend starken Geruch. Wenn die Benzoe-Bäume sechs Jahr alt sind, so machen die Einwohner von den Inseln Borneo, Sumatra und Java an verschiedenen Orten unterhalb der Hauptzweige schiefe Einschnitte in dieselben, die bis in das Holz hineingehen; das herausfließende Benzoe ist im Anfange ganz weiß und weich, und bekommt erst eine größere Festigkeit und etwas dunklere Farbe, wenn es eine Zeitlang der Luft ausgesetzt wird. Dieses Harz muß, wenn es von einer guten Qualität seyn soll, durchaus rein, von einem lieblichen Geruch und mit vielen ganz weissen Tropfen vermischt seyn; wenn seine Farbe stark ins Bräunliche fällt, und sein Geruch nicht recht durchdringend ist, so taugt es nichts. Man muß daher jedes einzelne Stück davon in der Mitte entzwei brechen, um sich zu überzeugen, daß es die erforderliche Güte hat.

Das Drachenblut wird von einer Art von Palmbaum gewonnen. und man bekommt es ebenfalls entweder in einzelnen ovalen Tropfen, oder in größeren, weniger reinen Klumpen, die aus kleineren Tropfen zusammengesetzt sind. Es ist sowohl äußerlich als innerlich von dunkelrother, ins schwärzliche fallender Farbe, und wenn es zu Pulver zerrieben wird, so muß es eine glänzende Karmoisinfarbe annehmen; ist es aber alsdann schwarz, so taugt es nichts. Es ist leicht entzündlich, und verbreitet auf dem Feuer einen sonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Außerdem aber hat es wenig oder gar keinen Geruch und ist auch fast ganz ohne Geschmack. Auch bei diesem Harze sind die einzelnen Tropfen den Klumpen weit vorzuziehen, denn diese sind weder so rein, noch so reich an Harz als die ersteren.

Der Moschus oder Bisam ist ein dicker Saft, der in einem vierfüßigen Thiere, ungefähr von der Größe einer Ziege, entweder von Natur abgesondert und von den Menschen aufgesucht wird, oder der in dem kleinen Säkchen unten am Bauche des Bisamthieres, wenn es getödtet wird, enthalten ist. Der vorzüglichste Moschus ist der von Tonking; eine geringere Sorte davon kommt von Agra und aus Bengalen, und eine noch geringere aus Rußland her. Der beste Moschus ist trocken, leicht, sehr zerreiblich, und von dunkler ins Purpurne schillernder Farbe; der Geschmack davon ist etwas bitterlich und der Geruch so stark, daß er bei einer etwas beträchtlichen Quantität keineswegs mehr angenehm ist. Man findet ihn in Körnern, die sich fett an-

fühlen, weich sind, und sich zwischen den Fingern leicht zerreiben lassen; das Säkchen, worin sie enthalten sind, ist etwas größer als ein Taubenei; der Raum worin der Moschus enthalten ist, beträgt ungefähr drei Viertel Zoll in die Länge und einen halben in die Breite, und jedes Säkchen enthält von zwei oder drei Drachmen, bis zu einer Unze Moschus. Die ächten Moschussäkchen haben einen so außerordentlich starken Geruch, daß sie den Kopf bis zur Betäubung einnehmen, wenn man sich in ihrer Nähe befindet. Die äußere Substanz des Säkchens besteht mehr aus Membranen als aus Fleisch, und seine Oeffnung wird durch einen Schließmuskel verwahrt; die innere Haut des Säkchens, die den Moschus unmittelbar in sich faßt, ist überall mit Blutgefäßen durchzogen, und gegen seine Oeffnung zu befinden sich mehrere Drüsen, durch welche eigentlich die Absonderung dieser wohlriechenden Materie bewirkt wird.

Es giebt wenige Material-Waaren, die so leicht und so häufig verfälscht werden, als der Moschus; sogleich an Ort und Stelle wird er sehr häufig mit dem Blute des Thieres vermischt, welches, wenn es über demselben abtroknet, einen solchen starken Geruch davon annimmt, daß es leicht an Jemand, der nicht genau damit bekannt ist, für wahren Moschus verkauft werden kann. Es ist bloß dadurch zu unterscheiden, daß man es in größeren und festeren Klumpen bekommt, denn das Blut trocknet zu einer festern Substanz ein, als der ächte Moschus. Außer dieser Verfälschungs-Art, die noch eine von der verzeihlichsten ist, weil dieses Blut doch wenigstens dem

ächten Moschus ziemlich nahe kommt, giebt es noch eine Menge anderer, wobei z. B. der Moschus mit Erde und anderen Substanzen vermischt wird. Wenn der Moschus anfängt, seine Kraft zu verlieren, so hat man in ganz Ostindien den Gebrauch, daß man ihn, in ein Säkchen gebunden, in ein heimliches Gemach hängt, und zwar so tief hinunter, daß er den Unrath berührt. Andere pflegen ihn auch in Leinwand einzuwickeln, und ihn häufig mit altem, stinkendem Urin zu begießen.

Der schwarze Pfeffer ist die aromatische Frucht einer kriechenden Pflanze, die auf der Malabarischen Küste und auf den Inseln Java, Sumatra und Ceylon wächst. Sie wird nicht gesäet, sondern gepflanzt, und die Setzlinge müssen äußerst sorgfältig dazu ausgesucht werden. Sie trägt erst zu Ende des dritten Jahres Früchte, aber alsdann ist sie auch in den drei oder vier folgenden Jahren so überschwänglich fruchtbar, daß gewöhnlich zwei Aerndten in einem Jahre davon gewonnen werden. Nach dieser Zeit fängt die Rinde aber an einzuschrumpfen, und die Staude steht sehr bald ab, so daß sie schon nach zwölf Jahren durchaus nicht mehr trägt.

Der weiße Pfeffer ist schwächer, und in jeder Rücksicht von geringerer Güte als der schwarze; er ist überhaupt mit diesem letztern ganz einerlei Frucht, der nur durch Einweichen in Wasser und durch eine besondere Beize ihre äußere schwärzliche Schale benommen wird; man kann dieses häufig in Europa an einzelnen Körnern

von diesem Pfeffer sehen, an denen noch kleine Stückchen von dieser dunkeln Schaale zurück geblieben sind.

Der lange Pfeffer ist die Frucht einer Ostindischen Pflanze von der nämlichen Art wie die, welche den schwarzen Pfeffer hervorbringt. Sie wird unreif abgebrochen und getrocknet, ist ungefähr anderthalb Zoll lang, beinahe so dick wie eine starke Gänsespule, und rings um sie herum sitzen eine Menge kleiner Körner. Die ganze Frucht ist von einer graulichbraunen Farbe, sehr leicht, und hat, wenn sie frisch abgebrochen wird, einen widerlichen, beissenden Geruch.

Der Mastix ist ein Harz, das von dem sogenannten Mastix-Baum gewonnen wird, in dessen Rinde im Anfange des Augusts eine Menge von querlaufenden Einschnitten gemacht werden. Man bekommt es in kleinen, gelblichweißen, durchsichtigen Tropfen, die einen adstringirenden Geschmack, und besonders wenn sie gerieben oder sonst heiß gemacht werden, einen nicht allzustarken und sehr lieblichen Geruch haben; wenn man sie kaut, so zerbröcklen sie im Anfang, alsdann aber hängen sie sich wieder zusammen und werden so weich und weiß wie Wachs. Wenn es von guter Qualität seyn soll, so muß es durchaus helle, von blaßgelber Farbe und krümmelich seyn, und einen angenehmen Geruch haben; sobald es ins Grünliche, oder gar ins Schwarze fällt, so ist es nicht rein und taugt nichts.

Der Kampfer wird dadurch gewonnen, daß die Zweige

und andere Theile des Kamferbaums gesotten werden. Er hat einen durchdringenden Geruch, nnd einen etwas bitterlichen, aromatischen, beißenden Geschmack, wobei er auf dem Gaumen eine Wirkung wie von Kälte hervorbringt. Außerdem giebt es aber auch eine Art von Kamfer, der schon von Natur in dem Marke des Baumes zu kleinen Körnern gebildet wird; hiervon findet man aber in Europa bloß einzelne Proben in den Kabinetten der Naturforscher. Die Indier unterscheiden zweierlei Arten von Kamfer, einen bessern und einen schlechtern; der letztere ist der Japanische, der, wie oben angeführt werden, durch Sieden hervorgebracht wird; der erstere wird auf den Inseln Borneo und Sumatra gewonnen und von den Eingebornen selbst so äußerst hoch geachtet, daß nur selten etwas davon nach Europa kommt. Die Japanern setzen ebenfalls auf diesen letztern einen solchen Werth, daß sie für eine Unze davon fünf oder sechs Unzen von demjenigen geben, der bei ihnen verfertigt wird, und bei den Sinesen steht er in noch höherm Preiße, denn diese bezahlen ein Pfund davon mit 30 bis 36 Karolin nach unserm Gelde. Der Baum, woraus die Japaner ihren Kamfer bereiten, ist eine Art von Lorbeerbaum, der zu einer sehr beträchtlichen Höhe heran wächst. Die Wurzeln und zartesten Zweige desselben werden in kleine Stücke zerschnitten, und in großen eisernen oder kupfernen Kesseln über ein mäßiges Feuer gesetzt. Auf die Kessel werden hierauf irdene Helme von konischer Form gestellt, die einen herüber ragenden hohlen Hals haben, in welchem der Kamfer, der aus den Kesseln aufsteigt, sich ansezt. Wenn diese Arbeit vollendet ist, so kneten die Japaner die ange-

ſetzte Materie in flache Kuchen, die bei uns unter dem Namen roher Kamfer bekannt ſind. Dieſe Kuchen ſehen braun oder graulicht aus und beſtehen aus einzelnen kleinen Körnern, die noch eine große Menge von unreinem Stoff enthalten; ſie ſind weder ſehr ſchwer, noch auch gehörig compakt, ſondern zerbröckeln ſehr leicht. Die Kuchen müſſen, wenn ſie leidlich rein ſeyn ſollen, auf dem Feuer ganz wegbrennen, und nichts als ein wenig Aſche, je weniger deſto beſſer, zurück laſſen. Dieſer rohe Kamfer wird in der Folge von den Holländern durch Sublimation gereiniget, und erhält alsdann den Namen raffinirter Kamfer; man bekommt ihn in runden dünnen Kuchen, welche die nämliche Form, wie der Helm des Gefäſſes, worin ſie ſublimirt worden ſind, haben. Dieſer raffinirte Kamfer hat mit dem rohen einerlei Geruch und Geſchmack, nur daß er noch weit ſchärfer und beiſſender iſt; wenn man ein ganz kleines Stückchen davon kauet, ſo erregt es ein widriges Gefühl von Kälte und entzündet zu gleicher Zeit den ganzen Mund. Wenn er recht rein iſt, ſo iſt er das flüchtigſte unter allen vegetabiliſchen Harzen, ſo daß er wenn er der freien Luft ausgeſetzt wird, nach und nach ganz verfliegt, und über dem Feuer ganz wegbrennt, ohne auch nur die geringſte Aſche zurück zu laſſen.

Die Aloe, die man hier bekommt, iſt von vorzüglicher Güte. Dies iſt eigentlich ein verdickter Saft, der aus dem fleiſchigen Blatt der Aloe-Pflanze bereitet wird; es giebt davon dreierlei Arten. Die erſte oder Aloe Socotrina kommt von der Inſel Socotora in dem In-

dischen Ocean; sie hat eine glänzende Oberfläche, ist einigermaaßen durchsichtig, und wenn sie noch in Klumpen ist, von gelblich rother, wenn man sie aber zu Pulver zerreibt, von ganz goldgelber Farbe. Im Winter ist sie hart und zerreiblich, im Sommer etwas biegsam und wird zwischen den Fingern sehr weich; mit ihrer Bitterkeit ist ein sehr aromatischer Geschmack verbunden, der aber demungeachtet etwas höchst Widriges hat; ihr Geruch hingegen ist nicht unangenehm und hat viele Aehnlichkeit mit dem von der Myrthe. — Die zweite Art heißt Aloe hepatica und wird nicht allein in Ostindien, sondern auch in andern Ländern gewonnen. Die beste davon wird gewöhnlich von der Insel Barbados in großen Muschel-Schaalen gebracht, eine geringere Sorte in kleinen Fäßchen, und eine noch schlechtere in Tonnen. Diese Art von Aloe hat eine dunklere und weniger durchsichtige Farbe als die Aloe Socotrina und ist auch gewöhnlich fester und trockener. Ihr Geschmack ist im höchsten Grade bitter, Eckel erregend und hat das Aromatische von der vorigen Art ganz und gar nicht; auch ihr Geruch ist weit beißender und unangenehmer. — Die dritte Sorte, oder die Aloe caballina, oder Pferde-Aloe, ist von den beiden vorhergehenden Arten durch ihren starken ranzigen Geruch leicht zu unterscheiden; außerdem kommt sie der Aloe hepatica sehr nahe, und wird auch nicht selten für diese verkauft. Zuweilen wird sie so rein zubereitet und hat ein so glänzendes Ansehn, daß es sehr schwer ist, sie mit den Augen zu unterscheiden; dagegen verräth sie sich sogleich durch ihren ranzigen Geruch, und sollte auch dieser durch Kunst weggeschafft werden, so ist doch der aromatische Geschmack

der bessern Aloe, der dieser letztern Sorte nie gegeben werden kann, das untrüglichste Kennzeichen derselben.

Die Cassia hat sowohl in der äußern Gestalt, als im Geschmack und Geruch die größte Aehnlichkeit mit dem Zimmt. Sie wird als eine Art von Rohr, zu welchem sie sich von Natur, indem sie trocknet, von selbst aufrollt, zu uns gebracht; diese Rohre sind zuweilen so dick wie die gewöhnlichen Zimmtrohre und auch eben so lang, allein meistens sind sie dicker und kürzer und auch die Rinde selbst ist dicker und gröber. Sie ist von bräunlicher Farbe, mit etwas wenigem Roth unterlaufen, jedoch nicht so stark als die Zimmtrinde; ihr Geschmack und Geruch ist sehr aromatisch, allein der Geruch ist schwächer und der Geschmack weit weniger beißend und brennend, als der von dem Zimmt. Durch diesen Mangel an beißender Schärfe unterscheidet sie sich von dem Zimmt, noch weit mehr aber dadurch, daß sie, wenn man sie in den Mund nimmt, und eine Weile darin behält, schleimigt und gallertartig wird. Wenn diese Rinde vollkommen gut und frisch ist, so muß sie sich im Munde beim Kauen in eine Art von Schleim auflosen, wird sie gepülvert und in Wasser gekocht, so entsteht daraus ein dicker klebricher Brei, der, wenn er kalt wird, die Konsistenz von einer Gallerte annimmt. Der Baum, wovon die Cassia gewonnen wird, gehört zu der nämlichen Gattung wie der Zimmt-Baum, und ist nur eine besondere Art davon; sie wird auch auf die nämliche Art, wie der Zimmt, von den Zweigen das Baumes abgelöst.

3.

Einige Nachrichten über Batavia und den dasigen Handel.

Wenn ein Kauffahrer nach Batavia kommt, so muß er vor allen Dingen einen Besuch bei dem Schabundar, oder General-Kassirer der Kompagnie, abstatten, und ihm eine vollständige Factur von allen bei sich habenden Gütern einhändigen, worin jedoch das Opium nicht genannt werden darf, diese ganze Ladung muß der Compagnie zum Verkauf angeboten werden. Weil aber das Opium ein Handels-Artikel ist, wovon die Kompagnie den ausschließenden Alleinhandel besitzt, so muß dabei mit besonderer Vorsicht zu Werke gegangen werden. Der Schabundar macht dem Kauffahrer bekannt, an welchem Tage der hohe Rath der Kompagnie zusammenkommt und dieser muß dann eine Bittschrift einreichen, worin er um die Erlaubniß, seine Ladung verkaufen zu dürfen ansucht. Der hohe Rath nimmt ihm alsdann entweder alles Opium, das er bei sich hat, um 500 Reichsthaler für die Kiste ab, oder er ertheilt ihm den Befehl, sich sogleich von der Rheede zu entfernen; in diesem letztern Falle bleibt nichts anders übrig, als sich durch Schleichhandel zu helfen. Während der Kauffahrer seine übrige Waaren-Ladung ans Land bringt, muß er ein schriftliches Bekenntniß von sich geben, und sich darin bei Verlust seines Lebens anheischig machen, daß weder er, noch irgend Jemand von seinem Schiffsvolke, weder mittelbar noch unmittelbar, mit Opium oder Gewürzen Schleichhandel treiben wolle. Dieser strengen Maaßregel ohngeachtet ist ihm aber noch kei-

neswegeſ alle Hoffnung, ſein Opium los zu werden benommen, ſondern er erkundigt ſich nunmehr unter der Hand, ob der Fiskal, oder der General-Kaſſirer noch eigene Vorräthe von Opium beſitzen oder nicht; haben ſie noch welche, ſo iſt durchaus nichts für ihn zu thun; denn alsdann führen ſie eine zu ſtrenge Aufſicht, und haben ihre bewaffneten Kreuzer beſtändig in Thätigkeit. Wenn aber ihre Vorräthe erſchöpft oder nur ſehr gering ſind, ſo wird ihnen das Anerbieten gemacht, eine gewiſſe Quantität davon auf einer der zunächſt gelegenen Inſeln für ſie auszuladen.

Nimmt die Kompagnie das Opium ſelbſt, ſo bietet ſie gewöhnlich die Bezahlung in Papier an; allein der Kaufmann, der kein Neuling in der Sache iſt, wird bald gewahr, ob ſie der Waare ſehr benöthigt iſt, und dann dringt er darauf, mit baarem Gelde bezahlt zu werden. Verſteht ſich die Kompagnie hierzu, ſo bietet ſie ihm abermals vorerſt Rupien an, allein gerade dieſes iſt ein ſicheres Zeichen, daß ſie den größten Mangel an Opium hat, und der Kaufmann muß alsdann darauf beſtehen, daß er in Spaniſchen Thalern bezahlt werde. Auf jeden Fall aber läßt er ſein Opium nicht anders ab, als gegen die halbe Bezahlung in baarem Gelde.

Wenn es mit den Schleichhandel gut geht, ſo wird dabei alles in baarem Gelde bezahlt. Zuweilen bekommt man auch Pfeffer und etwas Zinn und mit unter auch wohl eine Quantität Gewürze zu kaufen; aber dieſe Waaren müſſen alsdann ebenfalls in baarem Gelde bezahlt

werden. Weil jedoch auf dieſe Gewürze in Europa ein ſehr bedeutender Gewinn gemacht wird, ſo zieht der Kaufmann ungeachtet der baaren Bezahlung dieſen Artikel jedem andern vor, und ſogar in Sina wird ſchon ein beträchtliches darauf gewonnen, denn die Sineſiſchen Junken, die nach den Philippinen und der Inſel Celebes handeln, bringen zwar Gewürze in außerordentlicher Quantität nach Sina, aber dennoch für die Konſumtion dieſes ungeheuer großen Reiches noch immer nicht genug. Die Waaren, die aus Batavia ausgeführt werden können, beſtehen ungefähr in folgenden: Zinn und Pfeffer, welche beide jedoch nur zuweilen zu bekommen ſind; Arrak, den man beſtändig haben kann; Zucker, den jedoch nur allein die Kompagnie verkauft; Reiß, der immer zu bekommen iſt, aber für ſehr hohe Preiße. Durch Schleichhandel kann man ſich endlich auch noch Japaniſches Kupfer, Tauwerk, Segeltuch, und mehrere Gewürze verſchaffen; dies muß jedoch mit der äuſſerſten Vorſicht geſchehen, weil die ſtrengſten Strafen darauf geſetzt ſind. Unter den Gewürzen, die hier vorzüglich zu bekommen ſind, will ich bloß einige der merkwürdigſten anführen.

Die Muskat-Nuß, und die Muskat-Blüte. Die Frucht des männlichen Muskat-Nuß-Baumes wird von uns am meiſten geſucht; ſie iſt fleiſchig, einem Apfel ſehr ähnlich, und hat inwendig nur eine einzige Höhlung oder Zelle, welche die Nuß enthält. Die Frucht des weiblichen Baumes, oder die zweite Sorte, iſt von der erſtern dadurch verſchieden, daß ſie die

Gestalt einer Birne hat; überdies ist die Nuß auch größer als die erstere. Diese Nuß ist in eine röthliche Haut eingehüllt und füllt die Höhlung, worin sie liegt, so dicht aus, wie unsere wälschen Nüsse ihre äußern fleischigten Schaalen. Die rothe Haut bedeckt die Nuß nur zum Theil, und zwar in einzelnen Streifen, wovon man die Spuren noch an der Nuß selbst deutlich bemerkt, wenn sie zum Verbrauch oder zum Verkauf davon gereinigt worden ist. Dieses Reinigen geschieht dadurch, daß die Nüsse in einem Sack sehr stark geschüttelt werden, wodurch die Haut sich davon ablöst, und beide sowohl die Nuß als die Blüte in den Zustand versetzt werden, worin man sie bei uns findet. Man sieht aber hieraus, wie sehr der Muskat-Blüte dieser Name mit Unrecht beigelegt wird. Wenn die Frucht anfängt reif zu werden, so springt die äußere Schale zuerst auf der einen Seite auf, und man sieht alsdann darin die Nuß, so wie sie mit der Blüte oder der rothen Haut bedeckt ist. Die Blüte ist weit aromatischer als die Nuß selbst, und wird daher auch weit höher geachtet. Die äußere fleischige Schaale hat einen scharfen und herben Geschmack, der den Europäern äusserst zuwider ist; von den Eingebornen wird sie jedoch mit Vergnügen gegessen.

Es giebt zweierlei Arten von Tauben, die sich bloß allein von Muskat-Nüssen nähren; wahrscheinlich ist es jedoch nur die äußere oder fleischige Substanz derselben, die ihnen zur eigentlichen Nahrung dient, denn die Nuß selbst verschlucken sie zwar ebenfalls, geben sie aber auch immer ganz wieder von sich, und sie wird auf diesem

Durchmarsch durch die Verdauungs-Organe des Vogels so wenig verändert, daß auch die fortpflanzende Kraft im geringsten nicht dadurch geschwächt wird. Daher wird durch diese Tauben, die beständig von einem Orte zum andern, und von Insel zu Insel herum fliegen, der Muskat-Nußbaum überall wo sie hinkommen, fortgepflanzt.

Die Muskat-Blüte ist eine dünne, faserigte, aus elastischen Häutchen bestehende Substanz, welche die Nuß unmittelbar umhüllt. So lange sie frisch ist, so hat sie eine blutrothe Farbe, allein sobald sie von der Nuß abgesondert ist, so wird sie auf Hürden die Schichtenweiß auf einander gesetzt werden, in der Sonne getrocknet, und dann nimmt sie eine Safrangelbe, ins röthliche spielende Farbe an. Diese Gewürzart hat einen lieblichen aromatischen Geruch, und einen bitterlichen, sehr stärken beißenden Geschmack; das in Menge darin enthaltene Oel ist von der nämlichen Beschaffenheit wie dasjenige, das von der Muskatnuß gewonnen wird, nur daß es dünner und in weit größerer Menge darin vorhanden ist. Bei dem Einpacken der Muskat-Blüte muß besonders mit der größten Sorgfalt auf den Grad der Trockenheit derselben gesehen werden, denn wenn sie allzutrocken ist, so zerbröckelt sie leicht und verliert dabei einen großen Theil von ihrem aromatischen Wohlgeruche; ist sie aber noch zu feucht, so verdirbt sie gern und es setzen sich Würmer darin an.

Die Gewürz-Nelken kommen von einer pyramida-

lischen Staude, die in den Moluckischen Inseln wächst; die Blätter derselben stehen gegen einander über, sind an beiden Enden zugespitzt, glatt, und stehen auf rothen, ungefähr einen Zoll langen Stielen; diese Stiele sind der alleraromatischste Theil der Pflanze, selbst die sogenannten Nägelein (Nelken) oder getrockneten Blüten-Knospen nicht ausgenommen. Die Blüten kommen Büschelweise an der Spitze der Zweige zum Vorschein und sind von blaulicher Farbe mit weißen Adern durchzogen. Auf sie folgt eine Eiförmige Frucht von röthlicher Farbe, die gewöhnlich zwei Kerne enthält. Alles an dieser Pflanze, die Rinde, die Blätter, ja selbst die Wurzel ist gewürzhaft; sie verlangt, um gehörig zu gedeihen, eine feuchte Lage. Es giebt aber auch zweierlei Arten von wilden Nelken-Bäumen, die nichts Gewürzhaftes haben und sich von der ächten Art bloß durch die Blätter unterscheiden, sehr lange Stiele und eine blaßgrüne Farbe haben. Beide Arten tragen eine außerordentliche Menge von Blüten, allein ihre Früchte, die zwar ebenfalls Gewürz-Nelken heißen, haben nicht den allergeringsten Wohlgeruch und einen bittern, sehr unangenehmen Geschmack.

Um die Gewürz-Nelken einzusammeln, werden große Tücher unter den Baum ausgebreitet, und alsdann die Zweige stark geschüttelt, oder auch wohl die Früchte mit langen Röhren herabgeschlagen; hierauf werden sie in der Sonne oder auch im Rauch von Bambusrohr getrocknet. Diejenigen Nägelein, die übersehen, oder absichtlich an dem Baume zurückgelassen werden, wachsen immer fort, bis sie einen Zoll und drüber dick sind; diese

haben den Namen Mutter-Nelken, und bringen, wenn sie abfallen, neue Pflanzen hervor, die aber unter 8 bis 9 Jahren keine Früchte tragen. Diese Mutter-Nelken werden von den Holländern, während sie ganz frisch sind, in Zucker eingemacht, und geben auf diese Art ein vortreffliches Konfekt. Wenn die Gewürz-Nelken von vollkommener Güte sind, so müssen sie schwer und ölicht seyn, einen sehr angenehmen Geruch und einen so starken, gewürzhaften Geschmack haben, daß sie eine brennende Empfindung im Munde hervorbringen; ihre Farbe muß dunkelschwarz seyn, und wenn man sie anfaßt, so müssen sie eine ölichte Feuchtigkeit an den Fingern zurücklassen. Während sie frisch sind, geben sie bei einem geringen Pressen ein dickes, röthliches Oel von sich, daß einen durchdringend starken Geruch hat. Die Holländer ziehen oft aus den Gewürz-Nelken fast die Hälfte ihrer aromatischen Substanz durch Distillation ab; alsdann trocknen sie dieselben wieder und vermischen sie mit denen, die noch frisch und ungeschwächt sind, wodurch die ausgemergelten wieder einen Theil von der Kraft der leztern an sich ziehen. Hierdurch wird der Käufer äußerst leicht betrogen, und man kann diejenigen Gewürz-Nelken, die schon einmal ihrer Kraft beraubt worden waren, nur daran bestimmt erkennen, daß sie schwächer als die übrigen, leichter, runzlicher und von blässerer Farbe sind.

Die Holländer pflegen die Gewürz-Nelken immer nach dem Gewichte zu verkaufen, und da sie wissen, daß diese Art von Gewürzen sehr leicht Wasser einsaugt und dadurch beträchtlich an Schwere zunimmt, so wird sehr

häufig ein abscheulicher Betrug damit gespielt. Wenn nämlich eine Quantität Gewürznelken bestellt wird, so hängt man die Säcke, worin sie sich befinden, eine Zeitlang über einen Kessel mit Wasser auf, und hierdurch gewinnen sie mehrere Pfunde am Gewicht. In den Gewürz-Inseln zieht ein Sack mit Nelken in einer einzigen Nacht eine solche Menge von Feuchtigkeit an sich, daß sie ohne Mühe mit den Händen heraus gedrückt werden kann.

Der Arrack macht gegenwärtig einen der vorzüglichsten Handels-Artikel von Batavia aus. Die Holländer haben heut zu Tage diesen Handlungs-Zweig den Portugiesen fast gänzlich aus den Händen gerissen, und die Kunst, ihn zu verfertigen, ist größtentheils von Goa nach Batavia verpflanzt worden. Von dem besten Arrack wird zu Batavia selbst die Gallone, oder vier Maaß, für ungefähr 4½ Reichsthaler sächsisch verkauft.

Der Arrack von Goa wird aus dem sogenannten Totty bereitet, einem Saft, der durch Einschnitte aus dem Kokosbaum gewonnen wird. Der Arrack von Batavia hingegen wird aus Reis und Zucker verfertigt. Die Art, wie zu Goa der Arrack gemacht wird, ist folgende: um den Saft aus dem Baume zu ziehen, bindet sich vorerst der Mann, der dieses Geschäft verrichten soll, eine Menge ganz kleiner irdener Töpfe rings um den Leib und sonst überall, wo er sie bequem anbringen kann; hierauf klettert er an dem Stamm eines Kokosbaumes hinauf, und wenn er an die Aeste kommt, so schneidet er

mit einem Messer eine von den kleinen Knospen ab, deckt die Mündung des Töpfchens über die Wunde und befestigt dasselbe mit einer Schnur darauf; hiermit fährt er so lange fort, bis alle seine Töpfchen festgebunden sind. Hierauf steigt er wieder vom Baume herab und läßt die Töpfchen über Nacht hängen; am andern Morgen sind sie fast alle mit Saft angefüllt und werden alsdann in das dazu bestimmte Gefäß ausgeleert. Dies wird jede Nacht wiederholt, bis man eine hinlängliche Quantität davon beisammen hat, worauf der ganze Vorrath zusammen geschüttet und zur Gährung, die auch sehr bald erfolgt, hingestellt wird. Wenn die Gährung vorüber und der Saft ein wenig sauer geworden ist, so wird er in den Brennkolben gegossen und dieser so lange auf dem Feuer gelassen, als die herausfließende Feuchtigkeit noch einigermaßen stark und geistig ist; diese Feuchtigkeit ist der sogenannte Arrack-Wein, der ein so schwaches Getränke ist, daß wenn er nicht noch einmal abgezogen wird, er sehr bald verdirbt. Um aber das Phlegma davon abzusondern, wird er unverzüglich wieder in den Kolben zurückgebracht und so lange abgezogen, bis die starke Art von Branntwein, die wir kennen, die aber demungeachtet noch schwach genug ist, daraus entsteht. So stark und geistvoll auch dieser Arrack dem Geschmack nach zu seyn scheint; so ist doch nur der sechste, ja zuweilen sogar nur der achte Theil davon wahres Alkahol oder ganz reiner Geist; dahingegen der Arrack von Batavia, so wie auch die bei uns verfertigten starken Branntweine, gewöhnlich zur Hälfte reinen Geist enthalten.

4.

Samarang.

Ich bin niemals selbst an diesem Orte gewesen und kenne ihn bloß der Beschreibung nach als den allervorzüglichsten zum Handel auf der ganzen nord-östlichen Küste von Java. Da er so ganz in der Nähe der Insel Celebes liegt, so sollte ich glauben, daß man daselbst besser als in irgend einem andern Haven Gewürze und die vorzüglichste Art von Vogelnestern bekommen könnte. Ein gutes Vogelnest ist ungefähr von der Größe einer kleinen Chinesischen Theetasse, so weiß wie Schreibpapier, so durchsichtig wie Marienglas, und um dasselbe herum hängen einige wenige äußerst zarte Federchen. Der Preis dafür beruht großentheils auf dem zum Verkauf vorhandenen Vorrath davon. Immer ist es aber ein sehr theurer Artikel und man bekommt für 10 bis 12 Spanische Thaler nur eine sehr kleine Quantität davon; die nämliche Quantität wird jedoch in Sina für 24 Thaler verkauft. Das gemeine schwarze Nest hingegen, das fast überall in Ostindien gefunden wird, und voll von Federn und allerlei Schmuz ist, kostet bei weitem nicht so viel. Der gewöhnliche Absatz dieser Vogelnester geht fast ausschließend nach Sina.

Der Vogel, der dieses Nest baut, ist eine Art von Schwalbe, an der die obere Hälfte des Körpers, nebst dem Kopf und dem Schwanze dunkelschwarz, die untere Hälfte aber weiß ist. Sie hat einen kleinen Kopf, einen

kurzen dicken stark gekrümmten, hellblauen und glänzenden Schnabel. Ihre Füße sind kurz und dünne, und die Flügel so lang, daß sie bis über den Schwanz hinausreichen. Diese Schwalben halten sich in hohen steilen Felsen auf, wohin sie auch ihre Nester bauen.

Die Nester sind in Größe, Dicke, Farbe und Gewicht von einander unterschieden; im Durchschnitte sind sie gewöhnlich an dem obersten Ende drei Finger breit und ihre Tiefe beträgt niemals über einen Zoll. Die weiße Substanz derselben schillert etwas ins röthliche und ist ein wenig durchsichtig; sie sind nicht viel dicker als ein silberner Löffel und ihr Gewicht betragt eine Viertels-Unze bis zu einer halben Unze. Sie sind sehr zerbrechlich und sehen, wenn sie entzwei gebrochen werden, inwendig glänzend Gummiartig aus. Da die Industrie des Vogels die Materie, womit er sein Nest baut, in kleinen klebrigen Streifen und in gewissen Zwischenräumen von einander anzusetzen weiß, so sieht das Nest auf der Oberfläche ganz runzlich, oder vielmehr fein gefurcht aus. Diese ganze Beschreibung gilt jedoch nur von denjenigen Nestern, die schon einige Zeit aufbewahrt worden, und ganz trocken sind; wenn sie noch an den Felsen hängen, so sind sie biegsamer, größer und schwerer.

Diese Nester bestehen aus einer animalischen Substanz, welche sich die Vögel zur Zeit der Ebbe von der Küste herholen. Sie setzen sich auf eine Art von Seestern, die eine schleimige Konsistenz hat, und tragen von dieser einen Schnabel voll an den Ort hin, wo sie ihr Nest bauen

wollen; hier befestigen sie die mitgebrachte Materie Fadenweis über und neben einander, und fliegen dabei immer so lange hin und zurück, bis ihre Arbeit ganz vollendet ist. Viele behaupten jedoch, daß diese Vögel ihre klebrige Materie von den Austern oder von andern Schalthieren herholen, deren es in diesen Meeren eine große Menge giebt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß diese Schwalben die Materialien zu ihren Nestern sowohl von Seesternen als von Schalthieren hernehmen, denn daß sie es zu thun im Stande sind, beweist ihr starker gekrümmter Schnabel.

Auf dieser ganzen Küste hat man sich sehr vor Seeräubern in Acht zu nehmen und muß beständig gegen einen Angriff auf seiner Hut seyn. Wenn die Schiffe nach Borneo segeln müssen, um dort ihr Opium abzusetzen und nach dem Monat Julius erst wieder von daher zurückkehren, so thun sie wohl, wenn sie noch einmal zu Samarang anlegen; denn alsdann laufen gewöhnlich die Gewürz-Schiffe auf ihrem Wege nach Batavia daselbst ein und man kann bei dieser Gelegenheit leicht eine beträchtliche Ladung davon abbekommen.

5.

Achin oder Atschin auf der Nordspitze der Insel Sumatra.

So bald man zu Achin anlandet, so ist es Sitte, unverzüglich ans Land zu steigen und von allen Waaren, die man zum Verkaufe bei sich hat, eine Probe mitzuneh-

men; hier muß man sich sogleich nach dem Dattu, oder dem Kaufmanne des Königs und dem Schabundar oder Oberzolleinnehmer erkundigen. Der letztere vermag besonders viel über den König. Diesen beiden Männern muß man die mitgebrachten Waaren vorlegen und mit ihnen wegen der Preise übereinkommen. Es ist unnöthig, dem Könige ein Geschenk zu machen, ehe man über den Verkauf übereingekommen ist, und dem zu Folge den gewöhnlichen Eid abgelegt hat; dieß letztere ist eine leere Ceremonie, und besteht darin, daß man das Messer oder den Dolch des Königs in die Hand nimmt, mit dem Gesicht gegen Osten gekehrt eine tiefe Verbeugung macht, und zugleich den Dolch in die Höhe hebt.

Von allem was an den König verkauft wird, werden keine Abgaben entrichtet; von den Gütern, die man einkauft als z. B. Schwefel, Betel, Areka-Nüsse, Benzoe, Pferden, Kamfer u. dergl. müssen sechs Procent an den König bezahlt werden. Die übrigen kleinen Abgaben an den Dattu, den Schabundar und einige andere Personen belaufen sich zusammengenommen auf 1 Prozent. Man mag aber an den König Waaren verkaufen, oder welche von ihm einkaufen, so muß man nie unterlassen, mit dem Dattu vorher über die Freiheit von allen Abgaben übereinzukommen, denn sonst fordert sie dieser dennoch ein und steckt sie in seinen eigenen Beutel. Wenn es zu Achin zu einem Handel kömmt, so sind die Geschenke, die gemacht werden müssen, kein unbedeutender Gegenstand. Dem Könige muß nämlich gegeben werden: ein langes Shawl, ein Stück feinen Musselin mit goldenem

Rande, eine Flasche mit Rosenwasser, ein Paar goldgestickte Pantoffeln, ein Stück feinen Zitz, ein Stück feinen Bast, und wenn man Waffen zu verkaufen hat, ein kleines Fäßchen mit Schießpulver und eine schöne Flinte. Auch an den Dattu oder des Königs Kaufmann und den Schabundar, müssen verhältnißmäßig schöne und bedeutende Geschenke gemacht werden, denn der König, der bloß für einen Soldaten gehalten seyn will, stellt sich, als wenn ihm der Handel äußerst verdrüßlich wäre, und überläßt ihn daher gänzlich diesen beiden Männern, die ihn in seinem Namen besorgen. Man muß daher zu seinem eigenen Vortheil auf einen guten Fuß mit denselben zu stehen suchen, und ihnen auch noch außer diesen ersten Geschenken gelegentlich mit andern weniger bedeutenden Dingen Vergnügen machen, um sie bei gutem Willen zu erhalten. Beide Männer sehen sehr darauf, daß man ihnen Aufmerksamkeiten erweise und sind große Freunde von feierlichen Ehrenbezeugungen. Wenn sie daher einen Besuch am Bord des Schiffes abstatten, so ist es durchaus nöthig, daß man sie beim Empfang, und eben so auch wieder bei der Abreise mit drei Kanonen-Schüssen begrüßt; dies wird jedoch allgemein auf der Malajischen Küste von jedem Manne erwartet, der irgend einen Rang in dem Dienste des Königs begleitet.

Alle ihre Waaren, die nach dem Gewichte verkauft werden, wägen sie auf einer hölzernen Schnellwage, ausgenommen das Gold, das auf einer kleinen Sinesischen Waage und mit einem Bunkal, oder Gewichtstein, der gewöhnlich aus Blei besteht und oft mit einem dünnen

Messingblech überzogen ist, gewogen wird. Es ist jedoch durchaus nöthig, daß man selbst eine Wage bei sich führe, um ihnen die Waaren auf der Stelle nachwägen zu können. Eben so nöthig ist es, daß man einen Tochadar, oder Wardein bei sich habe, um das Gold, wenn man in diesem Metalle bezahlt wird, sogleich probiren zu lassen; hierauf wird des Königs Siegel darauf gedrückt, damit in der Folge nicht Abgaben davon entrichtet werden müssen.

Man muß sich hier sehr in Acht nehmen, daß man nie mehr Waaren als wirklich bestellt worden sind, auf einmal ans Land schickt, auch darf man sie dem Käufer nicht eher ablassen, als bis sie bezahlt sind und ihm unter keinerlei Vorwand Kredit geben, denn wenn man dieses thut, so sind, selbst bei dem Dattu, höchst wahrscheinlich die sämtlichen Waaren verloren, und man bekömmt niemals die geringste Bezahlung dafür.

Häuser bekommt man hier zu jeder Zeit zu miethen; wenn aber die Waaren an den König verkauft werden, so weist dieser dem Kaufmann eine Wohnung so lange umsonst an, bis die Bezahlung von seiner Seite erfolgt ist; nachher aber muß man dieselbige Wohnung oder eine andere von dem Dattu zur Miethe nehmen und ihm gewöhnlich für die Jahrszeit, oder für die ganze Dauer des Aufenthalts daselbst, einen oder zwei Bunkals Gold dafür bezahlen.

Ein Bunkal Gold beträgt ohngefähr 24 Spanisch-

Thaler. Auf sein Schiff muß man, so lange es auf der Rheede liegt, alle mögliche Sorgfalt verwenden, denn die Achinesen stehen in der genauesten Verbindung mit den Einwohnern auf der Küste von Pedir, die sämtlich Seeräuber sind; sobald sie daher merken, daß das Schiff nicht gehörig bewacht wird, so geben sie den letztern Nachricht davon, und man läuft alsdann Gefahr, sein Schiff ganz zu verlieren. Uebrigens hat man auf der Küste ausser der Feuersgefahr nichts zu befürchten; es ist aber demohngeachtet rathsam, außer seinem Bedienten auch noch zwei oder drei Seapoys oder Europäische Soldaten bei sich zu haben, und dies ist besonders nöthig, wenn man eine Quantität Waaren, die noch nicht verkauft sind, in seinem Hause hat, denn schon dadurch, daß man zu jeder Zeit zur Vertheidigung gerüstet ist, wird manchem Angriffe vorgebeugt.

Eine der vorzüglichsten Waaren, die man hier bekommt, sind vortrefliche Areka-, oder wenn das Betel-Blatt dabei ist und sie so gut zubereitet sind, wie sie gekaut werden, Betel-Nüße, über welche ich daher bei dieser Gelegenheit einige Nachrichten mittheilen will.

Die Areka-Nuß ist die Frucht eines schlanken dünnen Baumes, der zu dem Geschlechte der Palmen gehört. Die Schale, worin sie sich befindet, ist von außen glatt, inwendig aber rauh; sie hat viele Aehnlichkeit mit der Kokosnuß und ist ungefähr von der Größe einer noch in ihrer grünen Schaale befindlichen Wallnuß. Der Kern ist beinahe so groß wie eine Muskatnuß und hat auch mit

dieser der äußern Gestalt nach viele Aehnlichkeit; wenn er entzwei geschnitten wird, so ist er eben so wie jene überall mit Adern durchzogen. So lange diese Frucht weich und nicht gehörig reif ist, so enthält sie eine grauliche und durchaus flüssige Substanz, die aber immer fester wird, je mehr sich die Nuß ihrer Reife nähert. Wenn sie vollkommen reif ist, so hat sie, frisch gegessen, einen adstringirenden, aber sehr angenehmen Geschmack, und die äussere Schaale ist von einer gelblichen Farbe. Der vorzüglichste Gebrauch, der von diesen Areka-Nüssen gemacht wird, besteht darin, daß sie zugleich mit den Betel-Blättern gekaut werden, wozu man noch eine Art von Kalk, der den Namen Chunam führt, und oft auch einige andere wohlriechende Kompositionen zu mischen pflegt. Diese Mischung kauen die Indianer bei allen Gelegenheiten, und es haben sogar viele Europäer, besonders Portugiesen, diese Gewohnheit angenommen. Die Zubereitung muß also aus dreierlei Ingredienzien bestehen, nämlich aus der Areka-Nuß, dem Betel-Blatt und dem Chunam; wenn eines von diesen dreien fehlt, so hat auch die dunkelrothe Farbe nicht statt, die durch ihre Mischung beim Kauen entsteht. Das Betel-Blatt kommt von einer Pflanze, die sich wie der Hopfen an hohen Stangen hinauf windet, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Lorbeer-Blatt; es hat einen sehr scharfen beissenden Geschmack, der aber für diejenigen die daran gewöhnt sind, nicht unangenehm ist. Der Chunam ist bloß ein aus den feinsten Muschelschaalen gebrannter Kalk; er wird in Büchschen von Gold, Silber und an-

dern Metallen aufbewahrt, und muß, ehe man ihn brauchen will, angefeuchtet werden.

Der Katechu, der dieser Mischung ebenfalls häufig beigefügt wird, ist der verdickte Saft von mehreren adstringirenden Bäumen, besonders aber von dem Arekabaum; er wird daher sehr uneigentlich Japanische Erde, oder Terra Iaponica genannt. Gewöhnlich bekommt man diese Substanz in kleinen flachen Kuchen, die inwendig, wenn sie entzwei gebrochen werden, glatt und von glänzend brauner Farbe sind; sehr häufig sind jedoch diese Kuchen bis zum achten Theil mit Sand und andern Unreintgkeiten vermischt. Die bessere Sorte davon, die in kleine dünne Täfelchen geformt und vollkommen rein ist, kommt selten in den Handel und ist schwer aufzutreiben. Dieser Katechu hat wenig oder gar keinen Geruch und einen lieblichen adstringirenden Geschmack. Die bessere Sorte davon zerschmelzt sogleich im Munde, die schlechtere aber nur nach und nach, hat einen brennendern Geschmack und knittert unter den Zähnen. Durch Auflösung im Wasser kann die Reinigkeit des Katechu am sichersten erprobt werden, denn wenn er vollkommen rein ist, so löst er sich ganz auf, wo nicht, so bleibt die Unreinigkeit zurück.

6.

Pedir auf der Westküste von Sumatra.

Pedir ist kein unbedeutender Handelsort, und besonders wird eine große Menge von Pfeffer und Areka-

Nüssen daselbst ausgeführt; der erstere wird aus andern, weniger bekannten Gegenden der Insel herbeigebracht, die letztern aber gewinnen die Einwohner selbst, und daher wird der ganze Handel auf dieser Küste ausschließend unter dem Namen dieses Ortes geführt.

Die vorzüglichsten Handelsartikel, die sowohl hier als auf der Küste von Battabarra zu bekommen sind, bestehen in Areka- oder Betel-Nüssen, in Pfeffer, Goldstaub, Spanischen Rohren, Wachs, Kamfer und Benzoe, oder Weihrauch. Der Boden auf dieser Küste ist sehr fruchtbar und durch eine Menge kleiner Bäche vortrefflich bewässert; in der niedern Gegend, die zunächst an der See liegt, giebt es jedoch viele Sümpfe und Moräste, die durchaus nichts als Bambusröhre und verschiedene andere Schilfarten hervorbringen.

Die Thiere, die auf dieser Küste gefunden werden, bestehen in einer sehr kleinen Rasse von Pferden, in Büffeln, Ziegen, Ochsen und Schweinen. In den Wäldern und Gebirgen giebt es verschiedene Arten von wilden Thieren, als z. B. Tiger, Elephanten, Rhinocerosse, Affen, wilde Schweine und Hirsche; auch findet man daselbst Aligatoren eine Art von Krokodillen, ferner Stachelschweine, Schlangen, Scorpionen und mehrere andere Arten von giftigen Thieren. Sumatra ist die einzige Insel in ganz Indien, auf welcher Bäre gefunden werden. Außerdem hat man daselbst alle Arten von Federvieh, besonders Enten und eine unzählbare Menge von allerlei Vögeln.

7.

Anna Labu.

Wenn man weiter hin an der Küste von Sumatra hinsegelt, so kommt man nach Anna Labu, welcher Ort im 4° 8′ nördlicher Breite liegt, und an einem Haufen sehr hoher Bäume, die man aus der Ferne beim ersten Blick für eine Insel hält, und an welchen der König seine Fahnen auszuhängen pflegt, sehr leicht erkannt werden kann. Zwischen diesem Orte und der Insel Banjack liegt noch eine kleine Insel, die sogenannte Kokosinsel, man bekommt sie jedoch auf der Fahrt nicht zu Gesicht, da sie noch immer 12 bis 14 Seemeilen von der Küste von Sumatra entfernt, und in 96° 52′ östlicher Länge von Greenwich liegt. Pulu Banjack kann man jedoch leicht erkennen, denn sie ist die nächste Insel bei Sumatra und es befindet sich ein hoher Berg darauf, den man lange zuvor, ehe man noch sonst etwas von der Insel erblickt, sehen kann.

8.

Die Passage-Insel.

Sehr nahe bei Pulu Banjack liegt die Passage-Insel, die durchaus sandig und gänzlich mit Bäumen überdeckt ist, unter welchen sich einer befindet, der über die übrigen alle beträchtlich hervorragt und bei hellem

Wetter auf 4 bis 5 Seemeilen weit von dem Verdeck gesehen werden kann; ich selbst habe ihn von Sinkell aus, das doch 7 Seemeilen davon entfernt ist, sehr deutlich gesehen. Der Weg an dieser Insel hin ist übrigens äußerst gefährlich, da auf dem halben Wege zwischen derselben und dem festen Lande ein furchtbares Felsenriff liegt, das sich längst der Insel Sumatra von Nordwest nach Südost beinahe auf 3 Stunden hin erstreckt. Auch jenseit dieses Riffs gegen die Insel zu, befinden sich noch eine Menge Klippen im Meere; allein demungeachtet müssen die Seefahrer auf der Seite des Riffs gegen die Insel zu fahren, da die Gefahr auf dieser Seite wegen der weißen Farbe der Klippen von dem Mastkorbe aus, wo während der ganzen Fahrt durch diesen Kanal ein Officier die Wache haben muß, sehr leicht voraus gesehen werden kann, dahingegen das Riff, das sich auf die andere Seite gegen Sumatra hin erstreckt, blos bei vorzüglich hellem Wetter bemerkt werden kann. Die Passage-Insel liegt übrigens in 2° 23′ nördlicher Breite.

9.

Von Sinkell, ebenfalls auf der West-Küste von Sumatra.

Weiterhin gegen Süden kommt man nach Sinkell, welcher Ort an dem Flusse gleiches Namens liegt, in dessen Mündung sich eine kleine mit hohen Bäumen bedeckte Insel befindet, die man in einer Entfernung von 4 Seemeilen schon für eine solche deutlich erkennen kann.

Sobald man hier ankommt, muß man das Boot wohl bemannt und bewaffnet mit dem Dolmetscher, oder irgend einer andern Person, welche die Sprache der Eingebohrnen reden kann, den Fluß hinauf schicken. Auf dem halben Wege gegen die Stadt zu, steht an dem Ufer des Flusses ein einzelnes Haus, das dem Schabundar zugehört. Diesem Manne muß man seine Absicht eröffnen, und er schickt hierauf selbst einen expressen Boten an die Kaufleute in die Stadt; man braucht daher nicht weiter den Fluß hinauf zu fahren, sondern kann hier die Antwort abwarten. Für ein kleines Geschenk an den Schabundar, das sehr nützlich angewendet ist, und auch von ihm erwartet wird, giebt er einem im Voraus die zuverlässigste Auskunft, was für Güter die Kaufleute am meisten einzukaufen und was für welche sie vorzüglich abzusetzen wünschen. Bald hernach stellen sich die Kaufleute selbst am Bord des Schiffes ein, sehen die Proben von den mitgebrachten Waaren an und suchen wegen der Preise derselben eine Uebereinkunft zu treffen. Hierbei muß man jedoch sehr auf seiner Huth seyn und sich in jedem Augenblick gegen einen feindlichen Angriff bereit halten; besonders muß man nicht zugeben, daß noch andere als die vorzüglichsten Kaufleute an Bord des Schiffes kommen und auch unter diesen darf man keinen zulassen, der irgend eine Art von Waffen bei sich führt.

Sobald die Preise abgeschlossen sind, so kommen täglich eine Menge Böte zu dem Schiff, die ihre Ausfuhr-Artikel, besonders Benzoe und Kamfer herbeibringen. Diese beiden Waaren werden Tompong- oder Stück-

weiße verkauft, und jedes Tompong muß 20 Catty, jedes Catty aber drei und ein halbes Pfund Troyer-Gewicht wiegen. Von dem Benzoe bekommt man jedoch nur die zwei geringern Sorten als Bezahlung für die abgelassenen Waaren; die vorzüglichste aber muß man gewöhnlich mit baarem Gelde, und zwar mit Spanischen Dollars bezahlen. Ihre Rechnung wird in Tales, Succus und Satallies geführt, und zwar machen vier Satallies einen Succu, vier Succus einen Tale, und dieser beträgt ungefähr vier Spanische Dollars.

Die Ausfuhr-Artikel zu Sinkell bestehen vorzüglich in Benzoe, Kamfer, Wachs und Gold. Alle diese Waaren müssen aber, ehe man den Handel abschließt, sorgfältig untersucht werden, denn die Einwohner verstehen sich vortrefflich darauf, sie alle, und sogar auch das Wachs zu verfälschen. Dies gilt jedoch von allen Malayischen Küsten ohne Ausnahme.

Die Einfuhr-Artikel bestehen in Eisen, und zwar in platten Stangen, in Opium, Drehbassen, Flinten, Schießpulver, Stangenlack, weißen und blauen Zeugen von verschiedener Art, kleinen Spiegeln mit vergoldeten Rahmen, Zimmermanns-Werkzeugen von aller Art, rothen und gelben Tafften und feinen Schnupftüchern.

10.

Barus auf der Küste von Sumatra.

An diesem Orte bekommt man den besten Kamfer auf der ganzen Küste von Sumatra, und außerdem haben auch die Einwohner noch Benzoe und Goldstaub. Die Einfuhr-Artikel sind die nämlichen wie an dem vorigen Orte, außer daß hier noch Kleider und Hausgeräthe für den Holländischen Residenten der hier wohnt, ferner Zitze mit rothem Grund und großen Blumen, Salz, Reiß, einige metallene Uhren und Degen mit vergoldeten Gefäßen, hinzukommen.

11.

Natal-Hill und Natal auf der nämlichen Küste.

Natal-Hill, oder der Berg bei Natal wird mit der Karra-Karra Spitze zu gleicher Zeit erblickt; er ist ganz von Bäumen entblößt und hat ein dürres unfruchtbares Aussehn.

Die Art, wie zu Natal der Handel getrieben wird, ist ganz die nämliche wie die zu Sinkel, außer daß man auch Gold bekommt und zwar zu 20 oder 21 Spanischen Dollars für ein Tale; da es aber gewöhnlich nur Goldstaub ist, so muß man es vorher sorgfältig probiren, denn

es ist häufig so sehr verfälscht, daß es kaum mehr 16 Dollars werth ist. Scheidewasser ist das beste Mittel es zu probiren; wenn man aber keines hat, so kann es auch mit Hirschhorngeist geschehen. Man läßt nämlich einige Tropfen davon in eine kleine Quantität Goldstaub fallen, die man auf einen ganz reinen Bogen Papier geschüttet hat; sind Eisentheile darunter, so nimmt das Papier sogleich eine braune oder schwarze Farbe an; ist es aber mit Kupfertheilen oder Feilstaub vermischt, so wird das Papier grün.

Die Einfuhr-Artikel sind ganz die nämlichen wie zu Sinkell.

12.

Moco-Moco und die Ratten-Insel.

Vier oder fünf Seemeilen nordwärts von Moco-Moco befindet sich eine sehr auffallende Lücke in den hohen Palmenwäldern, womit diese Küste bedeckt ist; hieran kann der Seefahrer erkennen, daß er nicht mehr weit von dieser Englischen Niederlassung entfernt ist. Südwärts von dieser Lücke erblickt man zwei mit Waldungen bedeckte Landspitzen und zwischen beiden das freie ebene Land, in welchem das Fort Moco-Moco liegt. Wenn man sich dem Fort gegen über befindet, so sieht man die Englische Flagge davon herab wehen. Hier muß man aber ein Boot von der Küste abwarten, denn in dem eige-

nen kann man nicht ohne die größte Gefahr landen, weil die Einfahrt daselbst von allen Seiten mit Untiefen und Felsenrissen umgeben ist.

Von hier weg kommt man an der Ratteninsel vorbei, die eine ganz kleine mit Cocosnußbäumen dicht überdeckte Insel ist. Nordwärts von Marlbrough auf der Küste von Sumatra sind mehrere hohe Berge und man kann hier in einer Entfernung von 7 bis 8 Seemeilen von der Küste die sogenannte Zuckerhut-Insel deutlich erkennen.

13.

Ueber die Küste von Malakka.

Die Straße von Malakka ist wegen der reißenden Strömungen und der starken Stürme in manchen Jahreszeiten äußerst schwer zu passiren, am sichersten geschieht es vom Anfang Oktobers an bis zu Ende der Aequinoctial-Stürme, mit welchen, so unangenehm sie auch übrigens sind, doch wenigstens keine Gefahr verbunden ist. Von Tringano aus bis an den Packanga-Fluß kann man immer mit der größten Sicherheit längst der Küste von Malakka hin fahren. Auf der nördlichen Spitze dieses Flusses steht ein steiler Fels, an welchem die Brandung ungestümm anschlägt; demungeachtet kann man ihm ziemlich nahe ohne Gefahr die Anker werfen. Ohngefähr 8 Meilen davon liegt Pulu-Brala, von

welcher sich südwärts in einer Entfernung von ungefähr zwei bis drei Seemeilen ein großer schwarzer Felsen aus der See erhebt und nordwärs noch mehrere andere, die auf keiner Karte verzeichnet stehen. Von der Packanga-Bucht kommt man an die Tanjorain-Bucht, die äußerst tief ist. Südwärts von dieser letztern treten die Berge tiefer ins Land zurück, die Küste wird niedrig und ist ganz mit Bäumen bedeckt.

An dem Fluß Packanga liegt der Ort gleiches Namens in einer nördlichen Breite von 3° 32′. Ehemals war es ein ziemlich bedeutender Ort, aber schon seit langer Zeit ist er im Verfall gerathen, weil die Holländer den Handel von da weg, und nach Rhio gezogen haben. Seine Lage wäre jedoch äußerst vortheilhaft für den Handel, denn der Fluß, woran er liegt, ist so tief, daß Schiffe von 100 Lasten bequem darein einlaufen können. In der südlichsten von seinen beiden Mündungen ist das Wasser am tiefsten und bei derselben erstreckt sich eine Landspitze anderthalb bis zwei Seemeilen weit ins Meer hinein. Die vorzüglichsten Artikel, die hier zu bekommen sind, bestehen in Goldstaub und Zinn. Ungefähr 29 Seemeilen südwärts vom Packanga-Fluß liegt die kleine Insel Barilla. Sie ist nichts weiter als eine Felsenmasse, auf der einiges Buschwerk wächst; bei hellem Wetter kann man sie bis auf 6 Seemeilen weit sehen. In einer Entfernung von 9 oder 10 Meilen von dieser Insel befindet sich ein fruchtbares Corallen-Rüff, das um vieles näher in der Straße liegt, welche die von Siam und Tringano herkommende, oder dahin seegelnde Schiffe

einschlagen müssen, als es in den Karten wirklich angemerkt ist.

Alle durch die Straße von Malakka nach Indien segelnde Schiffe fahren am sichersten zwischen den Inseln Timoan-Pissang und Pulo-Aura, und zwischen Pulo-Tingy und dem festen Lande hin. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Pulo-Aura erblickt man die Insel St. Victoria, die in Herrn Dalrymple's Charte von den Chinesischen Meeren vollkommen richtig verzeichnet ist. Bald hernach sieht man die Insel St. Julianus, die um 7 oder 8 Seemeilen weiter gegen Osten zu liegt, als sie in der nämlichen Karte stehet. Weiter gegen Osten von derselben erblickt man noch eine andere Insel; beide können bei hellem Wetter deutlich gesehen werden.

Pulo-Faja kann bei hellem Wetter auf 15 Seemeilen weit gesehen werden und der Berg auf der Insel Lingin, oder der sogenannte Lingin-Pick, auf wenigstens 20 Seemeilen weit. Die Sieben-Inseln liegen etwas weiter ostwärts von Pulo-Faja, als sie auf der Karte verzeichnet stehen. Südwärts von den Sieben Inseln sind auf allen Karten noch mehrere andere Inseln angemerkt, die aber nicht existiren, denn die einzigen Inseln, die nordwärts von Banka liegen, sind diese Sieben Inseln, die auch uneigentlich die grünen Inseln heissen und die sich 8 oder 9 Meilen weit gegen Nordost und Südwest längst der Insel Banka hin erstrecken, so daß sie leicht für einen Theil von der Nord-Küste dieser Insel gehalten werden können, wovon sie jedoch in der That durch einen sehr beträchtlichen Kanal getrennt sind.

14.

Ueber Tringano.

Wenn man an diesem Orte anlangt, so muß man vor allen Dingen bei dem Dattu, oder Kaufmann des Königs, einen Besuch abstatten, von welchem man hierauf dem Könige und dem ganzen männlichen Theile seiner Familie vorgestellt wird. Es ist hier eben so wie in allen andern Häven von Indien der Gebrauch, daß man dem Könige bei der ersten Audienz ein Geschenk überreicht, und dieses muß immer mit dem größern oder geringern politischen Rang, den das Land bekleidet, im Verhältniß stehen. Es darf jedoch niemals weniger als 50 Dollars an Werth betragen, und die Geschenke an den Dattu und den Schabundar nicht unter zwanzig Dollars; dies sind aber auch die einzigen Geschenke, die hier nothwendig gegeben werden müssen. Nach der Audienz bei der königlichen Familie ist es schicklich, auch bei dem Dattu einen Besuch abzustatten, und wenn man daselbst Handelsgeschäfte treiben will, so thut man sehr wohl, wenn man diesem Manne einige kleine Aufmerksamkeiten erweist, denn er kann einem in Rücksicht des Handels sehr wichtige Anweisungen geben.

Die Zölle, die hier von den verkauften Waaren, jedoch erst wenn die Bezahlung dafür erfolgt ist, entrichtet werden müssen, bestehen in fünf pro Cent und in 200 Spanischen Thalern Anker-Geld. Um diese nicht zu

bezahlen, muß man sogleich den Handel unter der Bedingung abschließen, daß man frei von allen Abgaben seyn will.

Die vorzüglichsten Waaren, die hier zu bekommen sind, bestehen in Pfeffer, der hier in der größten Menge vorhanden ist, in Zinn, das die Einwohner jedoch selbst erst von Banka holen und in einem vorzüglich feinen und reinen Gold; bei dem letztern muß jedoch die nämliche Vorsicht beobachtet werden, wie zu Achin, daß man nämlich, nach gehöriger Untersuchung, des Königs Siegel darauf drucken läßt und ihn selbst hierdurch für die Aechtheit desselben verantwortlich macht.

15.

Bemerkungen auf einer Reise nach Sina.

Die günstigste Jahreszeit, um von der Malabarischen Küste nach Kanton abzusegeln, ist vom Anfang Aprils bis in die Mitte des Mais, wodurch man noch hinlängliche Zeit gewinnt, um sich in der Straße von Malakka aufzuhalten und daselbst Zinn, Pfeffer, Areka-Nüsse, See-Schwalben und Vogel-Nester einzukaufen; dies sind nämlich die vorzüglichsten Waaren, die man von da nach Kanton mitnehmen kann. Von Bombay und der Malabarischen Küste aus pflegt man sich zu diesem Zwecke gewöhnlich mit Baumwolle, Pfeffer, Sandelholz, Floßfedern von Haifischen, Olibanum, Elephantenzähnen,

Rhinoceroshörnern, Perlen, Karneolen und Rosenkränzen zu versorgen.

Wenn man sich der Sinesischen Küste nähert, so kommt dem Schiff ein Sinesischer Lootsen entgegen, der es in die Straße von Makao hinein führt und daselbst vor Anker legt. Hierauf begiebt er sich sogleich ans Land, um dem sich zu Makao aufhaltenden Mandarinen vom ersten Range zu melden, von welcher Nation das Schiff ist. Sollte sich eine Frauensperson auf demselben befinden, so muß von dem Bischoff und der Synode zu Makao die Erlaubniß eingeholt werden, daß sie ans Land steigen darf, denn es ist ihr nicht verstattet, auf dem Schiff bis nach Whampo zu fahren.

So bald der Mandarin zu Makao alle nöthigen Erkundigungen eingezogen hat, so schickt er einen Fluß-Lootsen auf das Schiff, der zugleich einen Chiop oder Freipaß mit sich bringt, um die Bokka Tigris, oder die Mündung des Flusses Kanton passiren zu dürfen, und der hierauf das Schiff bis nach Whampo führt.

So lange das Schiff sich hier aufhält, haben der Kapitain und die Superkargos desselben das Recht, in ihren Böten eine Flagge aufzustecken, mit welcher sie vor allen Hoppo- oder Zollhäusern vorbei fahren dürfen, ohne angehalten und ausgefragt zu werden; alle andere Böte hingegen müssen bei denselben anlegen und ihre Chops oder Freipässe untersuchen lassen. Da aber

Kanton über 3 deutsche Meilen von Whampu entfernt ist, und auf diesem kurzen Wege 5 Hoppo-Häuser befindlich sind, so ist es äußerst beschwerlich, sich bei jedem derselben aufhalten zu müssen, besonders wenn man eilt in die Stadt zu kommen. Geschieht es aber, daß der Kapitän und die Superkargo's ihre Flaggen an andere überlassen, und dadurch einen Mißbrauch von der ihnen zugestandenen Begünstigung machen, so wird ihnen dieselbe für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes daselbst entzogen.

Den Tag nach der Ankunft zu Kanton bekommt man einen Besuch von den Cohong's, oder Vorstehern der Chinesischen Hong-Kaufleute. Die Kompagnie der Hong-Kaufleute besteht aus 12 Mitgliedern, die von der Regierung besondere Vorrechte erhalten haben, und für welche die Regierung auch in Rücksicht auf die Erfülluug ihrer Kontrakte und Verbindlichkeiten, so wie auch wegen Bezahlung ihrer Schulden Sicherheit leistet; freilich wird aber diese Garantie von der Regierung nur selten und niemals ganz vollständig erfüllt. An diese Hong-Kaufleute muß nun ein Verzeichniß von der ganzen Ladung des Schiffs übergeben werden. Hierauf überbringt einer von ihnen das Verzeichniß dem Ober-Mandarinen, um die dem Kaiser zu entrichtenden Abgaben darnach zu reguliren; dies geht jedoch den fremden Kaufmann nichts an, denn alle Zölle und Abgaben müssen von den Käufern bezahlt werden. Hierauf wird eine Versamlung der sämtlichen Hong-Kaufleute veranstaltet, und das Verzeichniß der mitgebrachten Waa-

ren ihnen vorgelegt; diese bestimmen alsdenn sogleich den Preiß für dieselben, mit dem man auch nothwendig zufrieden seyn muß, weil keine andere Kaufleute außer ihnen die Erlaubniß haben, zu kaufen.

Diese ganze Zeit über liegt ein Hoppo- oder Zollhaus-Boot auf jeder Seite des Schiffes, und wenn man die Waaren in die Böte laden will, um sie nach Kanton zu schicken, so müssen sie vorher von diesen Böten gewogen werden; bei ihrer Ankunft zu Kanton werden sie sogleich noch einmal gewogen, um zu sehen, ob das Gewicht mit dem am Bord des Schiffes herausgebrachten noch übereinstimmt. Dies ist jedoch selten oder niemals der Fall, weil zwischen dem Schiff und Kanton von den Sinesischen Bootsleuten alle Arten von Diebereien verübt werden. Jedes abgehende Boot muß daher aus Vorsicht, daß es wenigstens nicht allzusehr geplündert werde, von zwei oder drei Personen von der Schiffs-Mannschaft begleitet werden, denn obgleich diese Böte dicht zugedeckt und verschlossen sind, so besitzen doch die Sinesischen Seeleute eine so vorzügliche Geschicklichkeit im Stehlen, daß sie fast unter den Augen des Eigenthümers eine Menge Waaren, besonders Zinn, bei Seite zu schaffen wissen. Der letztere Artikel nimmt in den Böten eine ganz andere Gestalt an, denn an die Stelle der großen Platten davon werden von den Sinesen ganz kleine untergeschoben, und sie wissen dieses mit so viel Geschicklichkeit zu verrichten, daß man bei der Ankunft zu Kanton nicht begreifen kann, wie es zugegangen ist.

Wenn der Verkauf der Ladung zu Stande gebracht ist, so wird von dem Hong-Kaufmann ein Paß ausgewirkt, daß man die Waaren verkaufen darf, und hierauf schickt er auch zugleich so viele Böte als man verlangt nach Whampo, um die Waaren in Empfang zu nehmen; selten werden jedoch mehr als 3 Böte für jeden Tag abgeschickt, denn diese Kaufleute arbeiten zwar, so viel als sie nur immer vermögen, so lange ihre Arbeitsstunden dauern, allein diese fangen erst um zehn Uhr des Vormittags an und hören um 2 Uhr des Nachmittags wieder auf.

Magazine hat man in Kanton nicht nöthig, denn so bald die Waaren an das Land kommen, so werden sie gewogen und von den Käufern weggeführt. Das Wiegen wird von den Unterbeamten des Kaisers und den Schreibern der Kaufleute besorgt; es wird dabei sehr ehrlich zu Werk gegangen, denn es geschieht auf Englischen Waagen und mit Gewichten von 50 Pfund. Die ganze Summe des Gewichts wird nachher in Katty's reducirt, indem man sie mit 3 multiplicirt und mit 4 wieder dividirt; die Katty's werden hierauf in Bikuls verwandelt, indem man in das vorige Produkt mit 100 dividirt.

Alle Schiffe müssen zu Whampo gemessen werden, und deshalb läßt der Ober-Mandarin, wann es ihm gelegen ist, den Hong-Kaufleuten sagen, daß er an dem oder jenem Tage in dieser Absicht den Fluß hinab zu fahren gedenke; dies geschieht doch niemals eher, als

bis sechs oder mehrere Schiffe beisammen sind, denn um wenigere bemüht sich der Mandarin nicht hinunter. Die Hong-Kaufleute lassen alsdann diese Nachricht dem Kapitän des Schiffes zukommen. An dem Tage, wo man ihn erwartet, müssen alle Arbeiten eingestellt werden, und der Kapitain, der Superkargo und die sämtlichen Officiers aufs beste gekleidet erscheinen; auch schicken die Hong-Kaufleute Thee, verschiedene Sorten von Eingemachtem u. dergl. auf das Schiff, um den Mandarin damit zu bewirthen. Das Boot worin dieser fährt, zeichnet sich vor den übrigen, die ihn begleiten, durch eine gelbe Flagge aus, welches die Kaiserliche Farbe ist, und so bald man ihn zu Whampo von den Schiffen aus erblickt, so wird ihm von jedem Schiff, das gemessen werden soll, ein Boot mit einem Officier entgegen geschickt. Vor einigen Jahren pflegte man ihn auch noch mit mehrern Kanonen-Schüssen zu begrüßen, allein seit dem Jahr 1785 wo ein Sinese durch den vergenen Pfropf einer Kanone getödtet, und der arme Kanonier dafür nach ihren Gesetzen aufgehenkt wurde, ist dieser Gebrauch ganz abgeschafft worden.

Die Messung des Schiffes geschieht in Rücksicht der Länge von der Mitte des Fockmastes bis in die Mitte des Besanmastes, und, um die höchste Breite zu finden, dicht von der Hinterseite des Hauptmastes rings um das Schiff herum. Die gefundene Länge wird hierauf mit der Breite multiplicirt und alsdann mit 10 dividirt, woraus sich, wie sie behaupten, das wahre Maaß des Schiffes ergiebt; dieser Messung zu Folge wird auch zu-

gleich das Schiff tarirt, ob es eines vom ersten, zweiten oder dritten Range ist, und hierauf mit den bestimmten Abgaben belegt. Von dieser Messung und Tarirung findet keine weitere Appellation statt, und das Schiff wird auch nicht eher förmlich eingeschrieben, bis diese Ceremonie vorüber ist. Ein Schiff das 74 Kovids, wovon jeder $14\frac{1}{2}$ Zoll beträgt, lang, und 23 Kovids breit ist, wird für ein Schiff vom ersten Range gehalten. Hält es nur 71 Kovids in der Länge und 21 in der Breite, so ist es vom zweiten Range, und alle, die unter diesem Maaße sind, gehören zum dritten Range. Das Geschenk, das außerdem jedes Schiff, es mag groß oder klein seyn, dem Kaiser machen muß, ist im Jahr 1754 ein für allemal bestimmt und jetzt zu einer förmlichen Abgabe geworden; es beträgt, außer der Abgabe von dem Maaße des Schiffes, noch für jedes Schiff 1950 Tales.

Da Sina wegen der ungeheuern Größe des Reiches, einer der wichtigsten Marktplätze für alle Produkte von Indien ist, so wird es zweckmäßig seyn, hier einige kurze Nachrichten über die Einwohner, ihre Kleidertracht und ihre Gebräuche mitzutheilen.

Die Sinesen sind im Durchschnitt von mittlerer Statur, und haben breite Gesichter, schwarze, sehr kleine Augen und kurze, flache Nasen. Die Frauenspersonen haben in Rücksicht auf Schönheit wenig Vorzüge vor dem männlichen Geschlecht; das einzige, wodurch sie sich auszeichnen, ist die erstaunende Kleinheit

ihrer Füße, die, um diese Form zu bekommen, von der frühesten Kindheit an äußerst fest eingebunden werden. Die Sineſen halten dieſe verkrüppelten Füße für eine außerordentliche Schönheit; ein Europäer aber kann ſie nicht ohne Widerwillen anſehen, denn der Knöchel an denſelben iſt eben durch dieſe Behandlung äußerſt dick und ganz unverhältnißmäßig geworden; auch haben alle Frauensperſonen einen ſo ſchwankenden unſichern Gang, als wenn ſie jeden Augenblick hinfallen wollten. Demungeachtet halten es die Sineſinnen für den größten Schimpf und die größte Beleidigung, die man ihnen anthun kann, wenn man ſagt, ſie hätten große Füße; aus dieſem Grunde hegen ſie auch die höchſte Verachtung gegen die Tartariſchen Weiber, weil dieſe ihre Füße wachſen laſſen, wie die Natur ſie gebildet hat.

Die Mannsperſonen pflegen ſich faſt alle Haare im Bart auszuraufen, wodurch ſie auffallend glatte Geſichter und ein weibiſches Anſehen bekommen. Auch auf dem Kopf ſcheren ſie ſich alle Haare ab, und nur auf dem Wirbel laſſen ſie eine einzige Locke ſtehen, die ſie zierlich flechten, und mit falſchen Haaren vermiſchen, ſo daß ſie bis auf den Boden herab hängen; in der Länge dieſes Haarſchopfes beſteht ihr vorzüglichſter Staat.

Die Kleidung der beiden Geſchlechter iſt nur ſehr wenig von einander verſchieden; der weſentlichſte Unterſchied beſteht darin, daß die Frauensperſonen einen Halskragen an ihrem Hemde oder Unterkleid tragen, das der

Männer hingegen ohne solchen Kragen und wie bei uns die Weiber-Hemden rings herum ausgeschnitten ist. Im Sommer ist ihr Anzug äußerst leicht und der Hitze des Klimas angemessen; in dieser Jahreszeit tragen sie auch sämmtlich Fächer, sowohl Manns- als Weibs-Personen, auf welchen ihr Kalender oder sonst etwas denkwürdiges zum Gebrauch in Geschäften, oder auch zur bloßen Unterhaltung geschrieben ist. Im Winter tragen sie wärmere Kleider, ja sogar Pelze, nach welchen immer eine sehr starke Nachfrage ist, besonders nach solchen von Seeottern, Vibern und Seekälbern. Die Nägel von dem dritten und dem kleinen Finger lassen sich beide Geschlechter zu einer ungeheuern Länge heran wachsen, um dadurch anzuzeigen, daß sie sich nicht mit groben Handarbeiten abgeben. Die Ceremonien beobachten sie bis zum höchsten Grad und sind überhaupt äußerst höflich und freundlich; aber diese äußern Eigenschaften sind nur ein Deckmantel des Betrugs und der Falschheit, denn darin kommt ihnen keine Nation auf dem Erdboden gleich und sie zeigen diese Gesinnungen nicht nur gegen Fremde, sondern auch gegen einander selbst. Uebrigens wird hier der Diebstahl von den Mandarinen streng bestraft, und zwar entweder mit Peitschenhieben oder mit Abschneiden der Haarlocke, deren Verlust für das größte Zeichen von Ehrlosigkeit gehalten wird. Demungeachtet ist es äußerst schwer, sich vor ihren Diebereien gehörig in Acht zu nehmen. Wenn man z. B. Anstalten macht, wieder abzusegeln, so muß der Komprodore, oder der Lieferant, der das Schiff mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen übernommen hat, das Vieh schon eine

Woche oder zehn Tage vor der wirklichen Abreise an Bord des Schiffes liefern, denn auch dieses so wie überhaupt alle mögliche Dinge in Sina, außer nur Eier und Milch, wird nach dem Gewicht verkauft; aus diesem Grunde geben sie dem Vieh, das lebendig auf die Schiffe geschaft wird, mit dem Futter viel Salz zu fressen, und lassen es hierauf eine große Menge Wasser saufen, um es dadurch schwerer zu machen. Hierdurch geschieht es aber sehr häufig, daß mehr als der dritte Theil des ganzen Viehstandes in wenigen Tagen ums Leben kommt; da nun aber die Sinesen alles Vieh ohne Unterschied essen, es mag gestorben oder geschlachtet worden seyn, so heben sie alles auf diese Art umgekommene und aus den Schiffen weggeworfene Vieh auf, und verzehren es. Das Wiegen der eingeschifften Lebensmittel hat aber erst in den drei lezten Tagen vor der Abreise statt, und wenn man daher das Vieh schon eine Woche vorher an Bord bringen läßt, so kann man gegen diesen Betrug sicher seyn.

Der Charakter der Sinesen läßt sich in wenigen Worten zusammen fassen. Sie sind das treuloseste, betrügerischste, feigste und diebischste Volk auf dem ganzen Erdboden!

Die Europäer zu Kanton dürfen nicht in die Stadt selbst hinein kommen, sondern sind durchaus in die Vorstädte verwiesen, wo sie sich sämtlich aufhalten müssen. Die Hongs oder Faktoreien worin sie wohnen, haben das Ansehen von langen Höfen denn an

der inneren Seite ist kein Ausgang oder Durchfahrt darin; jeder solcher Hong enthält gewöhnlich vier oder fünf Faktoreien oder einzelne Häuser. Sie sind alle an dem Ufer des Flusses, der hier eine schöne Kay bildet, erbaut, gegen welchen die Vorderseite gerichtet ist. Der dazu gehörige, zu diesem Zwecke besonders angelegte Spaziergang ist mit einem schönen Geländer eingefaßt und führt den Namen Respondentia; hier kommen alle Europäische Kaufleute, Schiffskapitains und übrige Officiers täglich nach dem Mittagessen zusammen, sprechen von Geschäften und machen unter einander Lustparthien für den Abend aus. Ich darf behaupten, daß dieses der allergesellschaftlichste Platz auf der ganzen Welt ist, denn es kommen daselbst Europäer von allen möglichen Nationen zusammen und suchen sich ohne alle Ceremonie, jedoch ohne dabei die Gesetze der Wohlanständigkeit und der guten Lebensart bei Seite zu setzen, durch einen fröhlichen Umgang zu zerstreuen und aufzuheitern.

Es giebt in Sina eine große Menge von Fischen, denn durch die vielen Flüsse und zahllosen Kanale, wovon das Land durchschnitten ist, verbunden mit dem Fleiß und der Industrie der Fischer, werden die Einwohner mit einem Ueberfluß von See und Flußfischen versorgt; auch giebt es daselbst sehr viele Gold- und Silberfische, die in besonders dazu bestimmten großen Weihern, so wie auch einzeln zur Ansicht für Neugierige in großen Gläsern und porcellanenen Vasen aufbewahrt werden.

Sina bringt auch eine große Menge von vortrefflichen Vegetabilien hervor, die sowohl zum Genuß des Lebens, als in der Arzeneikunst, von der größten Wichtigkeit sind; ich will die merkwürdigsten davon weiter unten anführen, wann von den Ausfuhr-Artikeln dieses Landes die Rede seyn wird. Zuvor muß ich aber noch der Methode der Sinesen, das Gold zu probiren, kürzlich erwähnen, denn sie zeichnen sich durch dieselbe vor allen andern Nationen aus.

Sinesische Probiernadeln. Wer daran gewöhnt ist, häufig Gold von verschiedener Legirung vor den Augen zu haben, der kann beinahe schon aus der Farbe der jedesmaligen Masse, wenn ihm nur das Metall, woraus die Legirung besteht, bekannt ist, die Proportion des Zusatzes beurtheilen. Um aber genau zu Werke zu gehen, werden verschiedenerlei, aus den Metallen, womit das Gold gewöhnlich legirt wird, und nach verschiedenen Proportionen des Zusatzes verfertigte Kompositionen desselben in länglicht viereckigte Stücke geformt, welche Probiernadeln heißen und bei der Untersuchung des Goldes zum Richtmaaß dienen. In Europa hält dieses Probegold gewöhnlich zwei und zwanzig Karat, d. hst. es enthält zwei und zwanzig Karat fein Gold und zwei Karat Zusatz. Die Sinesen hingegen haben eine ganz andere Eintheilung, nämlich nach Strichen, wovon die höchste Zahl oder die so bei ihnen das Probegold bezeichnet, hundert ausmacht, so daß also hundert ihrer Striche unsern 24 Karaten gleich kommen; 75 Striche betragen dem zu Folge 18 Karate,

50 Striche 12, und 25 Striche 6 Karate. Das Verhältniß der Kompoſition in den verſchiedenen Nadeln wird in einer Reihfolge genau nach dem Karatgewicht eingerichtet; die erſte Nade: beſteht aus ganz reinem Gold oder von 24 Karaten; die zweite aus 23½ Karat fein Gold und einem halben Karat Zuſatz; die dritte aus 23 Karat fein Gold und ein Karat Zuſatz, und ſo immer in dem Verhältniß fort, daß das feine Gold bis zum 20 Karat in jeder Nadel um einen halben Karat ab- und der Zuſatz um eben ſo viel zunimmt. Unter 20 Karat wird die Verſchiedenheit der Nadeln nach ganzen Karaten eingerichtet, denn wenn das Verhältniß des Zuſatzes ſchon ſo bedeutend iſt, ſo kann ein halber Karat kaum mehr an der Farbe der Maſſe erkannt werden.

Eine ſolche Reihe von Nadeln macht eine Garnitur aus und deren ſind gewöhnlich 4 erforderlich; eine, worin der Zuſatz aus reinem Silber beſteht; eine zweite mit einer Miſchung von zwei Theilen Silber und einem Theile Kupfer; eine dritte mit zwei Theilen Kupfer und einem Theile Silber, und eine vierte mit gleichen Theilen von beiden Metallen. Zuweilen kommt auch noch hierzu eine fünfte, worin der Zuſatz aus bloßem Kupfer beſteht, weil dieſe Legirung ebenfalls zuweilen, jedoch weit ſeltener als die andern vorkommt. Beim Zuſammenſchmelzen dieſer Kompoſitionen muß man die äuſſerſte Sorgfalt darauf verwenden, daß von keinem der verſchiedenen Ingredienzien das mindeſte verlohren geht, weil ſonſt das richtige Verhältniß der Miſchung aufgehoben wird, Die Farben werden am beſten durch das

Streichen der Metalle auf einer besondern Art von Steinen untersucht, die größtentheils aus Deutschland kommen und wegen dieses davon gemachten Gebrauches Probiersteine genannt werden. Die beste Sorte derselben ist von dunkelschwarzer Farbe, von mittelmäßiger Härte und einer glatten, aber nicht polirten Oberfläche. Das Stück Gold, das untersucht werden soll, wird an irgend einem Theile seiner Oberfläche sorgfältig rein gemacht, und alsdann damit über den Probierstein gezogen; dicht daneben wird ein anderer Strich mit derjenigen Probiernadel gemacht, die der Farbe nach dem Gold am nächsten zu kommen scheint. Wenn nun die Farbe welche beide auf dem Steine zurück lassen, genau die nämliche ist, so wird angenommen, daß das zu untersuchende Gold von der nämlichen Feinheit ist, wie die Nadel, zeigt sich aber eine Verschiedenheit, so wird eine andere Probiernadel genommen, und damit so lange fort gefahren, bis man endlich eine findet, deren Farbe genau mit der Farbe des Goldes übereinstimmt. Man sieht leicht ein, daß hierzu eine außerordentliche starke Uebung erfordert wird.

In dem Gebrauch dieser Probiernadeln und des Probiersteines besitzen die Sinesen eine vorzügliche Geschicklichkeit; diese geht so weit daß sie im Stande sind, eine Verschiedenheit in der Feinheit, die nicht mehr beträgt als einen halben Strich, oder den zwei hundertsten Theil der Mischung, sogleich zu unterscheiden. Der Probierstein ist auch das einzige Richtmaaß, dessen sie sich bei dem Verkauf ihres Goldes an die Europäischen Kaufleute

bedienen, und in ihrem Lande ist dieß auch wegen der Gleichförmigkeit der Legirung, die durchaus immer in Silber besteht, weniger Schwierigkeiten unterworfen, als bei uns. Wenn die Sinesen nur die geringste Spur von Kupfer in den Zusatz entdecken, so argwohnen sie sogleich Betrug. Dagegen geben aber auch die Sinesen nicht zu, daß ihr Gold auf irgend eine andre Art probiert werde, und der Europäische Kaufmann muß sich daher alle Mühe geben, um eine gründliche Kenntniß des Probiersteins zu erlangen; er kann es jedoch bloß durch häufige Uebung, und wenn er für sich selbst die Farben von einer guten Garnitur Probiernadeln, auf denen allen einzeln der Grad der Feinheit bezeichnet ist sorgfältig mit einander vergleicht, dahin bringen, daß er im Handel mit den Sinesen nicht betrogen werde.

Die vorzüglichsten Ausfuhr-Artickel von Sina bestehen in Thee, Porzellain, Gold, (in Stangen) Zucker, Candelzucker, Rhabarber, China- oder Fieber-Rinde, Schlangenwurzel, Sarsaparille, Leder, Japanischen Kupfer, lackirten Waaren, Apothecker-Waaren, Plattgold, Goldfaden, mancherlei Geräthschaften aus weißem und rothem Kupfer, gegossenem Eisen, Seide (roher und verarbeiteter), Zwirn u. s. w.

Außerdem giebt es aber auch in Sina eine Menge weißes Kupfer, aus welchem schönen Metall die Sinesen mancherlei Geräthschaften verfertigen, die aber nur heimlicher Weise ausgeschwärzt werden können, weil die Ausfuhr des Kupfers aus dem Reiche streng verboten ist.

Ferner bringt Sina alle Arten von Getraide, vortreffliche Orangen, Trauben, Feigen, Granatäpfel und eine Menge anderer köstlicher Obstarten in dem größten Ueberfluß hervor. Sehr wenig Länder sind reichlicher mit Pferden, Ochsen, Schweinen, Büffeln, Federvieh und Wildpret von aller Art versehen. Auch giebt es daselbst viele Zibetkatzen, welche die bekannte, äußerst kostbare, wohlriechende Substanz in einer Art von Beutel unter dem Bauche tragen. Diese Substanz macht einen sehr wichtigen Handelsartikel für die Sinesen aus. Der Sinesische Gold-Fasan ist nicht nur wegen seines außerordentlich schönen Gefieders merkwürdig, sondern auch wegen seines zarten wohlschmeckenden Fleisches; aus diesem Grunde streben ihm die Leckermäuler eben so eifrig nach, als die Liebhaber von Seltenheiten wegen seiner ausgezeichneten Schönheit. Der Thee, der eines der vorzüglichsten Handelsprodukte von Sina ausmacht, ist das Blatt von einer kleinen Staude, die nicht nur in Sina, sondern auch in Siam und in Japan wächst. Die Kaufleute, die damit handeln unterscheiden mehrerlei Arten desselben, die jedoch sämtlich Blätter von dem nämlichen Baume sind und eigentlich bloß auf die drei Sorten im allgemeinen, nämlich ordinären grünen Thee, feinen grünen Thee und Thee-Buh eingeschränkt werden müssen. Die Blätter von dem gemeinen grünen Thee sind etwas klein, eingeschrumpft, stark gedreht und durch das Trocknen dicht zusammen gewunden; ihre Farbe ist dunkelgrün und der Geruch lieblich. Die Blätter von dem feinen grünen Thee sind größer, weniger durch das Trocknen eingeschrumpft und zusammengedreht, und daher in

größern Falten aufgerollt; ihre Farbe ist bläſſer, aber blühender und fällt etwas ins bläuliche. Der ordinäre grüne Thee giebt dem ſiedenden Waſſer eine dunkle, gelb grüne Farbe; von dem feinen grünen Thee hingegen bekommt es eine ins hell grünliche fallende Strohfarbe. Der Thee-Buh beſteht aus weit kleinern Blättern als eine von den beiden vorigen Sorten, und ſeine Blätter ſind auch noch zuſammengeſchrumpfter und dichter gedreht. Er hat eine dunkle beinahe ins ſchwarze fallende Farbe.

Die Staude, die den Thee hervorbringt, wird ſelten mehr als 5 bis 6 Fuß hoch. Sie iſt reich mit Zweigen bedeckt, die ſich ſtark ausbreiten; die Blätter ſind länglich, zugeſpitzt und am Rande gezahnt. Dieſe Blätter werden gewöhnlich in den Monaten April und May eingeſammelt, wobei man die jungen, die von den neuen Schößlingen abgepflückt werden, ſogleich von denen, die von alten Zweigen gebrochen werden abſondert. Auf ſolchen Unterſcheidungen wie dieſe und auf der beſondern Abpflückung der ganz ausgewachſenen und der erſt hervorkeimenden, noch beinahe knospenartigen Blätter beruhen einzig und allein die verſchiedenen Sorten von Thee. Wenn die Blätter alle eingeſammlet ſind, ſo werden ſie noch einmal nach ihrer Größe und ſonſtigen Beſchaffenheit ausgeleſen und alsdann getrocknet. Der Thee-Buh wird geſammelt ehe ſich noch die Blätter vollkommen entfaltet haben und man bringt ihm auch beim Trocknen in einen größern Grad von Hitze als den grünen Thee; hierdurch bekommt er auch ſeine dunklere Farbe, ſo wie dem

erstern Umstand sein balsamischer Geruch vorzüglich zuzuschreiben ist.

Der Rhabarber ist eine längliche, kegelförmige Wurzel, die in Sina und der Tartarei in großer Menge, aber auch in der Türkei und in Rußland wächst. Der orientalische Rhabarber ist fünf bis sechs Zoll lang und an dem obern Ende 3 bis 4 Zoll im Durchmesser stark. Er hat eine glatte Oberfläche, und ist ziemlich schwer, aber nicht hart; äusserlich ist seine Farbe gelb, mit braun untermischt, inwendig aber ist er mit rothen Streifen durchzogen, so daß er, wenn er entzwei geschnitten wird, wie marmorirt aussieht.

Die Sinesen verwenden ausserordentlich viele Sorgfalt auf das Trocknen des Rhabarbers; sie nehmen die Wurzel des Rhabarbers durchaus nur im Winter aus der Erde, oder doch wenigstens nicht später als mit dem ersten Anfang des Frühlings und ehe noch die Blatter anfangen hervor zu brechen. Hierauf legen sie den Rhabarber an einem schattigten Orte auf einen Tisch, und kehren ihn zwei bis drei Tage lang ein oder zwei mal täglich herum; wenn dieses geschehen ist, so ziehen sie die Wurzeln auf eine Schnur, so daß zwischen allen ein kleiner Raum übrig bleibt, und keine die andere berührt, und alsdann hängen sie ihn an einem schattigten Orte auf, wo er nach und nach trocknen kann. Durch diese Behandlung wird der Sinesische Rhabarber so fest und derb, wie wir ihn bei uns kennen, denn wenn man diese Wurzel an einem warmen Orte aufhängt und schnell

trocknet, so wird sie leicht und schwammigt. Auch behaupten die Sinesen, daß wenn die Wurzel im Sommer ausgemacht wird, sie nicht nur viel leichter und von geringerm Werth ist, sondern daß sie auch die röthliche, marmorirte Farbe nicht hat, die ein Haupt-Kennzeichen von ihrer Güte ist.

16.

Der Ginseng oder die Kraftwurzel.

Ehemals glaubte man, diese Pflanze wüchse nirgends anders als in der Tartarei, allein in neuern Zeiten ist sie auch in Nordamerika und vorzüglich in Kanada und Pennsylvanien gefunden, und in sehr großen Quantitäten ausgeführt worden. Sie ist vollkommen so gut wie die Sinesische nnd macht nunmehr einen wesentlichen Artikel des Amerikanischen Handels nach Sina aus. Das Alter dieser Wurzel wird an den mehreren Seitenwurzeln erkannt, die sie getrieben hat; allein sehr alte Wurzeln sind nicht so viel werth als frischere. Die äussere Farbe derselben ist blaß gelb und inwendig fallen sie ins weißliche. Wenn die Wurzeln eingesammelt sind, so werden sie gewaschen und abgerieben und hierauf einige Augenblicke in einen Kessel mit siedenden Wasser geworfen, um sie dadurch gleichsam für ihre weitere Zubereitung empfänglich zu machen. Man thut nämlich eine Quantität von einer gelblichen Art von Hirsen mit ein wenig Wasser in einen Kessel, und läßt es in einem gelinden Feuer mit einander kochen; quer

über den Kessel werden kleine Stückchen Holz, und auf diese die Wurzeln gelegt, die mit einem Tuch, oder auch mit einem andern Gefäße, sorgfältig zugedeckt werden müssen. Durch diese Art von Zubereitung bekommt der Ginseng die schöne Farbe, welche die Sinesen so sehr an ihm schätzen, und worin ihm der Amerikanische nicht gleich kommt. So bald die Wurzeln gehörig abgetrocknet sind, so müssen sie vor aller äußern Luft bewahrt, und an einem trocknen Orte aufbewahrt werden, denn sonst werden sie leicht von den Würmern angegangen und verderben. Der gute Ginseng darf durchaus nicht von Würmern zerfressen seyn; er muß fest, ziemlich schwer, nicht sehr zähe seyn, kurz entzweibrechen und einen lieblichen Geruch haben. Beim Einkaufen desselben in China muß man sich sehr in Acht nehmen, nicht betrogen zu werden, denn die Chinesen giessen sehr häufig etwas Blei hinein, um sein Gewicht zu vermehren; daher pflegen die Kaufleute die Wurzeln gewöhnlich zuvor entzwei zu schneiden, ehe sie sie kaufen.

Der Bezoar ist ein medicinischer Stein, dem ehemals ausschweifend wundersame Heilkräfte zugeschrieben wurden; heut zu Tage wird er jedoch weit weniger geachtet. Er wird in dem Magen eines Thieres erzeugt, das eine Ziegenart ist, und in verschiedenen Gegenden von Persien in den Gebirgen lebt. Es ist so groß wie unser Reh und seine Farbe ist Rostbraun, ins grauliche schillernd. Der Kopf gleicht ganz dem von unsern Ziegen; wenn das Thier ganz sein volles Wachsthum er-

reicht hat, so sind seine Hörner beinahe drei Fuß lang, stehen gerade vor und sind an demjenigen Theile, der dem Kopf am nächsten ist, mit Ringen umgeben; die andere Hälfte davon ist aber ganz glatt, glänzend und von schwarzer Farbe. Der Schwanz ist beinahe einen Fuß lang, und die Haare an demselben, von der nämlichen Farbe wie an dem übrigen Körper, aber beträchtlich länger. Die Beine sind mit kurzen Haaren bedeckt und mit starken Muskeln versehen; daher ist auch das Thier äußerst leichtfüßig und flüchtig, und springt wie unsere Ziege von Felsen zu Felsen.

Außer dem orientalischen Bezoar giebt es auch welchen in Deutschland und in andern Ländern, aber dieser ist von weit geringerem Werth. Der ächte orientalische Bezoar hat gewöhnlich eine ovale Form, und ist etwas kleiner als eine Welschnuß, aber größer als eine Haselnuß; je größer er aber ist, desto kostbarer. Inwendig ist er glatt und glänzend, und aus mehrern glänzenden Hülsen zusammengesetzt, wie eine Zwiebel, wovon eine jede eine leicht zerreibliche fast pulverartige Substanz umschließt; die gleichsam den Kern ausmacht, um welchen herum sie sich gebildet haben. Die beliebteste Farbe derselben ist ein glänzendes Dunkel- oder oliven Grün; man findet aber auch weißliche, graue und gelbliche. Der ächte Bezoar hat nur einen sehr schwachen Geruch und gar keinen Geschmack. Wenn man mit einer glühenden Nadel hineinsticht, und er fängt an zu zerknittern und zu schmelzen, so ist er nicht ächt; wenn er aber blos einen Splitter, oder ein

kleines Stückchen Rinde abwirft so ist er vollkommen gut. Auch probirt man ihn besonders dadurch, daß man ihn 5 bis 6 Stunden lang in laues Wasser einweicht, wobei er, wenn er ächt seyn soll, durchaus nichts von seinem Gewicht, seiner Farbe und seiner Konsistenz verlieren darf.

Die China- oder Fieber-Rinde wächst in China und in ganz Ost- so wie auch in West-Indien; in den beiden erstern ist sie jedoch von weit vorzüglicherer Güte. Sie ist eine längliche dicke, knotigte Wurzel, die äußerlich röthlichbraun, und inwendig blaßroth aussieht. Die orientalische Wurzel ist weit bläßer und zugleich auch härter als die Westindische. Sie muß kurz entzwei brechen und einen derben, glänzend glatten Bruch haben; wenn sie alt wird, so fliegt beim Brechen der Staub davon, sie ist leicht und sieht nicht mehr glänzend aus.

Ingwer giebt es eine große Menge in Ost- und West-Indien. Diese Wurzel breitet sich über die Oberfläche der Erde aus, und wird, wenn sie ihre gehörige Reife erhalten hat, ausgegraben und entweder in der Sonne oder im Ofen getrocknet. Der gute Ingwer muß trocken, nicht leicht zu zerbrechen, von einer hellbraunen ins grünliche übergehenden Farbe, inwendig harzig und von einem beißenden brennenden Geschmacke seyn. Er behält sowohl frisch als eingemacht, seinen Geschmack mehrere Jahre bei. Die aller-

beste Sorte bekommt man in kleinen etwas durchsichtigen Stücken, die eine blaßgelbe Farbe haben.

Tamarinden. Die Frucht dieses Baumes ist eine Schote, die einigermaaßen einer Bohne ähnlich sieht, und enthält mehrere harte Saamenkörner, die mit einem dunkel-farbigen Fleisch umgeben sind. Dieses Fleisch hängt mit den Saamenkörnern durch eine Menge zäher Fasern zusammen, ist aber von der äußern Hilse ganz abgesondert. Die orientalischen Tamarinden sind trockner, dunkler von Farbe nnd haben weit mehr Fleisch als die Westindischen; dabei sind sie so ausnehmend süße, daß sie sehr häufig ganz ohne Zucker eingemacht werden, was bei der letztern Sorte niemals der Fall ist. Es giebt rothe, braune und schwarze Tamarinden, aber die lezteren sind die besten; je fleischiger sie sind, desto besser sind sie.

Die Elephanten-Zähne haben nach Verhältniß ihrer Größe und Gesundheit einen sehr verschiedenen Werth. Die besten darunter sind die geraden weißen Zähne, die keinen Fehler haben und in dem Stumpf nicht sehr hohl, sondern durchaus gediegen und dick sind. Von der aller besten Sorte darunter wiegt das Stück wenigstens 50 Pfund und drüber; von der zweiten, vierzig Pf; von der dritten dreißig Pf; von der vierten zwanzig Pf. Die noch kleinern haben einen sehr geringen Werth.

Kayelak ist eine köstlich riechende Holzart, die

in dem Königreich Siam wächst. Die Einwohner dieses Landes so wohl als auch die Sineſen brennen es häufig in ihren Tempeln. Es macht einen von den wichtigſten Waaren-Artikeln aus, die aus Siam nach China geſchickt werden.

Paradiesvögel ſind in Neu-Guinea und den nahe gelegenen Inſeln einheimiſch. Den Oberhäuptern dieſer Inſeln dienen die Körper dieſer todten Vögel zu Zierarten, indem ſie dieſelben auf ihren Mützen anſtatt der Federbüſche tragen; bei Zubereitung der Häute pflegen ſie ihnen jedoch immer die Beine abzuſchneiden. So verſtümmelt kaufen ſie ihnen die Holländer, die auf dieſer Küſte Handel treiben, ab, und bringen ſie dann nach China, Perſien, Surate und in andere Orte von Indien, wo ſie dieſelben um ungeheuere Preiſe an die reichen Einwohner wieder verkaufen, welche ſie nicht nur als Federbüſche auf ihren Turbans und Helmen tragen, ſondern ſie auch zur Verzierung ihrer Häuſer brauchen. Hieraus iſt auch die irrige Meinung entſtanden, daß dieſe Vögel gar keine Füße hätten, ſondern daß ſie, wenn ſie ſchlafen wollten, ſich an den zwei langen, äuſſerſt dünnen und faſt Haar ähnlichen Federn, die aus ihrem Schwanze hervorgehen, an einen Baum-Zweig aufhiengen, und endlich, daß ſie ihre Eier, um ſie auszubrüten, unter ihren Flügeln mit ſich herum trügen. Die Holländer haben auch den Glauben an dieſe Mährchen auf alle nur mögliche Art zu erhalten geſucht, denn ihre Waare erhielt durch dieſen Anſtrich von Wunderbarkeit, einen unendlich größern Werth, und der Han-

del, den sie damit trieben, warf ihnen einen sehr bedeutenden Gewinn ab.

Der Sago. Die Sago-Bäume wachsen in der größten Menge wild auf den Molukischen Inseln und werden ungefähr dreißig Fuß hoch und sechs im Umkreise dick. Sie haben wie die Kokosnußbäume keine eigentliche Rinde, die abgeschält werden kann, sondern sie macht einen Theil des Baumes aus, besteht aus hartem Holz und ist ungefähr zwei Zoll dick. Innerhalb derselben befindet sich eine Art von Mark, oder vielmehr eine Masse von gummiartigem Mehl, das mit einer Menge langer Holzfasern vermischt ist. Wenn der Baum seine gehörige Reife erhalten hat, so daß man seine mehlichte Substanz von ihm trennen kann, so werden die Spitzen seiner Zweige mit einem weißen Staube überdeckt, der aus den Poren der Blätter herausdringt. Dies ist für die Malayen ein Zeichen, daß sie den Baum fällen können, was immer dicht an der Wurzel geschieht; hierauf wird er zuerst quer durch in mehrere kurze Blöcke zerschnitten, und alsdann auch der Länge nach in große Scheite zerhauen. Aus diesen nehmen sie nunmehr das Mehl aus den Fasern, womit es umwickelt ist heraus, weichen es in Wasser ein und pressen es dann durch feine Leinwand, um es von allen Fasern vollkommen zu reinigen. Wenn es hierauf durch Verdünstung einen Theil von seiner Feuchtigkeit verlohren hat, so wird es in irdene Formen von mancherlei Gestalt geschüttet, worin man es vollends trocknen und hart werden läßt.

Jeder Baum liefert zwischen zwei und 400 Pfund Mehl, und wenn er abgehauen ist, so wachsen neue Schößlinge aus den Wurzeln hervor. Wenn dem gewonnenen Mark seine nämliche, pulverartige Gestalt gelassen wird, so muß es, um sich lange zu halten, sorgfältig gegen den Zutritt der freien Luft geschützt werden, denn außerdem wird es sehr leicht sauer. Bei uns in Europa ist aber der Sago nicht anders als in Körnern bekannt. Um nun das Mehl in solche Körner zu verwandeln, wird es zuerst nicht nur mit Wasser vermischt, um es von den Fasern zu reinigen, sondern nachher durch ein Sieb in einen ziemlich flachen eisernen Topf geschüttet und dieser eine Zeitlang über das Feuer gestellt. Hierdurch formirt sich das Mehl in lauter kleine Kugeln; aller unser Sago ist daher halb gebacken und hält sich außerordentlich lang.

Es wäre überflüssig ausführlich zu zeigen wie wohlthätig dieser Baum für die Bewohner dieser Insel ist; ich will daher nur noch eine einzige Bemerkung beifügen, wozu mir eine merkwürdige Berechnung, die Forster angestellt hat, die Veranlassung giebt. Dieser vortrefliche Gelehrte spricht nämlich in seiner Beschreibung von der Insel Otaheity von dem Brodfruchtbaum und berechnet dabei, daß von dem Ertrage eines einzigen mit diesem Baume beflanzten Ackers 10 bis 12 Personen 8 Monate hindurch leben können. Ich will daher hier kürzlich zeigen, wie viele Menschen von einem mit Sago-Bäumen beflanzten Morgen Landes leben können. Ich nehme an, daß ein Sago-Baum 100 □ Fuß Platz

einnimmt, allein zugleich muß ich bemerken, daß die Wurzeln dieses Baumes sich bei weitem nicht so stark ausbreiten und daß er folglich weit weniger Raum braucht als der Brod-Fruchtbaum. Ein Morgen Landes beträgt aber 43500 □ Fuß; wenn nun in diese mit 100 dividirt wird, so ergiebt es sich, daß 435 Bäume auf einem Morgen Landes wachsen können; ich will jedoch, um gar nichts zu übertreiben, nur die Zahl von 300 Bäumen annehmen. Wenn nun jeder Baum einer in den andern gerechnet, 300 Pf. Mehl hervorbringt, so können drei Bäume, oder 900 Pf. Mehl einen Menschen ein ganzes Jahr hindurch erhalten, und folglich können von einem ganzen Morgen 100 Menschen ein Jahr lang leben. Da aber die Sago-Bäume 7 Jahre wachsen müssen, ehe sie ihre volle Reife erlangt haben, so dividire ich wieder mit 7 in 100, woraus sich ergiebt, daß 14 Menschen ein Jahr lang von dem Ertrag eines Siebentheils von einem Morgen leben können. Außer diesem wohlthätigen Baume wächst aber der Brod-Fruchtbaum ebenfalls auf diesen Inseln und in Neu-Guinea: ist es daher wohl ein Wunder, wenn in Ländern, wo durch so wenig Mühe und Arbeit so viele Menschen ernährt werden können, der Ackerbau vernachlässigt wird!

17.

Ueber die Inseln Diego-Ruis, und die Sandbänke Chirbaniania und Padonna oder Padua.

Die Insel-Gruppe, die den Namen Diego-Ruis

führt, und nicht weit von der Linie entfernt seyn soll, liegt nach meiner vollkommensten Ueberzeugung nicht weiter gegen Osten als im 70° der Länge, und eben so befinden sich zuverlässig auch keine von den Sand-Bänken, die um die Lakavarischen Inseln herum liegen sollen, westlicher als 71° 30′ der Länge. Die Sand-Bank Chirbaniania fand ich, ohne daß ich im mindesten Ursache habe, an der Richtigkeit meiner Beobachtung zweifeln zu müssen, in 11° 10′ nördlicher Breite und 72° 16′ östlicher Länge von Greenwich; dies ist die allerwestlichste Sandbank, die ich auf meiner Fahrt zu sehen bekommen habe, und die Insel Banka-Point, von welcher die Sandbank von Padona gleichsam eine Fortsetzung ist, liegt im 11° 35′ nördlicher Breite und im 72° 26′ östlicher Länge von Greenwich, so daß sie also die allernördlichst gelegene Sandbank ist.

In diesen eben beschriebenen Regionen findet man häufig die See-Kokosnuß, die als eine Merkwürdigkeit der Natur hier etwas ausführlicher angeführt zu werden verdient. Sie ist von der Größe eines Mannskopfes, ist doppelt und hat förmlich die Gestalt eines Scrotum's; die Farbe ihrer Rinde ist schwarz und sie wird von den Einwohnern jener Länder außerordentlich hochgeschätzt. Die Palmenart, welche diese Cocosnüsse hervorbringt, wächst ausschließend nur auf der Insel Praslin, aber ehe man noch diese entdeckt hatte, war der Ursprung dieser seltsam geformten, auf den offenen Meere herumschwimmenden Frucht, gänzlich unbekannt; es wurden daher, wie über alles Unbekannte und Sonderbare eine

Menge von Fabeln über ihren Ursprung und ihre Eigenschaften erfunden.

Der Baum wächst beinahe rings um die Insel Praslin herum an der Küste des Meeres; der größte Theil ihrer Früchte fällt ins Wasser, schwimmt darin fort und wird durch Winde und Seeströmungen gegen die Maldivischen Inseln zugetrieben. Dies war der einzige Ort in der Welt, wo vor der Entdeckung der Insel Praslin diese Seekokosnüsse gefunden wurden. Die Europäer nannten sie daher die Maldivische Kokosnuß; auch bekam sie den Namen Salamonische Kokosnuß, um dadurch auf die wunderbaren Erzählungen von ihrem Ursprunge anzuspielen. Da man den Baum, der diese Früchte hervorbringt, nicht kannte, so glaubte man allgemein, daß sie das Product einer, auf dem Boden des Meeres wachsenden Pflanze wären, von welcher sie, wenn sie reif würden, abfielen, alsdann in die Höhe auf die Oberfläche des Wassers kämen, und wegen ihrer Leichtigkeit auf demselben herum schwämmen. Dieser Fabel fehlte nichts weiter, als daß man der Frucht auch außerordentlich große und wunderbare Heilkräfte zuschrieb; und es war natürlich, daß dieses nicht ausbleiben konnte. Es wurde ausgesprengt und allgemein geglaubt, und wird auch noch heut zu Tage in ganz Asien für zuverlässig gewiß gehalten, daß die Hülse, welche die Mandel dieser Seekokosnuß umgiebt, das untrüglichste Gegenmittel gegen alle Arten von Gift sey. Aus diesem Grunde wurden ehemals diese Kokosnüsse für so viel Silber als sie wogen verkauft, und auch noch heut zu Tage bezahlen sie die Fürsten und

Großen von Hindostan mit außerordentlichen Summen; aus den Schalen derselben lassen sie Trinkbecher machen, die reich mit Gold und Diamanten verziert werden, und selten findet man in diesem Lande einen Großen, der jemals aus irgend einem andern Becher trinkt, denn sie sind fest überzeugt, daß keine Art von Gift, (vor welchem sie sich sämmtlich außerordentlich fürchten, weil sie es selbst so häufig gegen andre anwenden,) und wenn es auch das allerstärkste wäre, ihnen aus diesen heilsamen Bechern den geringsten Schaden zufügen könne, weil in denselben jedes mit Gift vermischte Getränke in wenig Augenblicken gereiniget würde. Aus diesem Irrwahn zogen die Könige der Maldivischen Inseln den größten Nutzen, denn sie maaßten sich ausschließend das Recht auf diese Früchte an, die durch Wind und Wetter an die Küste geworfen, eigentlich jedem der sie aufhebt, zugehören sollten. Wenn aber diese Seekokosnüsse nicht diese seltsamen und wunderbaren Eigenschaften besäßen, so würden sie sehr bald allen ihren Werth verlieren, und mit ihm zugleich der Maldivische Monarch den beträchtlichen Tribut, den ihm bisher Unwissenheit und Aberglauben entrichtet haben.

Die Insel Praslin hat höchstens sechs oder sieben Stunden im Umkreise, und macht einen Theil von dem Archipel aus, der ehemals den Namen der Drei Brüder führte, und heut zu Tage unter dem der Seschellen bekannt ist. Auf dieser Insel, und zwar auf dieser so kleinen Insel ganz allein, ist diese in Indien so äußerst hochgeschätzte Kokosnuß bisher gefunden worden.

Wie kommt es aber, daß der Baum, der sie hervorbringt nicht wenigstens in den andern ganz nahe gelegenen Inseln des nämlichen Archipel's ebenfalls wächst? Warum wurde er ausschließend nur der Insel Praslin zugetheilt, als dieser Archipel durch irgend eine gewaltsame Erschütterung der Natur vom festen Lande losgerissen und in eine Menge kleiner Inseln zersplittert wurde? Diese höchst merkwürdige Erscheinung verdient die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Uebrigens gehört dieser Baum, den ich aufs genauste untersucht habe, zu der Gattung der Latanien-Bäume; er wird 40 bis 45 Fuß hoch, seine an der Spitze wie eine Krone stehende Blätter sind ohngefehr 2 Fuß lang und 15 breit, falten sich unten wie Fächer zusammen, und stehen auf 6 bis 7 Fuß langen Stielen.

18.

Einige Nachrichten über Mokha und Dschidda.

Mokha, die erste Stadt im rothen Meere, wohin Europäische Schiffe des Handels wegen kommen, ist ziemlich groß und außerordentlich bevölkert. Die Einwohner sind größtentheils Muhammedaner; in den Vorstädten leben aber auch eine große Menge von Juden, und außerdem findet man noch daselbst einige Armenier und Perser, die sich aber sämmtlich nach den Sitten und Gebräuchen der Muhammedaner bequemen müssen. Sie thun jedoch dieses auch sehr gerne, denn sie haben

durch den einträglichen Handel, welchen sie von Mokha aus in die meisten, ja man kann sagen in alle Gegenden von Indien treiben, die sicherste Gelegenheit, in kurzer Zeit beträchtliche Reichthümer zu sammlen. Die Straßen der Stadt haben eine ziemliche Breite, die Häuser sind von Steinen oder häufiger noch von Ziegelsteinen erbaut, und bestehen sämmtlich aus zwei Stockwerken mit einem flachen Dach. Die Magazine und Läden sind für einen ausgebreiteten Handel eingerichtet, und mit allen Arten von Waaren, die sowohl Europa als ganz Indien liefern, im Ueberfluß angefüllt. Der Haven wird durch zwei hervorragende Landspitzen gebildet, die drei englische Meilen von einander entfernt sind und wovon jede durch ein darauf angelegtes Fort vertheidigt wird.

Den vorzüglichsten Gegenstand des dasigen Handels macht der Kaffe aus, der zu Beit-El-Fakih gewonnen wird und der vorzüglichste in der ganzen Welt ist. Diese vortreffliche Bohne wird in großer Menge nach der Türkei gebracht und zwar hauptsächlich nur durch die Karawanen, die aus diesem Lande nach Mekka kommen und sowohl dieses Produkt, als überhaupt alle Gewürzarten und Manufakturwaaren des ganzen Orients mit sich dahin zurücknehmen. Ein großer Theil davon kommt auf diesem beträchtlichen Umwege nach Europa, und daher wird auch dieser vortreffliche Kaffee bei uns sehr häufig mit dem Namen Türkischer Kaffee belegt.

Die Kaffee-Pflanze erreicht eine Höhe von 8 bis 9 Fuß und hat sehr viele Aehnlichkeit mit unserm Weißdorn;

die Zweige stehen paarweise gegen einander über; die Blätter wachsen auf die nämliche Art, nämlich paarweise gegen einander über, und jedes Paar davon ist etwa zwei Zoll von dem andern entfernt; sie sind ohngefähr 4 Zoll lang und in der Mitte, wo sie am breitsten sind, beinahe 2 Zoll breit, von diesem Punkte werden sie allmählich immer schmäler und laufen zuletzt in eine Spitze aus; sie haben ziemlich viele Aehnlichkeit mit den Lorbeer-Blättern, nur daß sie weder so dick, noch auch so steif und leicht zerbrechlich sind. Die Staude hat eine graulichte, glatte Rinde, ein weißes Holz und nur äußerst wenig Mark. Die Früchte hängen Büschelweise zu zwei, drei und mehreren an den Zweigen. Alle diese Stauden werden durch künstliche Kanäle bewässert, allein so bald sie drei oder vier Jahre getragen haben, so fangen sie an wieder abzunehmen und die Einwohner müssen alsdann sogleich neue pflanzen. Die Beeren werden mit vieler Sorgfalt davon abgebrochen, in der Sonne getrocknet, und hierauf in Handmühlen von den Hülsen gereiniget. In der heißen Jahrszeit wird diese Hülse von den Einwohnern anstatt der Bohne selbst benutzt, und sie ziehen sogar allgemein das daraus bereitete Getränke dem eigentlichen Kaffee weit vor, weil sie es für kühlender und erquickender halten.

Ein anderes vorzügliches Product dieses Landes sind die Pferde, deren es daselbst eine sehr große Menge giebt; sie sind bekanntermaaßen sowohl in Rücksicht ihrer Schönheit, des symmetrischen Baues ihres Körpers und ihrer ausserordentlichen Schnelligkeit, als auch wegen ihres ganz

eigenthümlichen Verstandes und Scharfsinnes die allervorzüglichsten, die in irgend einem andern Lande gefunden werden.

Wenn das eingelaufene Schiff zu Mokha nichts von seinen mitgebrachten Waaren verkauft, so zahlt es auch weder Anker-Geld noch sonst irgend eine Abgabe; hat es aber auch nur das allergeringste, nur etwa einen einzigen Sack mit Reiß verkauft, so muß es von allen seinen Güthern die gewöhnlichen Abgaben, als wenn es sie sämmtlich abgesetzt hätte, entrichten. Fährt das Schiff weiter nach Dschidda, so muß es zu Mokha vorerst einen Lootsen nehmen; sollte es aber geschehen, daß man keinen daselbst bekommen kann, so muß das Schiff, so bald es den 20° nördlicher Breite erreicht hat, des Morgens und Abends jedesmal zwei Kanonen abfeuern, damit ihm von der Küste ein Lootsen zugeschickt werde; es muß sich dabei, um gewiß gehört zu werden, so nahe als möglich an die Arabische Küste halten, die Kanonen mit doppelter Ladung versehen, und sie gerade gegen die Küste hin abfeuern.

So bald man in Dschidda landet, so muß ein Arabischer Schreiber in Dienste genommen werden, der zugleich auch die Stelle eines Mäklers vertritt. So bald man ans Land gestiegen ist, so muß man sogleich dem Pascha und dann auch dem Vezier des Scheriff's von Mekka die Aufwartung machen, und wenn nachher die sämmtlichen mitgebrachten Waaren aus dem Schiff in das zu diesem Ende zu miethende Haus gebracht

worden sind, so kommen die beiden genannten hohen Personen dahin, um die Waaren zu untersuchen und die davon zu entrichtende Abgaben zu reguliren. Bei dieser Gelegenheit muß ihnen beiden von jeder mitgebrachten Waare zwei oder drei Stück zum Geschenk gemacht werden, was leicht eine Ausgabe von 4000 Cruzaden betragen kann; der Mäkler oder Arabische Schreiber bekommt zwischen 500 und 1000 Cruzaden und außerdem werden etwa 1000 Cruzaden Ankergeld bezahlt. Als Abgabe an den Groß-Sultan, zu Folge eines mit ihm abgeschlossenen Vertrags sollten von allen Englischen Waaren, so wie in allen seinen übrigen Staaten, nicht mehr als 5 Prozent bezahlt werden, allein der Pascha von Dschidda kehrt sich hieran nicht, sondern fordert unter dem Vorwand, daß in dem Firman über den Handel mit England Dschidda nicht ausdrücklich genannt sey, außerdem noch 4 Procent für sich selbst, 4 Procent für den Scheriff von Mekka und noch andere 4 Procent als Abgabe für verschiedene andere Dinge, so daß das Ganze zum wenigsten noch 12 Procent ausmacht.

Wenn die Untersuchung der Waaren vorüber ist, so stellen sich die Kaufleute ein und suchen, noch ehe die Carawane von Mekka ankommt, einen Handel abzuschliessen. Von baarem Gelde ist hierbei gar nicht die Rede, denn kein einziger Kaufmann zahlt das allergeringste, bis die Karawane von Mekka angekommen ist; man muß daher sogleich bei Abschließung des Handels, nicht nur die Zeit der Bezahlung, nämlich sogleich nach der Ankunft der Karawane, sondern auch die Geldsorte, wor-

in sie geschehen soll, genau und bestimmt ausbedingen. Alle diese Stipulationen werden von dem Schreiber sorgfältig zu Papier gebracht, denn wenn in der Folge ein Streit darüber entsteht, so muß dieses Protokoll zum einzigen Beweis dienen, und dieses ist auch der wesentlichste Grund, warum man einen Arabischen Schreiber in Dienste nehmen muß. Uebrigens hat man sich mit den Kaufleuten, mit denen man zu thun bekommt, sehr in Acht zu nehmen, denn wenn sie betrügen wollen, so ist es ihnen leicht, durch Geschenke und Bestechungen sich nicht nur den Schutz der Regierung zu erkaufen, sondern es auch sogar dahin zu bringen, daß es allen übrigen Kaufleuten, außer ihnen und ihren Helfershelfern, untersagt wird, das geringste von den mitgebrachten Gütern zu kaufen. Sie haben jedoch selbst unter einander eine Regel, nach welcher sie den Grad ihrer gegenseitigen Ehrlichkeit beurtheilen und nach dieser können sich auch die fremden Kaufleute am sichersten richten. Sie pflegen nämlich zu sagen: ist ein Mann einmal in Mekka gewesen, so seh' ihm auf die Finger; ist er zweimal dort gewesen, so traue ihm nicht; ist er aber dreimal dort gewesen, so gieb dich gar nicht mit ihm ab, denn er betrügt dich.

19.

Ueber Bassora und den Handel nach Persien überhaupt.

Die Armenischen, Persischen, Muhamedanischen und Gentuh-Kaufleute von Calkutta. Madras,

Bombay, Surate und Cochin treiben über das rothe Meer und Bassora einen sehr bedeutenden Handel nach Persien. Sie versehen Persien, Arabien und die Türkei mit allen Manufactur-Waaren und den reichen Produkten von Indien, und nehmen dagegen aus diesen Ländern als Rückfracht mit: Perlen, Teppiche, verschiedene Gummi-Arten, besonders Mastir, Galbanum und sehr viele andere; ferner eine große Menge von verschiedenen Weinen, vorzüglich von dem so hochgeschätzten und kostbaren Wein von Schiras, Senes-Blätter, Krähen-Augen, Mandeln, Rosinen, Datteln, Pistazien, Nüsse und noch viele sonstige Producte, die in der Medicin gebraucht werden, außerdem auch Leder, Shawls, Pferde und eine außerordentliche Menge von andern kostbaren Waaren.

Eines von den merkwürdigsten Producten, die zu Bassora und zwar äußerst wohlfeil erkauft werden, ist eine Art von Harz, das der Farbe, dem Geruch und sonstigen Eigenschaften nach dem Steinkohlen-Theer vollkommen ähnlich ist und die nämlichen Dienste leistet, wie dieses letztere, nur in einem noch vorzüglichern Grade; dabei hat es aber vor diesem die ganz unschätzbare Eigenschaft voraus, daß es mehrere Monate unter dem Wasser ist, ohne von dem Wurm beschädigt zu werden, denn dieser greift es wegen seines starken Schwefelartigen Geruches, so lange derselbe dauert, durchaus nicht an. Ich habe einige Versuche damit auf verschiedenen Bretern angestellt, die ich mit diesem Harz, oder Naphtha, sowohl kalt als warm, und zugleich auch mit andern Brettern,

die ich mit gewöhlichem Theer bestreichen ließ; die letztern waren innerhalb 3 Monaten so gänzlich zerfressen, daß sie wie eine Honigscheibe aussahen, dahingegen die erstern noch durchaus nicht angegriffen waren, und es auch noch mehrere Monate nachher nicht wurden.

In keiner Gegend der Welt ist dieser verderbliche Wurm so zerstöhrend, nirgends beißt er härter und zernagt schneller den Boden der Schiffe und Böte als in dem Euphrat und dem Persischen Meerbusen; die Natur scheint daher auch diese Gegend besonders mit diesem Harze, als mit dem sichersten Mittel, den Verheerungen dieses Insektes zuvor zu kommen, versorgt zu haben. Es hat eine sehr schöne glänzend schwarze Farbe, und ein damit bestrichener Bauch eines Schiffes sieht ganz aus, als wenn er mit einem Firniß überzogen wäre. Auch giebt dieses Naphtha, wenn es mit Oel vermischt wird, eine sehr schöne schwarze Farbe. Demohngeachtet aber wird kein sehr starker Gebrauch davon gemacht, weil es, bis es vollkommen abgetrocknet ist, einen ganz unerträglichen Gestank verbreitet; es verdiente jedoch wegen seiner vorzüglich guten Eigenschaften, daß von den Seefahrern mehr Rücksicht darauf genommen würde.

Die Pferde, die von Bassora geholt werden, sind außerordentlich schön und nebst den Arabischen die vorzüglichsten in der Welt, nur daß ihr Huf in Verhältniß mit ihrem Körper zu klein, schmal und hoch ist. Sie laufen übrigens mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und

können die unglaublichsten Anstrengungen und Beschwerden aushalten.

Diejenigen Waaren, welche die Schiffe mithinzunehmen pflegen, und für welche sie dort immer einen sichern Absatz finden, bestehen in Theka-Holz, Eisen, Pfeffer, Baumwolle, Lampen-Ruß, Zucker, Musselinen, seidenen Zeuchen und allen Bengalischen Manufaktur-Waaren, ferner in Salpeter, Opium, Indigo, Reiß, Arznei-Waaren, Gewürzen, besonders Cardamomen und Pfeffer, Getraide, Diamanten und andern kostbaren Steinen. Von allen diesen Waaren zahlen die Muhammedaner für die Einfuhr 2½ Prozent, die übrigen Nationen aber 5, und von manchen Artikeln sogar 6 bis 8 Prozent.

So bald man zu Bassora ankommt, muß man ein Haus mit einem großen Magazin miethen, und wenn die sämmtliche Ladung an das Land gebracht ist, den Shabundar davon benachrichtigen; dieser kommt alsdann mit seinen Unterbeamten und Schreibern, und mit einigen der vornehmsten Kaufleute der Stadt und untersucht den sämmtlichen Vorrath von Waaren, um die Zölle und Abgaben darnach zu berichtigen. Es versteht sich, daß sowohl ihm als seinen Leuten beträchtliche Geschenke gemacht werden müssen. Allein noch weit ansehnlichere muß man dem Pascha zuschicken; diese bestehen immer in Waaren und betragen gemeiniglich eine Summe von 12 bis 1500 Cruzaden. Gegen das Ende des Aufenthaltes daselbst giebt jedoch der Pascha diese Waaren wieder zurück, und erhält dagegen den Werth derselben in Geld.

Als ein Gegengeschenk bekommt man von ihm gewöhnlich ein Kleid, wie sie in dem Lande getragen werden.

Im Anfang des Jahres 1799 wurde von dem General-Gouverneur in Indien eine Gesandtschaft über Bombay nach Schiras geschickt, die sowohl einen politischen als merkantilischen Zweck hatte. Da die Länder von Zemaum-Schah so sehr nahe bei Persien liegen, und dieser Fürst auch so häufige Einfälle in die östlichen Provinzen des Persischen Reiches macht, so darf die Ostindische Compagnie die gegründete Hoffnung haben, daß dieses Reich bei einer künftigen günstigen Gelegenheit seine Waffen mit denen der Compagnie vereinigen werde, um diesen mächtigen und ehrgeizigen Fürsten demüthigen zu helfen. Die Handels-Verhältnisse könnten ebenfalls sehr beträchtlich vergrößert werden, denn wenn die Compagnie in diesem Reiche den Alleinhandel mit Wollen- und Metall-Waaren erhielte, so würde es den Manufakturen von Großbrittanien zu einem außerordentlich großen Vortheil gereichen; dabei könnte zwischen den Indischen Kaufleuten und denen in Persien immer fort ein freies Handels-Verkehr statt haben. Man weiß nach sichern Berechnungen, daß der Verbrauch, den Persien jährlich von Indischen Waaren macht, die Produkte, die es dagegen liefert, um mehr als die Hälfte übersteigt; der ganze Ueberschuß zur Ausgleichung der Bilanz wird entweder in Stangen-Gold oder in geprägtem Golde bezahlt, und hieraus muß nicht nur ein sehr großer Gewinn für die Compagnie, sondern überhaupt für jeden europäischen nach Indien han-

delnden Kaufmann und am allermeisten für Großbritannien entstehen.

Der Wein von Schirahs, auf den die Perser einen so außerordentlichen Werth setzen, hat bei den Europäischen Kennern nicht den nämlichen Beifall gefunden, und wird weniger gesucht. Er ist übrigens stark, öhlicht und angenehm, und wenn er alt ist, so kann er unfehlbar den vorzüglichsten Weinen, die es nur irgendwo giebt, an die Seite gestellt werden; der neue Wein hat aber eine höchst unangenehme Rauheit, die sich nur nach und nach durch das Alter verliert. Es giebt von diesem Weine einen rothen und einen weißen, allein der erstere wird für weit vorzüglicher gehalten. Man versichert, daß von den zu Schirahs wohnenden Juden und Armeniern jährlich über 4000 Tonnen von diesem Weine gewonnen werden; der meiste davon wird in Persien selbst getrunken, der Ueberrest aber nach Indien verführt, wo er um einen sehr geringen Preis verkauft wird. Um so viel mehr muß man sich aber wundern, daß die Flasche davon in Europa nicht anders als um den unmäßigen Preis von einem Carolin verkauft wird.

20.

Von den Hindus.

Die Hindus sind ein äußerst weichliches Volk, und werden von Jugend auf gelehrt, beständig in ihrem Aeuf-

sern ein ernsthaftes Betragen zu beobachten. Hierdurch werden sie natürlicherweise schon frühzeitig in die Kunst der Verstellung eingeweiht, so daß sie in der Folge diejenigen liebkosen können, die sie hassen, und sich äußerst leutseelig und freundlich gegen Menschen betragen können, die sie von Grund des Herzens ums Leben zu bringen wünschten. Eine Folge von dieser Erziehung ist, daß man sie nie zanken und schelten hört: ich erinnere mich nicht, daß ich jemals zwei Hindus sich mit einander balgen oder auch nur einer den andern schlagen gesehn habe.

Ihre Art zu grüßen (ihr Salem) besteht darin, daß sie eine oder auch beide Hände, je nachdem die Person die sie grüßen wollen, vornehmer oder geringer ist, bis an den Kopf empor heben; niemals nehmen sie aber hierzu die linke Hand, denn dieß wäre ein Zeichen von der tiefsten Verachtung.

Merkwürdig ist ihre Art zu trinken. Sie vermeiden es sorgfältig, das Gefäß, worin das Getränk enthalten ist, mit den Lippen zu berühren, sondern halten dasselbe in einer beträchtlichen Höhe über den Kopf und lassen das Getränk von hier aus in den Mund herabfließen. Ihre Idee hierbei ist, daß sie verunreinigt würden, wenn sie stehendes Wasser tränken; für solches halten sie dieses aber nicht mehr, so bald es aus dem Gefäße herausfließt. Sie trinken daher aus einem Pumpbrunnen und aus einem fließenden Bache, aber durchaus nicht aus einem Kübel, oder einem Teiche. Aus ihrer ganzen Denkungs-

art und ihren Lehrsätzen sowohl, als auch aus allen, in ihren alten Geschichtschreibern noch vorhandenen Nachrichten erhellet, daß die nämliche Art von Kleidung, Nahrung, Hausgeräthe, die nämliche Bauart der Häuser und die nämlichen Sitten und Gebräuche, die heut zu Tage bei den sämmtlichen Stämmen der Hindus gefunden werden, schon ganz eben so bei ihren Vorfahren, vor mehrern tausend Jahren allgemein üblich gewesen wareu, so wenig ist dieses Volk ein Sklave der Mode!

Sie führen übrigens einen äußerst regelmäßigen Lebenswandel, sind sanft, geduldig, äußerst wohlthätig, und befolgen ihre Gesetze und religiösen Gebräuche auf das allergewissenhafteste; dabei sind sie aber weichlich, abergläubisch, geitzig, listig, betrügerisch im Handel, und mit allen Grundsätzen der Ehre und der Dankbarkeit gänzlich unbekannt. Zu gewinnen ist ihr einziger allgemein bei ihnen herrschender Grundsatz, und da sie für jede Art von Gewinn, die Quelle davon mag noch so schändlich seyn, Verzeihung erhalten, wenn sie mit einem Theil desselben ihren Priestern ein Geschenk machen, oder ihn zu Wohlthaten an die Armen verwenden, so können sie so viel betrügen als sie wollen, ohne sich vor dem Zorn ihrer Götter fürchten zu müssen.

21.

Junk-Ceylon.

Die Insel Junk-Ceylon, die in einiger Entfernung von der westlichen Küste von der Halbinsel Ma-

lakka liegt, ist heut zu Tage ein äußerst unbedeutender Ort für den Handel geworden, seitdem sich die Engländer auf Pulo Pinang, oder der Prinz-Wallis-Insel niedergelassen haben; sie wird daher auch nur selten mehr von Seefahrern besucht. Ihr sämmtlicher Handel ist von dieser neuen Niederlassung verschlungen worden.

22.

Queda auf der Halbinsel Malakka.

Dies war ehemals ebenfalls ein sehr bedeutender Handelsort, allein seit der neuen Niederlassung auf Pulo Pinang kommt er immer mehr in Verfall, weil sich alle europäische nach Sina segelnde Schiffe dorthin ziehen.

Man wird hier sogleich nach der Landung durch den Shabundar, bei dem man sich melden lassen muß, dem Könige vorgestellt; diesem muß auch sogleich ein, den Waaren die man zu verkaufen hofft, angemessenes Geschenk, überbracht werden, allein sehr bedeutend fällt dieses niemals aus, weil Queda zu jeder Zeit von Pulo Pinang aus überflüssig mit Waaren versorgt wird. Die Abgaben betragen hier nur 2½ Prozent und auch ausserdem ist kein Haven auf der ganzen Malaischen Küste, wo so wenige Abgaben entrichtet werden müssen.

Die Produkte von Quedà bestehen in Zinn, Pfeffer,

Wachs, Elephanten-Zähnen u. s. w. und die Einfuhr-Artikel sind die nämlichen wie die in allen übrigen Malayischen Häven.

23.

Pulo Pinang oder die Prinz-Wallis-Insel.

Seitdem die Engländer diese Insel von dem Könige von Queda geschenkt bekommen und eine Handels Niederlassung darauf angelegt haben, ist sie ein sehr bedeutender Marktplatz für alle Produkte der Malayischen Küste geworden, besonders für diejenigen die in Sina gesucht werden, und hierdurch haben die Kaufleute von Malakka ihren wichtigsten Handlungszweig verloren, und sind beinahe sämmtlich zu Grunde gerichtet worden. Die sämmtlichen Europäischen Schiffe, die weiterhin gegen Osten und besonders die, die nach Sina segeln, legen hier an, nehmen frisches Wasser und Lebensmittel ein, und kaufen so viele Waaren, als ihr Schiff noch fassen kann, und sie glauben absetzen zu können. Die Schiffe der Englisch-Ostindischen Kompagnie, die von Bombay und der Küste von Coromandel kommen, laden hier große Quantitäten von Zinn, Spanischen Röhren, Sago, Pfeffer, Betel-Nüssen, Seeschwalben, Vogelnestern u. dergl. welche Artikel sämmtlich für Sina bestimmt sind. Der Haven ist groß und vollkommen sicher, und die Einfahrt in denselben ohne alle Schwierigkeit. Seit dem Jahr 1785, wo der Englische Capitain Franz

Light die Insel von dem Könige von Queda zum Geschenk bekam, ist sie der Mittelpunkt des gesammten Handels in der Straße von Malakka geworden, von Junk-Ceylon an bis nach Tringano, und von Achin bis nach Balambang längs der Küste von Pedir auf der Insel Sumatra.

24.

Salangore auf der Westseite von Malakka.

Auch diese Insel ist heut zu Tage so wie alle Malayischen Handelsplätze von Pulo Pinang abhängig. Die Schiffe, die daselbst in dem Haven liegen, sind vollkommen sicher, was in keinem andern Haven auf der Malayischen Küste ausgenommen zu Tringano der Fall ist, denn in allen diesen Orten kann man nirgens für sein Leben und sein Eigenthum ganz sicher seyn. Der Rajah von Salangore aber findet es seinem Interesse gemäß, seinem Haven einen guten Ruf zu verschaffen, und es ist daher seit undenklichen Zeiten der Fall nicht eingetreten, daß in demselben ein Schiff abgeschnitten und gestohlen worden wäre. So lange hingegen das Schiff noch auf der Rhede liegt, so ist die höchste Wachsamkeit erforderlich, und man muß immer auf einen Angriff von Seiten der herumschwärmenden Raubschiffe, die aus jedem Mangel an Aufsicht Vortheil zu ziehen wissen, gefaßt seyn; man darf daher durchaus nicht zugeben, daß sich irgend ein Boot, so bald es anfängt dunkel zu werden, dem Schiffe

nähere. Die Waaren, die am meisten hier eingenommen werden, bestehen vorzüglich in Pfeffer, Gewürznägelein, wilden Muskat-Nüssen u. s. w. die von den kleinen Raubschiffen dahingebracht werden, ferner in einer großen Menge von Spanischen und andern Röhren, und vorzüglich in Zinn.

25.

Ueber Malakka.

Dieß war vor der Niederlassung auf Pulo Pinang der Haupthandelsort in der Straße von Malakka, von dem auch diese letztere ihren Namen erhalten hat. Alle nach Sina segelnden Schiffe pflegten hier einzusprechen, sowohl des Handels wegen, als um sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versorgen.

Der Ort wird mit Getraide aus Bengalen, Java und Sumatra versorgt, allein die hier wachsenden Yams-Wurzeln sind die vorzüglichsten in ganz Indien. Auch giebt es hier eine große Menge von allerlei edeln Obstarten, besonders sehr viele Mangos. Schaafe und Ochsen sind hier selten, aber dagegen findet man Büffel; Schweine, Federvieh und Fische, die im Ueberfluß vorhanden und sehr wohlfeil sind.

Es wohnen übrigens in der Stadt nur wenige Kaufleute, und der größte Theil des Handels ist in den Händen des Gouverneurs, des Fiskals und des Shabun-

dars, die zu gleicher Zeit auch die Zölle und Abgaben zu berichtigen haben.

26.

Ueber Siam.

Die Portugiesen waren bisher größtentheils allein in dem Besitz des hier getriebenen Handels, und der ganze Gewinn desselben floß beinahe ausschließend in ihre Hände. Neuerlich sind jedoch von Englischen Kaufleuten einige Speculationen von Calcutta aus hieher gemacht worden, die alle zum größten Vortheil der Unternehmer ausgeschlagen sind.

Der Menam oder Haupt-Fluß, auf welchen die Schiffe nach Siam hinauf fahren, ergießt sich in den Meerbusen von Siam; die Einfahrt in denselben wird aber durch eine Barre oder vorliegende Reihe von Felsen äußerst erschwert, so daß man, um hindurch zu kommen, nothwendig einen Lootsen aus dem Lande selbst zu Hülfe nehmen muß.

Der Winter ist in diesem Lande sehr trocken, und der Sommur hingegen naß; dieß rührt von der Verschiedenheit der Monsuhns her, die hier die nämliche Wirkung wie in dem Meerbusen von Bengalen hervorbringen, nämlich mit dem nordöstlichen Monsuhn stellt sich Trockenheit ein, und der südwestliche Monsuhn treibt schwere Wolken und eine Menge Regen herbei. Die Zeit wo der

südliche Monsuhn herrscht, ist daher für die Schiffe die nach Siam segeln wollen, die günstigste Jahrszeit, denn mit diesem Winde kann man am leichtesten über die Barre kommen; der nördliche Monsuhn hingegen ist die Zeit, wo man am sichersten wieder über die Barre herauskommen, und die Reise nach Indien durch die Straße von Malakka fortsetzen kann.

Bankasoy, das in einer kleinen Entfernung von der Barre am Fluß liegt, ist in diesem Lande der Hauptort für den Handel. Der König ist der erste Kaufmann in seinem Reiche, denn alle seine Einkünfte werden ihm in Elephanten-Zähnen, in Sapan- und in Adlerholz bezahlt. Hier ist auch besser als in irgend einer andern Gegend auf der Malayischen Küste die vortreffliche Art von Sauce zu bekommen, die unter dem Namen Ballichong bekannt ist, und von den morgenländischen Epicuräern für eine der köstlichsten Leckereien gehalten und sehr theuer bezahlt wird; sie besteht aus einer Mischung von getrockneten und gepülverten Krabben, Pfeffer, Salz, getrocknetem Meergras u. dergl. die so lange mit einander geschlagen werden, bis sie die Consistenz eines steifen Teiges bekommen; hierauf wird diese Masse in große irdene Krüge gethan, und zum Gebrauch oder zum Verkauf, oder auch zur Ausfuhr aufgehoben.

Das Land ist in der Nähe der Küsten, (denn weiter hinein ist es keinem europäischen Kaufmann zu kommen erlaubt,) äußerst ungesund. Es scheint gänzlich aus dem Schlamm, der von den Bergen herabgeschwemmt wird,

entstanden zu seyn, und diesem Schlamme, so wie dem jährlichen Uebertreten der Flüsse verdankt das Land auch seine Fruchtbarkeit, denn in den höher gelegenen Gegenden, so wie in den entferntern Theilen des Reiches, wo diese Ueberschwemmungen nicht hinreichen, ist der ganze Boden, kurz nachdem die periodischen Regen vorüber sind, völlig ausgetrocknet und von der Sonne verbrannt.

In ältern Zeiten waren in diesem Lande die Künste in weit größerm Flor, als gegenwärtig. Hiervon findet man noch häufige Spuren, und mehrere Reisende haben von den vielen, noch hier vorhandenen Ueberresten von Bildsäulen, Kanonen von einer ungeheuern Länge und einem verhältnißmäßigen Calliber, so wie von manchen andern Produkten der Kunst, wovon der größte Theil aus Gold verfertiget ist, ausführliche Beschreibungen geliefert.

In den Gebirgen werden Diamanten von einem vortrefflichen Wasser gefunden, die zwar nicht so groß sind, aber außerdem denen von Golkonda wenig oder gar nicht nachstehen; ferner auch Sapphire, Rubine und Achate. Außerdem giebt es hier auch sehr viel Zinn von einer vorzüglich guten Qualität, Stahl, Eisen, Blei, Gold und auch ein vortreffliches Kupfer, aber nicht in großer Quantität.

Die niedern Gegenden bringen Reiß in Menge hervor, und in den höher liegenden, die nicht überschwemmt werden, bauen die Einwohner auch Waitzen. Außerdem besitzen sie auch mehrere Arznei = Pflanzen und Gummi=

Arten, Jasmin-Oel, Benzoe, Bergkrystall, Schmergel, Spießglas, Baumwolle, Zimmt, Kassia und Eisen-Holz, dessen sich sowohl die Eingebornen, als die Malaien und Sinesen sehr häufig zu Ankern für ihre Schiffe bedienen. Ferner haben sie auch eine große Menge von weißen Betel-Nüssen, die theils auf den Sinesischen Junken, theils auf den Schiffen der Portugiesen nach Sina verführt werden, denn diese letztern haben bisher den ganzen Handel dieses Landes, und über die ganze Küste von Cochin-Sina von den Inseln Ridang an, bis nach Makao in ungestörtem ruhigen Besitz gehabt.

Von Baumfrüchten besitzen die Siamesen alle in Indien bekannte, und unter denselben ist hier besonders der Tamarinden-Baum wegen seines außerordentlich schnellen Wachsthumes merkwürdig. Die Thierarten, die in Siam gefunden werden, bestehen in Pferden, Ochsen, Büffeln, Schaafen, Ziegen, Tiegern, Elephanten, Rhinocerossen, Rehen und einigen Hasen. Auch Federvieh ist in großer Menge vorhanden, besonders Pfaue, Tauben, Rebhüner, Schnepfen und Papageien. Das Meer liefert ihnen vortreffliche Fische von aller Art, besonders Butten, die getrocknet und in alle östlichen Häven verführt werden; auch haben sie vorzüglich gute Hummern, kleine Schildkröten und Austern. Die Flüsse enthalten ebenfalls eine Menge von vortrefflichen Fischen, besonders Silberaale von außerordentlicher Größe und den Mango-Fisch, auf den in Calcutta ein so großer Werth gesetzt wird. Es ist in Siam keinem Privat-Kaufmanne erlaubt, mit Zinn, Elephanten-Zähnen, Blei und Sapan-Holz zu

handeln, ohne dazu eine besondere Erlaubniß vom Könige zu haben, die aber äußerst selten ertheilt wird; denn mit diesen Artikeln treibt der König einen ausschließenden Handel, und giebt sie meistens als Bezahlung für die von ihm eingekauften ausländischen Güter weg. Man muß daher sogleich bei der Ankunft daselbst, mit den Ministern übereinkommen, welche Waaren der König von der mitgebrachten Ladung zu haben wünscht, und diese werden gewöhnlich, wenn nicht der König ausdrücklich sagt, daß er diesen oder jenen Artikel kaufen will, mit dem Namen eines Geschenkes belegt; hierauf werden einige der vornehmsten Kaufleute des Ortes herbei gerufen, welche die sämmtlichen Waaren taxiren müssen, und nach dieser Taxe werden sie, aber ebenfalls als ein Geschenk des Königes, in den vorhin angeführten Artikeln bezahlt, die dabei zu den höchsten Preisen, wofür man sie nur immer auf irgend einem Markte in Indien unterbringen kann, angeschlagen werden.

Für jede Erlaubniß, außerdem noch irgend eine andere Art von Waaren einzukaufen, muß eine bestimmte nicht unbeträchtliche Summe bezahlt werden, und diese Erlaubniß erstreckt sich dann immer nur auf ein Haus, worin gekauft werden darf, und auf eine festgesetzte Zeit, wo die gekauften Waaren gewogen werden. Wenn man daher eine Quantität Waaren von einerlei Art von verschiedenen Kaufleuten eingekauft hat, so muß man mit diesen übereinkommen, daß sie alle die Waaren in ein einziges Haus schicken, und dann muß man einen Tag bestimmen, wo die sämmtlichen Waaren im Namen des-

jenigen Kaufmannes, in dessen Hause sie liegen, gewogen werden sollen. Man gewinnt hierdurch nicht nur sehr viele Zeit, sondern erspart auch die beträchtlichen Kosten, die außerdem durch die Menge von Erlaubnißscheinen verursacht werden. Bei diesem Wägen müssen immer drei Beamte des Königs gegenwärtig seyn, nämlich die beiden Schabundars und der Dollmetscher; jedem von diesen muß für seine Bemühung eine bestimmte Summe bezahlt werden, und man thut sehr wohl, wenn man ihnen auch noch außerdem einige kleine Geschenke an Waaren macht.

Für Elephantenzähne, Zinn, Sapan-Holz und Blei, die man von dem Könige bekommt, werden keine Abgaben entrichtet; hat man sie aber von einem Privat-Kaufmann genommen, so müssen sehr beträchtliche Zölle dafür entrichtet werden. Von allen eingeführten Waaren wird ein Zoll von 8 Procent, und außerdem noch ein beträchtliches Ankergeld bezahlt.

27.

Ueber Sukkadana auf der Südwestlichen Küste von Borneo.

So bald man zu Sukkadana ankommt, muß man sogleich bei dem Schabundar, oder Oberzollbeamten einen Besuch abstatten, und wird dann von diesem, dem Könige und allen männlichen Gliedern der königlichen Fa-

milie vorgestellt. Auch hier hat, wie überhaupt in allen orientalischen Häven, der Gebrauch statt, daß man dem Könige bei der ersten Audienz ein dem Range der Nation angemessenes Geschenk überreicht. Hier darf es nicht unter 50 Dollars, so wie das für den Rajah nicht unter 30, und das für den Schabundar nicht unter 20 betragen. Den Handel mit Opium hat bisher die königliche Familie ausschließend getrieben, und weder Europäer noch auch Sinesen dürfen diesen Artikel hier verkaufen; der ganze übrige Handel ist aber frei; nur muß von allem, was verkauft wird, 5 Procent bezahlt werden, und wenn man Pfeffer, Gold oder Zinn einkauft, und sie mit Dollars bezahlt, so werden diese ebenfalls für Waaren angesehen, und man muß die nämliche Abgabe davon entrichten. Wenn man Gold für seine Waaren bekommt, so darf man darauf bestehen, daß der König für den Grad von Feinheit desselben gutsagt, und zu diesem Ende sein Siegel darauf drucken läßt. Dies ist die einzige sichere Art, wie man in irgend einem malajischen Haven Gold annehmen kann; es versteht sich aber hierbei von selbst, daß wenn man nach Sina reist, man so wenig Gold als möglich mitnehmen muß.

28.

Ueber den Charakter der Malajen im Allgemeinen.

Da die Malajen als ein verrätherisches heimtückisches Volk bekannt sind, so ist es höchst rathsam, so lange man

sich in ihren Häven aufhält, äußerst auf seiner Hut zu seyn, und wenn man das Land betritt, immer mit einem Dolche bewaffnet zu gehen. Sie selbst führen den Creese, (Dolch) oder auch eine andere Art von Waffen, die unserm Hackmesser sehr ähnlich sieht, aber außerordentlich scharf ist, beständig bei sich. Wenn sie sehen, daß man auf einen Angriff gefaßt ist, so haben sie keine Lust, Jemand zu beleidigen, was sonst das gemeine Volk unter ihnen sehr zu thun geneigt ist.

Jedem Malajen steht es frei, seinen eigenen Sklaven ungestraft zu ermorden; sie sind so feige, daß sie es nie wagen, eine ihnen zugefügte Beleidigung selbst zu ahnden; sie bedienen sich hierzu ihrer Sklaven, denen sie den Befehl geben, diesen oder jenen Menschen ums Leben zu bringen. Der Sklave berauscht sich alsdann mit Opium, und stürzt sich hierauf blindlings in jede Gefahr, denn er weiß, daß in jedem Falle sein Leben verloren ist, er mag bei dem Versuche, seinen Auftrag auszurichten, umkommen, oder unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren.

So lange ich mich auf den Malajischen Küsten aufgehalten habe, waren meine Kanonen beständig scharf geladen, auf dem Verdecke stand ein Vorrath von guten Gewehren, in den Mastkörben lagen Handgranaten und brennende Lunten, und auf den Gängen standen beständig zwei Schildwachen, eben so viele auf den Vorderkastell, und zwei auf dem Hintertheile des Schiffes. Der Officier der die Wache hatte, mußte in jeder halben Stunde zum we-

nigsten einmal die Runde rings um das Schiff herum machen, und die Schildwachen mußten die ganze Nacht hindurch, alle Viertelstunden ihr „Alles richtig!" rufen. Diese Vorkehrung fieng jedesmal Abends um 8 Uhr an, und dauerte bis zum andern Morgen, da der Tag anbrach.

Die vorzüglichste Nahrung dieses Volkes besteht in Reiß, Fischen und Obst; Fleisch, oder überhaupt thierische Nahrung genießen sie nur sehr wenig. Sie trinken Wasser, Toddi (ein aus dem Saft des Palmbaums bereiteter Branntwein) und Kaffee, den ganzen Tag aber kauen sie Betel. Sie haben nur 2 Mahlzeiten im Tage, eine des Morgens und die andere bei Sonnenuntergang; die letztere ist ihre Hauptmahlzeit. In der Zwischenzeit erquicken sie sich durch Betelkäuen, oder sie rauchen Tabak, der mit Opium vermischt ist. Bei ihren Mahlzeiten sitzen sie mit über einander geschlagenen Beinen auf der Erde, und die Vornehmern unter ihnen haben niedrige Tische vor sich, worauf ihre Gerichte in Sinesischem Porzellan, oder in hölzernen, stark japanirten oder lackirten Schüsseln gestellt werden; der Gebrauch der Messer, Gabeln und Löffel ist ihnen durchaus fremd. Wenn sie Betel käuen oder Tabak rauchen, so haben sie besondere Gefäße, worein sie speien; überhaupt sind sie sowohl auf ihrem Körper, als in dem Innern ihrer Häuser äußerst reinlich. Sie haben nur wenige Hausgeräthe, und diese bestehen bloß in den nöthigen Gefäßen zum Kochen und Zubereiten ihrer Speisen, und in Teppichen, worauf sie den Tag über sitzen und des Nachts schlafen; dafür halten

sie es aber für den größten Staat, recht viele Kopfkissen zur Schau legen zu können, die mit den reichsten seidenen Stoffen überzogen, und rings herum am Rande auf das kostbarste gestickt sind.

Das ganze Volk ist so wenig geneigt, zu Prozessen und gerichtlichen Streitigkeiten, daß es in dem ganzen Lande weder Amtleute, noch Advokaten, noch Sachwalter giebt; wenn je einmal ein Streit unter ihnen entsteht, so begeben sich beide Theile persönlich zu dem Carranguo, der die Stelle eines Richters vertritt, und von diesem wird alsdann die Sache schnell und nach der Billigkeit entschieden. In einigen Dingen, besonders wo ein Kriminal-Verbrechen zum Grunde liegt, ist es ihnen verstattet, sich selbst Recht zu verschaffen. Wenn z. B. ein Mann einen andern bei seiner Frau im Ehebruch auf offener That erwischt, oder einen, der eben einen Mord, oder auch einen Diebstahl begeht, so hat er das Recht, den Verbrecher sogleich aus der Welt zu schaffen; die Waffe, deren sie sich hierzu bedienen, ist ohne alle Ausnahme der Dolch.

Alle Malajen sind strenge Muhammedaner und befolgen die Vorschriften dieser Religion aufs genaueste. Viele unter ihnen glauben fest an die Magie, und tragen beständig Zaubermittel bei sich, durch die sie gegen alle Gefahren geschützt zu werden glauben.

Die Kleidung des gemeinen Volkes besteht bloß aus einem Stücke Leinwand, daß um die Hüften herum bese-

stiget wird; die Vornehmeren unter ihnen tragen aber eine Art von Weste, von Seidenzeuch oder feinem Tuch, und werfen über diese noch ein weites Gewand von Seide, das ihnen bis auf die Kniee herunter reichte. Außerdem tragen sie noch ein Paar weite Hosen, aber dagegen weder Hemde, noch Schuhe, noch Strümpfe; wenn sie ausgehen, so haben sie den Kopf auf eine ganz besondere Art, und so, daß es aussieht wie ein Turban, mit einem Tuch umwickelt.

Ihre gewöhnliche Art zu grüßen oder ihr Salèm besteht darin, daß sie die Hände flach zusammengelegt bis an den Kopf in die Höhe heben, so daß die Daumen die Stirne berühren, wobei sie den Körper vorwärts beugen. Wenn sie vor ihren Obern erscheinen, so heben sie die Hände über die Stirne empor; treten sie vor einen Prinzen, so werfen sie sich der Länge nach vor ihm auf die Erde, bleiben mit der Stirne auf ihren zusammen gefaltenen Händen liegen, und rutschen dann auf den Knieen rückwärts. Ueberhaupt erweisen die Eingebornen ihren Fürsten und Raja's außerordentlich viele Ehrerbietung, und es fällt daher auch dem Fremden äußerst schwer, Zutritt zu diesen zu erhalten; um dazu zu gelangen, muß man ihnen nothwendig irgend ein bedeutendes Geschenk machen, und nach dem Werthe dieses Geschenkes wird alsdann der Grad von Achtung eingerichtet, womit sie den Fremden behandeln, denn der Geitz ist die herrschende Leidenschaft der ganzen Nation. Das Gegengeschenk, das man dafür bekommt, besteht gewöhnlich in Früchten und einigem wenigem Geflügel; wenn jedoch der Fremde zu

der Zeit, wo er das Geschenk überreicht, von seinem Schiffe weit entfernt ist, oder sich des Handels wegen auf der Küste in der Nähe des Palastes aufhält, so wird ihm etwas Reis, Pillau und Fische von der Tafel des Fürsten zugeschickt.

Es herrscht bei ihnen die allgemeine Sitte, daß sowohl Manns- als Weibspersonen sich täglich wenigstens einmal im fließenden Wasser baden; hierdurch werden sie nicht nur alle sehr geschickte Schwimmer, sondern diese Bäder tragen auch wesentlich zur Erhaltung ihrer Gesundheit bei, weil dadurch die schädliche Anhäufung von Schweiß und Schmutz auf ihren Körpern, die außerdem in einem so schrecklich heißen Klima ganz unvermeidlich wäre, verhindert wird.

Sie sind äußerst stolz und rachsüchtig, und dabei so träge, daß sie sich auch nicht die geringste Mühe geben, in Künsten, Wissenschaften, oder der Landwirthschaft Fortschritte zu machen; die wenigen Manufakturen, die sie besitzen, werden daher äußerst nachlässig betrieben, und ihre Ländereien liegen größtentheils unangebaut.

29.

Ueber die Maldivischen Inseln.

Noch vor wenigen Jahren pflegten 2 oder 3 Schiffe jährlich nach den Maldivischen Inseln zu segeln, um Kauri's, eine Art von Muscheln, die in Bengalen als die kleinste

kleinste Scheidemünze allgemeinen Kours hat, zu holen; allein weil sie jedesmal so außerordentlich daselbst aufgehalten wurden, indem es sehr schwer hält, eine gehörige Ladung zusammen zu bringen, weil ferner das Klima so schrecklich ungesund ist, so war der Gewinn, der aus diesen Spekulationen entstand, dem Zeitverlust und der Gefahr, der man seine Gesundheit aussetzte, nicht angemessen, und es ist daher in den letztern Zeiten kein Schiff mehr dahin abgeschickt worden. Der Handel dieser Inseln wird nunmehr von den Einwohnern derselben in ihren eigenen Böten getrieben; diese sind aber im höchsten Grade erbärmlich, können durchaus kein stürmisches Wetter aushalten, und sind aus den Stämmen von Kokosnußbäumen erbaut, welche sie sämmtlich aus der Gegend von Balasore auf der westlichen Einfahrt in den Hugly herholen; in ihren eigenen Inseln hingegen, nehmen sie sich sehr in Acht, die Anzahl dieser kostbaren Bäume nicht zu vermindern.

Die Malbivischen Böte kommen in den Monaten Junius und Julius, wo in dem Meerbusen von Bengalen der südwestliche Monsun herrscht, in Flotten zu 20, 30 und mehreren nach Balasore; ihre Ladung besteht in Kokosnußöl und allen übrigen Produkten des Kokosnußbaumes, ferner in Kauri's oder Muschelgeld, in gesalzenen Fischen von verschiedener Art, in Schildkrötenschaalen u. dergl. Gegen diese Artikel nehmen sie in der Mitte des Decembers, wo sie wieder zurückkehren, als Rückfracht mit: Reiß, Zucker, Stahl und Eisen-Waaren,

feine Tücher, seidene Zeuche, grobe Kattune, Tabak u. dergl.

Sie bekennen sich sämmtlich zur Muhammedanischen Religion, der sie jedoch nicht streng anhängen; übrigens scheinen sie ein stilles, friedliches und harmloses Volk zu seyn. Ihre Farbe ist gelblich kupferfarbig, und sie sind im Durchschnitt von etwas mehr als mittlerer Größe.

Inhalt.

Seite

1. Von der Insel Banka. 3
2. Von Passier auf der Insel Borneo. 5
3. Einige Nachrichten über Batavia und den dasigen Handel. 17
4. Samarang. 26
5. Achin oder Atschin auf der Nordspitze der Insel Sumatra. 28
6. Pebir auf der Westküste von Sumatra. 33
7. Anna Labu. 36
8. Die Passage-Insel. ebd.
9. Sinkell, auf der West-Küste von Sumatra. 37
10. Barus auf der Küste von Sumatra. 40
11. Natal und Natalhill auf derselben Küste. ebd.
12. Moco-Moco und die Ratten-Insel. 41
13. Ueber die Küste von Malakka. 42
14. Ueber Tringano. 45
15. Bemerkungen auf einer Reise nach Sina. 46
16. Der Ginseng oder die Kraftwurzel, und andere sinesische und indische Waaren. 64
17. Ueber die Inseln Diego-Ruis, und die Sandbänke Chirbaniana und Padonna oder Padua. 72
18. Einige Nachrichten über Mokha und Dschidda. 76

Inhalt.

19. Ueber Bassora und den Handel nach Persien überhaupt. 81

20. Von den Hindu's 86

21. Junk = Ceylon. 88

22. Queda auf der Halbinsel Malakka. 89

23. Pulo = Pinang oder die Prinz = Wallis = Insel. 90

24. Salangore auf der Westseite von Malakka. 91

25. Ueber Malakka. 92

26. Ueber Siam. 93

27. Ueber Sukkadana auf der südwestlichen Küste von Borneo. 98

28. Ueber den Charakter der Malajen im Allgemeinen. 99

29. Ueber die Maldivischen Inseln. 104

Digitized by Google

UNIV

LIBRARY USE

R RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This bo

LOAN DEPT.

THIS BOOK IS DUE BEFORE CLOSING TIME
ON LAST DATE STAMPED BELOW

CAGE DE

AUG 5 19

LIBRARY USE DEC 14 1970 48

REC'D LD DEC 14 '70 -10 AM 2 5

LD 21-95m-11,'50(2877s1

LD 62A-30m-2,'69
(J6534s10)9412A—A-32

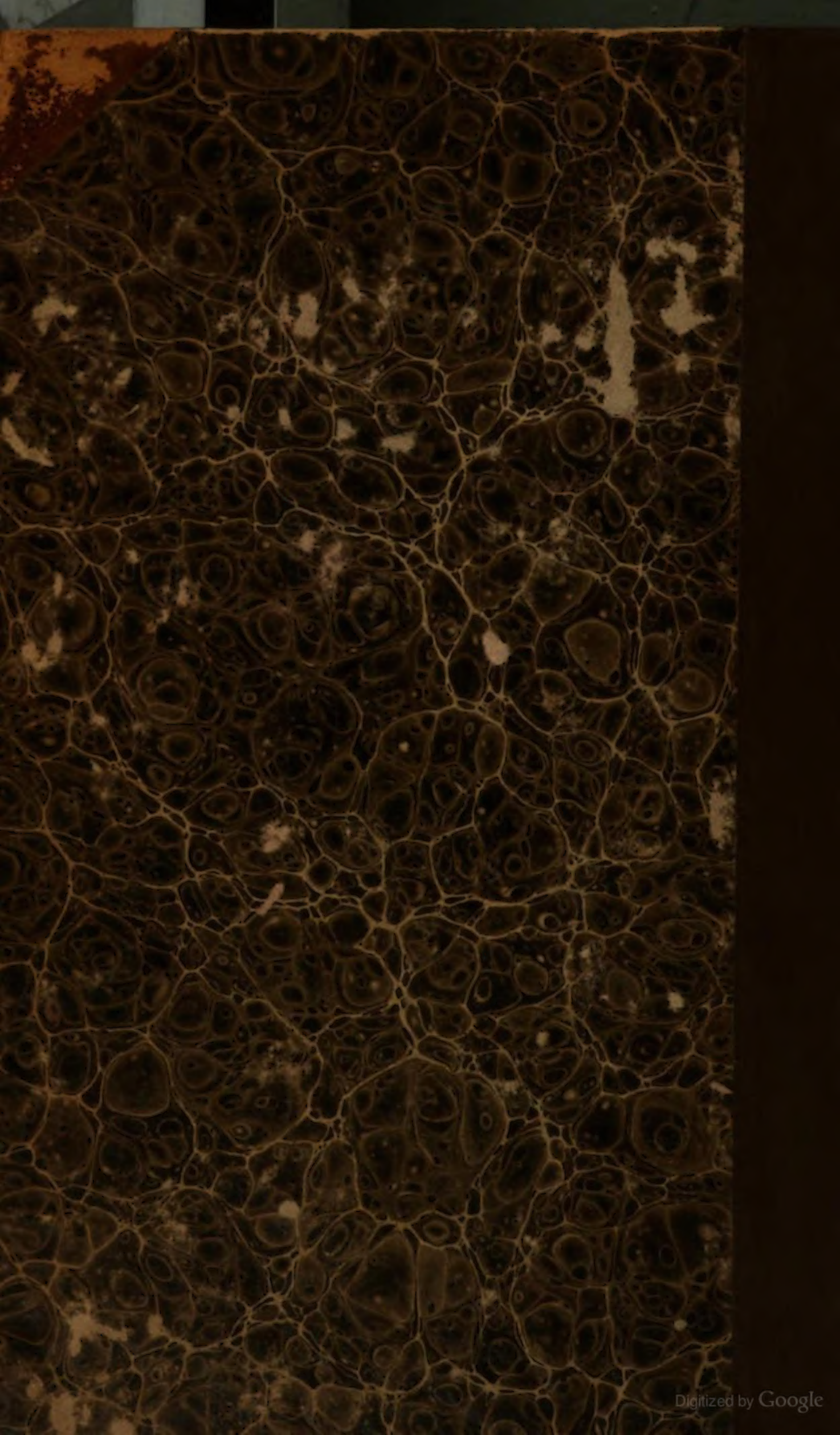
General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YB 28511

M310432

Digitized by Google


Digitized by Google